

*DIE PERSPEKTIVEN DER PHILOSOPHIE HEUTE - DARGESTELLT AM
PHÄNOMEN STADT*

D i s s e r t a t i o n

zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophie

an der

Grund- und Integrativwissenschaftlichen Fakultät

der

Universität Wien

eingereicht von

Johannes Hahn

Wien 1987

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung	Seite	1
1. Kapitel: <i>PHILOSOPHIE HEUTE</i>		
1. Aktualität und Antiquiertheit der Philosophie	"	9
2. Theorien der Entstehung von Orientierungskrisen	"	18
3. Durchleben wir zur Zeit eine Orientierungskrise?	"	25
3.1 Arbeit/Freizeit	"	35
3.2 Familiäres Zusammenleben	"	40
3.3 Masse	"	41
3.4 Geschwindigkeit	"	42
3.5 Informationsgesellschaft	"	43
3.6 Technische Entwicklung	"	45
3.7 Umwelt	"	46
3.8 Weltfriede	"	46
4. Das Selbstverständnis der Philosophie in der Gegenwart	"	48
5. Was vermag Philosophie zu leisten?	"	57
6. Die Erfahrung des Ganzen durch die Philosophie	"	80
7. Die Stadt als Gegenstand philosophischer Betrachtungen	"	90
8. Die abendländische Leitgesellschaft	"	99

2. Kapitel: *DIE STADT: GESTERN - HEUTE - MORGEN*

I. Teil: Gestern

1.	Theorien der Stadtentstehung	Seite	106
1.1	Die ökologisch-hydraulische Stadtentstehungstheorie	"	106
1.2	Die ökonomische Stadtentstehungstheorie	"	107
1.3	Die militärische Stadtentstehungstheorie	"	108
1.4	Die theologische Stadtentstehungstheorie	"	109
2.	Die Geschichte der Stadt	"	111

II. Teil: Heute

1.	Die urbane Bevölkerung im Zahlenvergleich	"	131
2.	Die städtische Implosion	"	134
3.	Die städtische Explosion	"	135

III. Teil: Morgen

TOYNBEES	ökumenopolis	"	138
----------	--------------	---	-----

3. Kapitel: *ELEMENTE EINER STADTPHILOSOPHIE*

1.	Die Stadtidee	Seite	143
1.1	Planung ersetzt Idee	"	
1.2	Die Erfahrung des Ganzen als Grundlage der Idee	"	147
1.3	Der Magnet "Stadt"	"	151
1.4	Wesenselemente der Stadt	"	155
1.5	Was ist die Stadt, ihre Idee?	"	159
2.	Das Faszinosum Stadt	"	161
2.1	Freiheit über alles	"	162
2.2	Die Stadt in der Kunst	"	165
3.	Der Organismus Stadt	"	170

3.1	Städtische Funktionen	Seite	171
3.2	Die Stadt als etwas Gewachsenes	"	173
4.	Die Erscheinungen der Stadt	"	178
5.	Die Begrifflichkeit städtischer Formen	"	184
5.1	Wohnumfeld, Quartier (Grätzel), Stadtteil	"	187
5.2	Die Großstadt	"	188
5.3	Die Metropole	"	189
5.4	Weltstädte	"	190
5.5	Ballungen	"	191
5.6	New Town	"	193
5.7	Solitärstädte	"	194
6.	Elemente der Urbanität	"	195
7.	Das Ist und das Soll der Stadt	"	200
7.1	Das Ist der Stadt	"	201
7.2	Das Soll der Stadt	"	205
7.2.1	Das KOHR'sche Größenmodell	"	207
7.2.1.1	Die gesellige Gemeinschaft	"	208
7.2.1.2	Die Wirtschaftsgesellschaft	"	208
7.2.1.3	Die politische Gesellschaft	"	209
7.2.1.4	Die Kulturgesellschaft	"	211
7.2.2.	Die polyzentrische Stadtstruktur	"	212
8.	Die notwendige Rückkehr zum Souverän	"	218
8.1	Die Tugend der Überschaubarkeit	"	224
8.2	... die oft vernachlässigte Frage der Maßstäblichkeit	"	225
9.	Der einzelne ist aufgefordert...	"	228
10.	"Zieh er sich zurück, Bürokrat!"	"	231
11.	Grundgedanken einer Stadtverfassung	"	236
11.1	Das Eigentum an Grund und Boden	"	237
11.2	"Je weniger Regierung, desto besser"	"	242
	Anstelle eines Nachwortes die Frage: Was ist Stadtphilosophie und worin liegt ihre Notwendigkeit?	"	250
	Anhang	"	255
	Literaturverzeichnis	"	277

EINLEITUNG

Der Begriff "Stadtphilosophie" ruft bei den meisten Menschen zunächst nur irritiertes Staunen hervor. Aber schon Aristoteles hat im Staunen den Grund des Philosophierens gesehen: "Dank ihres Staunens beginnen jetzt und begannen zuerst die Menschen zu philosophieren; sie verwunderten sich ursprünglich über die offenbaren Schwierigkeiten, dann, in dem sie Schritt für Schritt fortschritten, entdeckten sie großartige Probleme" (Metaphysik 982, c, 12 - FN 1).

Ein gewisser Zynismus ist nicht zu unterdrücken, läßt man sich angesichts der gegenwärtigen globalen großstädtischen Probleme diese aristotelischen Worte durch den Kopf gehen. Demnach sind die Menschen bei ihrem "Schritt-für-Schritt-Fortschreiten" noch nicht auf das "großartige Problem" der Stadt gestoßen.

Anders ist das nahezu Nichtvorhandensein des Terminus 'Stadtphilosophie' schwerlich zu interpretieren. In der einschlägigen Literatur ist Stadtphilosophie kein Thema. Bezeichnenderweise ist es ein "Hobbypublizist", Dieter EISFELD, Leiter des Bauverwaltungsamtes der Stadt Hannover, der 1978 ein hochinteressantes Buch - "GROßE STADT, WAS NUN ?" - mit dem Untertitel: "Über die Notwendigkeit einer

Stadtphilosophie" veröffentlichte. (FN 2)

Unter jenen, die sich wissenschaftlich mit der Stadt auseinandersetzen ist es der Geographieprofessor an der Kieler Universität Reinhard STEWIG, der in seiner Arbeit "Die Stadt in Industrie - und Entwicklungsländern" einleitend in einer begrifflichen Abklärung des Wesens "Stadt" von einem "literarisch - philosophisch - kulturkritischen Stadtbegriff" spricht (FN 3), und sich dabei auf E. PFEIL bezieht (Großstadtforschung. Entwicklung und gegenwärtiger Stand, Hannover 1972, 2.Aufl.).

Es wäre aber vermessen, zu behaupten, berufsmäßige Philosophen drücken sich um die Stadtphilosophie, kleiden dieses Problem nur in ein anderes sprachliches Gewand. Weit gefehlt, sie existiert nicht in den Köpfen der professionellen Denker - die Verbindung Stadt-Philosophie.

Der Berufsstand der Philosophen neigt dazu - häufiger als dies andere Berufsgruppen tun -, das eigene Handeln, genauer das Nachdenken darüber, in der Öffentlichkeit rechtfertigen zu müssen. Das mag seine Ursache darin finden, daß Philosophen von "Amts wegen" aufgefordert und legitimiert sind, nach den letzten Dingen zu fragen. Und was gehört heutzutage mehr zu den letzten Dingen, als Rechenschaft über sein eigenes Tun und Handeln abzulegen ?

In ihren Reflexionen konstatieren sie zwar, daß es "bis heute keine ausgearbeitete Philosophie des Arbeits- und Leistungsverhältnisses, außer der marxistischen Variante keine ernsthafte alternative Philosophie der wirtschaftlichen Phänomene, keine neue Philosophie des Geldes, keine Philosophie der Planung, kaum eine differenzierte Philoso-

phie der Technik" (FN 4) gibt. Auch dann, wenn von umstrittenen Philosophiebegriffen (FN 5) wie "Philosophie der Koexistenzpolitik", der "Wachstumsphilosophie", der "Selbstzweckphilosophie" in der Grundlagenforschung oder von "laissez-faire-Philosophie" die Rede ist, scheint die Stadtphilosophie nicht auf.

Umgekehrt wäre es aber falsch, sie eine Schublade tiefer zu suchen, dort nämlich, wo der Gebrauch des Wortes "Philosophie" auch Fälle einschließt, von denen man noch nie gehört hat, daß sie eine philosophische Entsprechung gefunden hätten. Dies gilt z.B. für eine "Philosophie der Olympischen Spiele", ebenso für eine "Philosophie der französischen Küche", soviel die Menschheit ihr auch verdankt, wie auch für eine "Philosophie des Extrem-Alpinismus" oder einer "Philosophie des Angelns" (FN 6).

Die Tatsache, trotz mehrjährigen Recherchierens und Forschens, mit Ausnahme des oben zitierten Untertitels bei EISFELD, nie auf den Begriff "Stadtphilosophie" (auch nicht in einer Umschreibung bei Philosophen, die sich mit der Stadt auseinandersetzen) getroffen zu sein, ist angesichts des Umstandes, daß laut einer UN-Prognose damit zu rechnen ist, daß schon im kommenden Jahrhundert "vielleicht 80% der Menschheit in Städten und stadtähnlichen Gebilden ungeheuren Ausmaßes leben" (FN 7) werden, umso bemerkenswerter.

Betrachtet man daneben jedoch die - in Wahrheit unüberblickbare - Zahl von Publikationen, Arbeiten, Untersuchungen und Forschungsberichte zu städtischen, bzw. großstädtischen Fragen, liegt unweigerlich der Schluß nahe, die Stadt ist für die Philosophen kein Thema.

Wo die Säumigen zu treffen sind, ist evident: An den philosophischen Instituten und sonstigen Einrichtungen, die die gewerbsmäßigen Philosophen beherbergen und ernähren.

Dieses Unterlassen hat lediglich dazu geführt, daß Vertreter von Fachdisziplinen, die sich einen supra- oder interdisziplinären Anstrich zu geben versucht haben, weit über ihre Reviergrenzen hinaus ein Echo gefunden haben. Zum Teil mit Recht.

Stellvertretend seien die Historiker und Kulturphilosophen Lewis MUMFORD (FN 8), A.J. TOYNBEE (FN 9), der Psychoanalytiker Alexander MITSCHERLICH (FN 10), der Städteplaner Leonardo BENEVOLO (FN 11), die Humanethnologen Irenäus EIBL-EIBESFELDT (FN 12) und Hans HASS (FN 13), die Architekten Roland RAINER (FN 14) und Harry GLÜCK (FN 15) genannt.

Die philosophischen Grenzgänger Friedrich HEER (FN 16) und Jean AMERY (FN 17), sowie der spanische Ethiker Jose Luis ARANGUREN (FN 18) lassen in ihren brillianten Essays erkennen, was die Philosophie tatsächlich zum Thema Stadt zu leisten imstande wäre.

Philosophie, verstanden als ein spekulativ-konstruktiv-synthetisches Denken (FN 19), bedeutet aber auch seit Aristoteles und in den Worten Josef PIEPERS "offen sein für das Ganze" (FN 20), alle Aspekte sehen. Die Stadt, mit ihrer mehr als fünf-tausendjährigen menschheitsbildenden und -formenden Geschichte, hätte es sich wahrlich verdient, nicht nur Experten und Wissenschaftlern von Fachdisziplinen überlassen zu werden.

Die Stadt ist mehr als die Couch eines Psychoanalytikers, als das Reißbrett eines Stadtplaners oder Architekten, als der Erhebungsbogen eines Soziologen oder als das EDV-Programm eines Verkehrslogisten. Die Stadt sind wir selbst; eine alte Binsenweisheit, die aber angesichts fortschreitender Spezialisierung mit dem Drang, alles naturwissenschaftlich zu messen, zu wägen und zu bewerten, (und es dabei meist für zu leicht zu befinden), immer mehr in Vergessenheit gerät.

Die Statistik und eigenes Beobachten, (wobei das Fernsehen noch so große Katastrophen und humane Bedrängnisse auf eine infantil ungefährliche, und daher unbedenkliche - im Sinne von nachdenkenswert - Größe verkleinert), beweisen, daß immer mehr Menschen in Städten bzw. Konurbationen leben werden.

Eine Stadtphilosophie von heute kann daher zur Staatsphilosophie von morgen werden (FN 21).

So hoch ist mein Anspruch in der vorliegenden Arbeit jedoch bei weitem nicht.

Diese einleitenden Bemerkungen haben gezeigt, daß es mit dem Verhältnis der Philosophie, d.h. ihrer Träger, den Philosophen, zur Stadt nicht besonders gut bestellt ist. Die Beziehung ist sozusagen am Nullpunkt angelangt, wenn man davon ausgeht, daß tiefe Denker wie Platon oder Aristoteles bis hinauf zum Renaissance-Pragmatiker MACHIAVELLI ihre staatenbildenden und -leitenden Überlegungen auf Polis-Größe zuschnitten. Auch CICERO ist hierin keine Ausnahme; als vox populi betrachtete er stets das Volk der Römer, soll heißen Rom, und nicht populores Romanorum.

Das es soweit kommen konnte, ist in einer Identitätskrise der gegenwärtigen Philosophie zu suchen.

Das erste Kapitel versucht daher Antwort auf die Position und Aufgabenstellung der Philosophie vor dem Hintergrund aktueller gesellschaftlicher Phänomene und/oder Fragestellungen zu geben, wobei am Beginn die Erkenntnis von Orientierungskrisen der Industriegesellschaft steht.

(Gesamt)gesellschaftliche Orientierungskrisen bewirken aber fast immer eine "Konjunktur der Philosophie", die jedoch von den Philosophen noch nicht richtig genutzt werden konnte.

Offenkundig, weil sie - die Philosophie - selbst in einer Krise steckt.

Ein möglicher Ausweg könnte in dem in diesem Kapitel aufgezeigten ganzheitlichem Ansatz eines "neuen" Philosophierens liegen, wobei der Gegenstand des Philosophierens eine "Anthropologie in pragmatischer Hinsicht" (Gernot BÖHME - FN 22) sein könnte, die sich in der vorliegenden Arbeit letztlich am Thema "Stadt" konkretisiert.

Gleichsam als Einschub wird am Ende des ersten Kapitels eine Theorie der abendländischen Leitgesellschaft entwickelt, die nachzuweisen versucht, daß unsere euro-amerikanische Industriegesellschaft die dominante Rolle bei der Ausbildung einer einheitlichen Weltgesellschaft spielt, bzw. spielen wird. Bei der weiteren Behandlung des Themas "Stadtphilosophie" kann daher die Situation im außereuro-amerikanischen Raum weitgehendst vernachlässigt werden.

Um das Wesen der Stadt begreifen zu können, ist es unabdingbar, sich die fünftausendjährige Stadtgeschichte und die Theorien der Stadtentstehung in Erinnerung zu rufen. Am Ende dieses zweiten Kapitels steht mit TOYNBEE'S Vision einer Megalopolis ein Ausblick in die Zukunft.

Im abschließenden dritten Kapitel werden die Elemente einer Stadtphilosophie aufgefächert.

Durch das Vordringen der "Planungsphilosophie" gerät die ursprüngliche Stadtidee und damit die unverwechselbare Stadtidentität zusehends verloren. Die Konsequenz ist die gesichtslose Einheitsstadt, deren wesentlichste Erscheinungsformen - unabhängig vom jeweiligen Kulturkreis, in dem die Städte eingebettet liegen - beliebig zwischen diesen austauschbar wären.

Aber die Idee der Stadt kann nicht verloren gehen, denn die Stadt ist ein Magnet, der ihre Faszination ausmacht.

In einem eigenen Abschnitt ("Die Begrifflichkeit städtischer Formen") wird der geisteswissenschaftliche Versuch unternommen (FN 23), eine umfassende definatorische Unterscheidung der Begriffe Wohnumfeld bis Weltstadt zu geben.

Unvermeidlich und stets wiederkehrend ist die Frage nach der Urbanität, die im betreffenden Abschnitt unter großer Anlehnung an die Gedanken Friedrich HEERS beantwortet zu werden versucht wird.

Die im ersten Kapitel gestellten Forderungen an die moderne Philosophie verlangen nicht nur nach ganzheitlichen Analysen

und Interpretationen, sondern ebenso nach solchen Vorschlägen, Anregungen und Überlegungen.

Die Entwürfe Leopold KOHRS (FN 24) für ein gleichermaßen humanes wie leistungsfähiges Größenmodell für das Zusammenleben der Menschen in Ballungen stehen Pate für das Konzept einer polyzentrischen Stadtstruktur (7.2.2), das sich letztlich wieder an der Individualität und der Maßstäblichkeit orientiert.

Grundgedanken einer Stadtverfassung, die die kontroversielle und bis dato ungelöste Problematik des Eigentums an Grund und Boden mitbehandeln, runden dieses letzte Kapitel ab.

Die vorliegende Arbeit ist der bescheidene Versuch, anhand der Komplexität urbaner Probleme die Chancen und Möglichkeiten einer zeitgemäßen, praxisorientierten Philosophie darzulegen. Nicht zuletzt aus diesem Grund scheint mir eine eher essayistische Darstellungsform das geeignete Mittel, um die gesellschaftliche Vielfalt des Phänomens Stadt einzufangen und zugleich zu praktischen Schlußfolgerungen gelangen zu können.

Es versteht sich von selbst, daß es sich daher nur um einen stadtphilosophischen Entwurf handeln kann.

1. Kapitel

PHILOSOPHIE HEUTE

1. Aktualität und Antiquiertheit der Philosophie

Erlebt die Philosophie gegenwärtig eine Konjunktur?

Philosophie, das ist die Liebe zur Weisheit. Angesichts dieser definitiven Inhaltsangabe des Begriffes "Philosophie" im Spiegel aktueller Ereignisse unserer Gesellschaft und der Welt im allgemeinen, scheint die Frage mit "Nein" beantwortet werden zu müssen.

Ehe daher die Frage nach einer allfälligen philosophischen Konjunktur bejaht oder verneint werden kann, müssen wir uns zunächst dem mæutischen Geschäft zuwenden und abklären, wieso es überhaupt zu solch einer questionären These kommen konnte.

Für den Anfang möchte ich mich mit ganz generell gehaltenen Überlegungen begnügen. Ausgangspunkt sind einige grundlegende Erkenntnisse, man könnte fast sagen: Banalitäten, über das Wesen des Menschen.

Der Mensch ist - schon Aristoteles traf die Feststellung vom *zoon politicon* - ein geselliges Wesen, welches in seiner Geselligkeit dann maximale Befriedigung und Anerkennung erfährt, wenn seine Individualität möglichst

unversehrt erhalten werden kann. Kompromisse, denen man einen Teil seiner persönlichen Eigentümlichkeit opfert, lassen ja bekanntlich immer einen schalen Nachgeschmack zurück.

In der Regel ist der Mensch - um es salopp zu formulieren - eine aufgeweckte und neugierige Spezies, die außerordentlich kommunikativ ist. Voraussetzung dafür ist ein erbgenetischer Code, der den Menschen zu einem "Spezialisten für Unspezialisiertheit" macht, (Alexander MITSCHERLICH - FN 1). Diese These wird unterstützt, bzw. findet sich bereits in den Untersuchungen der philosophischen Anthropologen A.GEHLEN, H.PLESSNER und A.SCHELER.

Der Anthropologe und Philosoph Michael Landmann bringt es auf den Punkt: "In Wahrheit gibt es menschliche Grundkonstanten, die hinzunehmen und durch kein noch so ideales Gesellschaftssystem abstoßbar sind. Die Grenze ... liegt... im seinsmäßig Unüber-schreitbaren" (FN 2).

Zu diesen "menschlichen Grundkonstanten" zähle ich auch die menschliche Fähigkeit des Staunen-Könnens. Wie die Mediziner die Auffassung vertreten, daß es zur Erhaltung der Gesundheit gut und wichtig wäre, täglich mindestens einmal außer Atem zu geraten, stehe ich auf dem Standpunkt, daß es für den Geist des Menschen ebenso notwendig ist, zumindest irgendwann am Tage ins Staunen zu kommen, weil Erstaunen Reflexion hervorruft.

Es wohnt dem Erstaunen inne, daß man meist nur über eine vertraute Sache oder Person ins Staunen gerät, weil man sie plötzlich anders erfährt. Diese neue Erfahrung

bewirkt einen Nachdenkprozess. Im alltäglichen Leben ist eine derartige Reflexion oft denaturiert zu einer bloßen Reaktion, oft sogar im Unterbewußten; aber der Vorgang als solcher - Reflexion folgt dem Erstaunen - kommt zustande. Für Josef PIEPER ist "das Staunen das prinzipium bleibender, innebleibender Ursprung des Philosophierens" (FN 3).

Dieser einfachste und gleichzeitig häufigste Vorgang steht somit am Anfang des Philosophierens. Den wenigsten Menschen ist dies jedoch bewußt, obwohl andererseits der Begriff des Philosophierens in unsere Umgangssprache Eingang gefunden hat; allerdings in einem anderen als dem eben explizierten Sinn.

Manfred RIEDL faßt dies so zusammen: "Die Tätigkeit des Philosophierens ist unabhängig von einer wie auch immer beschaffenen Institution; sie vollzieht sich ursprünglich im Modus immanenter Wissensreflexion. Als Reflexion ist Philosophie keine Wissenschaft unter Wissenschaften, auch nicht Wissenschaftstheorie, Synthese von Fachwissenschaften oder monarchische Grundwissenschaft, sondern Klärung und Rechtfertigung jenes selber reflexiven Mit-wissens, das sich analog auch in anderen Gestalten ausbildet und diese zur Einheit einer gesellschaftlich-geschichtlichen Kultur verbindet" (FN 4).

Dieser quasi biochemische Ablauf des Erstaunens, der linear verläuft, steht aber auch am Beginn eines dialektischen Prozesses, der im landläufigen Sinne, wie ich meine zu Recht, als "philosophieren" bezeichnet wird.

Dazu wieder Manfred RIEDL: "Was Max WEBER von der Politik behauptet, trifft ebenso auf Philosophie zu: man kann sie entweder als Gelegenheitsphilosoph im Nebenberuf, oder hauptberuflich treiben. Gelegenheitsphilosophen sind wir alle, bei vielerlei Gelegenheiten: in der Hinnahe einer schweren Krankheit oder des Todes, als Zeuge der Geburt von neuem Leben oder als Betrachter eines Kunstwerks, auf der Wanderung durch Fabrikvororte des 19. oder Industrielandschaften des 20. Jahrhunderts, bei Besuchen von Massenversammlungen oder der Wahl einer politischen Partei" (FN 5). Um dann in seinem Beitrag "Philosophieren nach dem 'Ende der Philosophie' ?" im Rahmen eines von der Fritz THYSSEN-Stiftung initiierten Arbeitskreises zum Thema "Wozu Philosophie ?" kategorisch festzustellen: "Nicht ein Gott oder der Fachmensch, auch nicht der sogenannte Kulturmensch, der Mensch philosophiert" (FN 6).

Bertrand RUSSEL hat einmal geschrieben, daß zwischen der Theologie und der Wissenschaft ein Niemandsland liegt, daß Angriffen von beiden Seiten ausgesetzt ist: dieses Niemandsland ist die Philosophie (FN 7).

Ich werde auf diese sehr bemerkenswerte Aussage Russells gelegentlich noch zurückkommen, fürs erste aber bei dem Vergleich mit dem Niemandsland, in dem die Philosophie liegt, innehalten. Wir können nicht umhin, einzugestehen, daß ein Niemandsland auf uns eine gewisse Faszination ausübt. Eine Faszination, ähnlich der Art, wie wir sie beim Betrachten einer Meeresbrandung erleben. Ein Reiz, ihr so nahe wie möglich zu kommen, aber ja nicht hineinzugeraten. An ein Niemandsland tritt man auch so weit wie möglich heran, doch die Furcht vor Unbekanntem hindert einen automatisch, den einen, entscheidenden

Schritt zu tun. So ist es umso verständlicher, daß jener, der sich dennoch im Niemandsland oder in der Brandung bewegt, traumwandlerisch sicher und ästhetisch beeindruckend wie ein Wellenreiter, unsere vollste Bewunderung genießt. So ergeht es uns mit den wenigen Menschen, die sich geistig behende im Niemandsland der Philosophie bewegen: die Philosophen.

In mentale Umweltbedingungen gezwungen, entwickeln sie eine Sprache, die schwer verständlich ist. Das Eigentümliche ist weniger die Ansammlung fachspezifischer Begriffe, daran sind wir im Zeitalter galoppierenden Experimentums gewöhnt, und praktizieren eine solche dort, wo wir selbst firm sind (es ist mehr als ein bon mot, daß den unverständlichsten Fachkauderwelsch ausgerechnet die Kommunikationswissenschaftler sprechen), sondern daß sie durchaus in einer uns bekannt vorkommenden Sprache kommunizieren, die uns dennoch nicht vertraut ist. Ich expliziere dies am Begriff des Seienden und führe - eher zufällig - die entsprechende Passage in Morris STOCKHAMMERS philosophischem Wörterbuch als Beispiel an. Dort steht:

"Das Sein (Existenz, Wirklichkeit, Realität, Dasein) ist die Eigenschaft aller vorhandenen Dinge. 'Sein oder Nichtsein', das ist die erkenntnistheoretische Frage. Die 'Riesenschlacht ums Sein' (Platon), ums 'Letzte' (N.HARTMANN) oder Wesen der Sachen kann dualistisch entschieden werden: es gibt das geistig-unphysische Sein der raumzeitlosen Wert- und Erkenntnisideen und das physisch-amoralische Sein der raumzeitlichen und geistlosen Naturscheinungen (bzw. das psychische Sein der seelischen Vorgänge). 'Nur das Denken kann erzeugen, was als (geistig-ideelles) Sein gelten darf' (H. COHEN), während das

materielle Sein von ihm unabhängig ist. Alle monistische (materialistische oder spiritualistische) Vernachlässigung einer dieser 'wahren' Seinsarten ist verfehlt. Beide Seinsweisen sind erkennbar, und zwar das geistige Sein nur durch den Verstand, das materielle Sein durch den Verstand und die Wahrnehmung. Das Werden ist ein sich veränderndes Sein und spielt sich in der selben Seinsebene ab. Jedes Sein ist auch ein Nichtsein: das geistige ist kein materielles Sein, dieses nicht jenes."

Man sieht daraus die Eigentümlichkeit der Philosophensprache, die sich doch von anderen "Fachsprachen" in ihrer Diktion erheblich unterscheidet.

Bleiben wir aber noch beim Bild vom Niemandsland, in dem die Philosophie liegt und in dem sich die Philosophen bewegen: Ein Niemandsland ist kein Paradies, wo Milch und Honig fließt; ganz im Gegenteil. Man kann sich zwar dort aufhalten, aber nicht überleben. Deshalb kehren Philosophen von Zeit zu Zeit in die Zivilisation zurück, schließlich sind sie ja in ihrem eigenen Selbstverständnis "Spezialisten für das Allgemeine" (Hans LENK - FN 8). Jene, die das nicht tun, verhungern im wahrsten Sinne des Wortes. (Gewisse Parallelen mit der Geschichte katholischer Orden sind nicht zu übersehen: Dort, wo das benediktinische Motto des "ora et labora" zum Tragen kam, gediehen sie prächtig; eine ausschließlich nach innen gerichtete spirituelle Beschaulichkeit führt hingegen entweder zu einem Verbot solcher Orden (Josef II.) oder sie wurden mit der Zeit von selbst obsolet.)

Fassen wir zusammen: Der Mensch ist "Spezialist für die Unspezialisiertheit" und der Philosoph "Spezialist

für das Allgemeine". Wenn man nicht auf Termini herumreitet, läßt sich der Schluß ziehen, beide, Mensch und Philosoph (wobei diese aphysische Trennung gestattet sei), eint der Kampf gegen die "Allwissenheit und Allmacht der triumphierenden Wissenschaften" (Lewis MUMFORD - FN 9); die beiden "'Experten des Alltages' stehen der oft sehr eindimensionalen Denkweise der Fachleute gegenüber" (Heinz ROSMANN - FN 10).

Hans LENK schreibt dazu: "Nach wie vor hat die Philosophie so etwas wie eine sokratische Funktion, wie man sie nennen könnte - eine Aufgabe, die Experten ins Gespräch zu ziehen, Perspektiven und Interessen der Allgemeinheit oder des Allgemeinen einzubringen und in einer gewissen Integrationsfunktion über die verschiedenen Disziplingrenzen hinweg als ein Forum und Brennpunkt der Diskussion zu wirken." (FN 11). Carl Friedrich GETHMANN sieht im Philosophen jemanden, der "neue Vorschläge machen soll, wo alte nicht mehr Zustimmung finden", weil "sie" (die Philosophen) "sollen überhaupt Vorschläge machen, wo Einverständnisse fehlen." (FN 12).

Schließlich ist für Walther Ch. ZIMMERLI "die Philosophie als universalistische 'Disziplin' seit je mit allen Bereichen menschlicher Theorie und Praxis" beschäftigt. (FN 13).

Die von der Philosophie selbst und auch an sie herangetragene Aufgabenstellung, Mittlerin zwischen Fachdisziplinen und dem Wunsch nach gesamtheitlicher Betrachtungsweise zu sein, findet neuerdings auch ihre Bestätigung im Wiedererstarken jenes Bedürfnisses, zum Ideal der allumfassenden Allgemeinbildung zurückzukehren. (s. John NAIS-

BITT/"Megatrends" - FN 14).

Philosophie, die Liebe zur Weisheit, ist aber genau jene Betätigung, die dem Ideal nach humanistischer Allgemeinbildung am nächsten kommt, indem sie stets versucht, an den Ursprung, an die Wurzel eines Problems, einer Frage zu gelangen. Dazu bedarf es einer allumfassenden Sicht der Dinge.

Leopold KOHR, österreichischer Denker mit Weltreputation, hat dies auch erkannt. In seinem Buch "Überentwickelte Nationen" widmet er diesem Gedanken eine Passage. (FN 15): "Der Drang nach einer Rückkehr zu philosophischer Betrachtung scheint also gegenwärtig auf einer Vielzahl von Gebieten gleichzeitig aufzutauchen. Als Weg zu Wahrheit und Wissen ist er jedoch nicht neu, sondern ist seit undenklichen Zeiten beschritten worden. Er stellt im Grunde die älteste und fruchtbarste Richtung menschlichen Forschens dar. Die größten Beiträge zum Fortschritt des Menschen sind zustande gekommen durch das Bestreben des Menschen, zurückzugehen, zurück zum gemeinsamen Ursprung aller Folgerungen. Aristoteles' Suche nach der letzten Einheit hinter allen Dingen hat ihn zum bleibenden Gestalter von Kategorien in jenen Zweigen der Wissenschaft gemacht, die Gegenstand seiner Forschung wurden. Platons Tiefgründigkeit als Gelehrter entspringt seinem lebenslänglichen Bemühen um die Definition einer anima mundi und die des Pythagoras seinem Versuch, durch sein Zahlensystem Geometrie, Musik, Rechtswesen und Astronomie auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Goethes naturwissenschaftliche Untersuchungen führten zur Entstehung einer neuen Disziplin, der Morphologie, der Untersuchung von Übereinstimmungen in Form und Funk-

tion auf den verschiedenen Gebieten des Lebens. Leonardo da Vincis philosophische Betrachtungen endeten in seiner sensationellen Erkenntnis dessen, was man als die größte Entdeckung in der Mechanik seit Archimedes gefeiert hat: eines verbindenen Gesetzes, das der Bewegung aller Wellen zugrundeliegt, ob es sich nun um Wasser handelt, um ein im Herbstwind wogendes Weizenfeld, um Klang- oder um Lichtwellen. Michelangelo schrieb seine Größe als Architekt der Tatsache zu, daß er Aktzeichnen konnte; 'denn die Struktur des menschlichen Körpers und die von Bauwerken ist die gleiche'".

KOHR bezeichnet sämtliche dieser Männer als Meta-Gelehrte.

Schon 1953 forderte der damalige Dekan an der technischen Fakultät der RUTGERS-Universität, Elmer C. EASTON, "Männer mit möglichst breiter Bildungsgrundlage zur Aufdeckung dunkler Zusammenhänge". (FN 16).

Gerade weil die arbeitsteilige Gesellschaft die Zahl der Leute begrenzt, die imstande sind, Bruchstücke zusammenzusetzen (FN 17), fordert sie sie gleichzeitig. Daß ein Interesse nach "Experten" für das Allgemeine, das Alltägliche, aber auch nach Wissenschaftlern, die über ihren eigenen Schrebergarten hinaus zu blicken vermögen und ethische und moralische Probleme ihres Forschens (z.B. Gentechnologie, Atomphysik) erkennen, besteht, zeigt beispielsweise die Hausse an Hörfunk- und Fernsehsendungen zu diesem Themenkomplex.

Das eigenartige Verhältnis des Durchschnittsbürgers zum Philosophen mag auch zu Überlegungen wie jene von

Hans LENK (FN 18) Anlaß geben, denenzufolge Philosophieren unter Umständen nur dann öffentliche Resonanz findet, wenn es nicht unmittelbar unter dem Etikett "Philosophie" betrieben wird.

Per saldo kann aber die eingangs gestellte Frage, ob es gegenwärtig eine Konjunktur der Philosophie gibt, mit einem vorläufigen "Ja" beantwortet werden. Insofern schließe ich mich meinem Lehrer Peter KAMPITS an, der im Vorwort seiner Geschichte der österreichischen Philosophie - "Zwischen Schein und Wirklichkeit" - eine philosophische Konjunktur ortet (FN 19).

2. Theorien der Entstehung von Orientierungskrisen

Im ersten Abschnitt des Kapitels versuchten wir die Frage zu klären, ob die Philosophie eine Konjunktur erlebt. Die Frage wurde zunächst positiv beantwortet. Allerdings gleichsam aufgrund eines Indizienprozesses. Endgültiges läßt sich bekanntlich im Stadium des Sich-Befindens - und davon gingen wir aus - nicht sagen.

Abgesehen davon scheint der Satz Manes SPERBERS, "an welchem Punkt der Geschichte auch immer wir uns befinden mögen -immer stecken wir mitten im Strom" (FN 20), etwas zeitlos Zutreffendes.

Vor der gleichen Problematik stehen wir bei der Behandlung einer etwaigen Orientierungskrise unserer Gesellschaft. Beide Fragestellungen hängen direkt zusammen.

Wenn ich eben festgestellt habe, daß die Frage nach einer philosophischen Konjunktur in Form eines Beweisverfahrens abgehandelt wurde, so wurde bisher ein wichtiges Glied dieser Argumentationskette bewußt nicht vorgebracht. Nämlich die These, daß erst eine Orientierungskrise unserer Gesellschaft den Nährboden für einen Aufschwung der Philosophie bietet. Besteht diese Junktimierung von philosophischer Konjunktur und gesellschaftlicher Orientierungskrise ? Dazu die Aussagen namhafter Philosophen:

Hermann LÜBBE: "Die Nachfrage nach Philosophie ist krisenabhängig. Die Funktion der philosophischen Reflexion ist die der Bewältigung von Orientierungskrisen, die ihren Grund in Unzulänglichkeiten bislang maßgebender Prämissen unserer Orientierungspraxis haben." (FN 21)

Manfred RIEDEL: "Das Bedürfnis nach philosophischer Rechtfertigung entsteht jedenfalls immer dann, wenn die Grundannahmen einer geschichtlichen Kultur einander ausschließen, wenn wir gute Gründe für die Zustimmung zu einer theoretischen oder praktischen Annahme zu haben glauben, oder nach Gründen suchen, sie zu verändern, bzw. ganz zu verwerfen." (FN 22)

Schließlich kommt der Philosophie als "Orientierungskrisenmanagement" (Hans Michael BAUMGARTNER - FN 23) nach Hans LENK noch eine weitere Rolle zu: "Philosophie ist nötig zur Korrektur ihrer selbst und der nicht völlig zu vermeidenden, ja, für Orientierungen in unübersichtlichen Krisenlagen sogar in gewisser Weise nötigen Ideologien." (FN 24)

Die Korrektivfunktion der Philosophie !

Nach dieser positiven formalen theoretischen Abklärung eines Zusammenhanges zwischen philosophischer Konjunktur und gesellschaftlicher Orientierungskrise stoßen wir zu dem in diesem Zusammenhang interessierenden Kern: Wie entsteht eigentlich eine Orientierungskrise ?

Die Koppelung des Begriffes "Orientierung" mit dem Begriff "Krise", definiert als eine "tiefgreifende Störung, welche wirtschaftlicher, psychologischer und geistiger Art sein kann" (FN 25), ruft eine negative Assoziation, jedenfalls eine Vorbeurteilung in eine ganz bestimmte Richtung hervor.

Muß nun jede Orientierung einbegleitet sein von einer "tiefgreifenden Störung" ? Liegt hier nicht schon, in dem eben von einer "Orientierungskrise" gesprochen wird, ein Defekt unserer sozialen Grundhaltung vor ? Einer sozialen Grundhaltung, die jeder Veränderung a priori eine negative Charakterisierung zubilligt.

Von Heraklit stammt der Ausspruch, man "badet niemals im selben Wasser des Flusses". So ist es auch mit dem Leben: Man erlebt niemals wieder dieselbe Minute. Alles ist einer Änderung, Weiterung, Ergänzung unterzogen. Auch wenn uns manchmal das Leben, unser Leben, schrecklich gleichförmig und eintönig vorkommt - und es vielleicht sogar ist -, so steht - bildhaft gesprochen - die Welt rings um uns nicht still; wir müssen ständig schauen, uns anpassen, lernen, kurz: uns orientieren.

Abgesehen davon, daß der Mensch an jede Situation mit einem Vor-Urteil herangeht, erfolgt dieses Sich-Orientieren ambivalent. Wenn ich in eine fremde Stadt komme, werde ich zwar schon eine Meinung - ein Vor-Urteil - über sie haben, aber egal, ob sie nun eher negativ oder eher positiv ist, ich werde deshalb weder in eine Orientierungskrise noch in eine Orientierungseuphorie verfallen, sondern versuchen, mich schlicht und einfach zu orientieren, mich zurechtzufinden.

Dieser Exkurs war alles andere als sophisticated, falls jemand auf diese Idee gekommen sein sollte. Im Gegenteil, ich wollte bloß herausarbeiten, daß für mich die Verwendung des Begriffes "Orientierungskrise" bereits ein eindeutiges Symptom für das Vorhandensein einer Krise unserer Gesellschaft ist, und zwar einer weit- und tiefgreifenden, so daß sich eo ipso eine Orientierungskrise ausbildet.

*Herrn Künigler
Kommunikation*

Wodurch kann nun eine Krise entstehen ?

Ich möchte gleich vorweg wiederum davor warnen, Tatsache und Wirkung zu verwechseln, zumindest durcheinanderzubringen!

Das Auftauchen einer Krise, ihre Entstehung, muß einmal zur Kenntnis genommen werden. Erinnern wir uns: Die Krise ist definiert als eine tiefgreifende Störung. Erst aus ihrer Wirkung kann ich erkennen, ob sie im nachhinein negativ oder positiv zu bewerten war. Faktum ist jedoch, daß im herkömmlichen und übertragenen Sinn mit dem Begriff "Krise" schon das Läuten der Alarmglocken assoziiert wird.

Die Synthese aus dem puristischen "Krisen"-Begriff und der weitläufigen "Alarmglockenläuten"-Interpretation läßt am geistigen Horizont bereits einen wichtigen Ansatzgedanken zum erfolgreichen Krisenmanagement erkennen: die Tatsache der Existenz einer Krise zur Kenntnis nehmen und mit Verständnis und der dazu nötigen Sensibilität - das ist die Alarmglocke (Verständnis), die läutet (die Sensibilität) - an die Bewältigung schreiten. Dazu dann später.

Zurück zur Ausgangsfrage nach der Entstehung einer Orientierungskrise:

Hier läßt sich induktiv am Beispiel des durchschnittlichen Lebenslaufes eines einzelnen Menschen vorgehen. Er wird geboren, er erhält eine Ausbildung, tritt in das Berufsleben ein, gründet eine Familie und geht schließlich in den wohlverdienten Ruhestand.

Das sind die Eckdaten eines durchschnittlichen Menschendaseins, ohne besondere äußere Ereignisse wie Naturkatastrophen oder Krieg. Jede Veränderung, die zu irgendeinem Zeitpunkt abrupt geschieht, stellt ihn vor eine gravierend neue Situation. Er muß sich orientieren. Was nicht immer friktionsfrei geschieht.

Es spricht im übrigen für die menschbezogene Weiterentwicklung unserer Kultur, daß man versucht, diese Übergänge so fließend wie möglich zu gestalten.

Das beginnt bei der sanften Geburt, geht weiter über die Vorschulerziehung im Kindergarten zu den - teilweise

verbindlich vorgeschriebenen - (Ferial)jobs während der Ausbildung. Selbst die Familiengründung erfolgt heute de facto nur mehr in den seltensten Fällen mit dem Tragen der Frischangetrauten über die gemeinsame Schwelle und der daran anschließenden Hochzeitsnacht. Über die Vermeidung des Pensionsschocks zerbricht man sich schon lange den Kopf und die meisten Betroffenen sind sich dessen bewußt und versuchen, ihm vorzubeugen.

Es bleibt dabei: trotz aller hilfreichen und auch erfolgreichen Versuche - irgendwann passiert der Übergang abrupt - die Anfahrt auf den Großglockner, diesen großen Alpenübergang, ist lange - egal auf welcher Seite man hinauffährt, aber am Hochtore gehts plötzlich und abrupt bergab.

Das gleiche gilt für die einschneidendsten Lebensstationen: abrupt ist das Kleinkind aus dem Mutterleib geglitten, eines Morgens sitzt der Taferlklaßler in der Schulbank und der "Ernst des Lebens" beginnt, detto der erste Arbeitstag und der erste Lohn - man hält plötzlich die erste Lohntüte oder den Bankauszug mit der ersten Gehaltsanweisung in Händen. Das Ja-Sagen vor dem Standesbeamten gehört überhaupt zu den schnellsten und dennoch tiefgreifendsten Augenblicken im Leben eines jeden (selbst wenn man es ein paarmal macht, gewöhnt man sich nicht wirklich daran). Ja und schließlich wacht man eines Tages auf und weiß, ab heute bin ich Pensionist, wenn ich mich auch nicht danach fühle, was Gott sei Dank immer mehr Menschen empfinden.

Jeder neue Abschnitt kann fraglos als eine tiefgreifende Störung, also gemäß Definition, als eine Krise, bezeich-

net werden. Der Embryo verläßt den schützenden Leib der Mutter (man weiß über die dabei ablaufenden entwicklungspsychologischen Geschehnisse heute schon sehr genau bescheid), das unbeschwerte Spielen des Kleinkindes weicht den Anforderungen der Bildungseinrichtungen, diese wieder gehen über in jene des Berufsalltages und sind aus dem Blickwinkel des Retirierten wieder ganz andere und damit neue. Dabei ist es notwendig, sich stets neu zu orientieren - an Personen, Sachen, Gedanken und Gegebenheiten.

Offen bleibt - hier gehen die Meinungen auseinander - auch für den einzelnen Menschen, ob sich dabei Grundwerte, axiomal formulierte Konstanten der persönlichen Lebensgestaltung ändern oder ob sich lediglich die Prioritäten und Wertigkeiten innerhalb der Fixpunkte verschieben und neu gliedern.

So vertritt John NAISBITT die These von sich "wandelnden Wertvorstellungen" (FN 26). Ähnlich Alexander MITSCHERLICH, natürlich psychoanalytisch geprägt: "Durch die Progression unseres Wissens wird ununterbrochen unsere Umwelt so verändert, daß haltgebende Traditionen in Leerlauf geraten, aber doch nicht so, daß sie mit einem Schlag außer Kurs kämen und an ihrer Stelle die egoistischen Triebwünsche sich rationalisieren, der Wirklichkeit angepaßteren Einstellungen unterwerfen würden. Im Gegenteil, die Auflösung aller Sozialbindungen verändert doch auch die innere Realität der Menschen, z.B. das Verhältnis zwischen Gewissensregungen und aggressiven oder libidinösen Wünschen". (FN 27)

Hingegen vertritt der christ-demokratische deutsche Politiker Kurt BIEDENKOPF die Auffassung, "daß es sich weniger um einen Wandel der Werte, als um einen Wandel der Konkretisierung von Werten handelt, und zwar einen Wandel der jeweiligen Ausformung von dauerhaften Wertvorstellungen als Folge verwandelter oder veränderter Verhältnisse." (FN 28)

Jeder Mensch sehnt sich nach einer totalen Antwort für Leben, Geschichte, Sinn überhaupt (Leonhard REINISCH - FN 29).

Fragen sich dies nun viele Menschen einer Gesellschaft gleichzeitig und sind ihre Beweggründe fast gleichlautend, entsteht eine breit getragene Orientierungskrise, insbesondere wenn keine befriedigenden und gleichlautenden Antworten gegeben werden können.

Dann drängt es sich geradezu auf, "die Philosophie . . . , als Kunst der Reflexion, zur Bewältigung der Orientierungsprobleme unserer Lebenspraxis in Anspruch zu nehmen" (Hans Michael BAUMGARTNER - FN 30).

Bevor dies endgültig geschehen kann, muß erwiesen sein, daß wir uns tatsächlich einer Orientierungskrise gegenübersehen.

3. Durchleben wir zur Zeit eine Orientierungskrise ?

Es erscheint mir immer bis zu einem gewissen Grade anmaßend, etwas beurteilen bzw. beantworten zu müssen - dies in einem quasi endgültigen Sinn -, obwohl die Sache gerade stattfindet.

Ähnlich vermessen wäre es - was viele nicht daran hindert, es trotzdem zu tun -, beispielsweise just jetzt von einem historischen Zeitalter zu sprechen oder zu schreiben. Ob etwas in der langen Geschichte der Menschheit von Relevanz war, ob sich einige Jahrzehnte als überdurchschnittlich bedeutsam herauskristallisieren und sich so vielleicht über ganze Jahrhunderte erheben, läßt sich mit Ernsthaftigkeit und Wahrhaftigkeit doch erst danach, und auch hier wieder nur mit einem zeitlichen Abstand, sagen. (Da die Geschichte bekanntlich fließend ist, lassen sich Anfangs- oder Endpunkte nicht ausmachen.)

Die Behandlung der Frage, ob wir nun tatsächlich eine Orientierungskrise durchleben, kann demnach nur sehr unvollständig erfolgen, weil wir in der zur Diskussion stehenden Phase selbst stehen.

Da ich nicht zu den Aphasietikern gehöre, werde ich mich folglich nicht um die Beantwortung drücken, betone aber nochmals die Unzulänglichkeit des Urteils im historischen Kontext.

Auf Grund von Anhaltspunkten ist es aber zweifelsohne möglich, Aussagen zu treffen, inwieweit sich unsere heutige Gesellschaft über ihre zukünftige Entwicklung im klaren oder im unklaren ist, und ob demzufolge von einer Orientierungskrise gesprochen werden kann oder nicht.

Wir haben bereits festgehalten, daß jeder Mensch Antwort nach den Sinn seines Lebens sucht. Das mag einigen pathe-

tisch klingen, und andere mögen an der Totalität, daß sich jeder Mensch fragt, zweifeln.

Wenn sich nun sowohl der Analphabet als auch der Universitätsprofessor nach dem Sinn ihres Daseins fragen, so ist dies Ausdruck einer Reflexion ihres gesellschaftlichen Umfeldes in das sie eingebettet sind und das seinerseits wieder Bestandteil eines gemeinsamen Größeren ist. Letztendlich erfahren beide die diesem System innewohnenden Probleme, Spannungen und Auseinanderlaufungen, gefiltert durch ihre Sozialisation, gleich. Jeder einzelne ist aber im selben Moment Empfänger und Sender solch sensorischer Schwingungen, so daß es zu einem vieltausendstimmigen Echo kommt. Lewis MUMFORD spricht im Zusammenhang mit der Stadt von "Behältnissen" (FN 31), mir gefällt besser das Bild von einem kommunizierenden Gefäß.

Auf unsere aktuelle Situation bezogen, gilt es zu fragen, was nun tatsächlich die Probleme, Irritationen, Unklarheiten, Spannungen und Auseinanderlaufungen in unserer Gesellschaft sind, die es offenkundig angebracht erscheinen lassen, von einer Orientierungskrise (LÜBBE - FN 32) oder einer Umbruchphase (BIEDENKOPF - FN 33) zu sprechen.

Wir müssen den historischen Rahmen legen, vor dessen Hintergrund sich aktuelle Konfliktzonen entwickeln konnten.

Das Ende des zweiten Weltkrieges markiert einen gut festzumachenden Punkt am Beginn unseres gesellschaftskritischen tour d'horizon. Europa war geistig, vornehmlich jedoch materiell zerstört. Zwei unmittelbare Konse-

quenzen ergaben sich daraus:

- Der Wiederaufbau, die Erlangung eines bescheidenen Lebensstandards, der ein Dach über dem Kopf, Bekleidung, keinen Hunger und im Winter Wärme garantierte.
- Vorkehrungen politischer, wirtschaftlicher und damit struktureller Art, die ein neues Hitler-Regime und ein bewaffnetes Aufeinanderprallen von Nationen verhindern sollten, wurden getroffen.

Gerade der im europäischen Kulturverständnis erzogene Mensch neigt dazu, immer nach mehr zu streben. Waren erst die elementarsten Dinge - Wohnung, Kleidung, Essen, Heizung - gesichert, sollte alles komfortabler, bequemer, einfacher zu handhaben und erreichbar sein. Die Folge war das "Wirtschaftswunder", im besonderen in Deutschland und Österreich, also in jenen Ländern, die von den Kriegswirren - Zerschlagung der Infrastruktur - am nachhaltigsten betroffen waren und die über ein Regierungssystem verfügten, das der Privatinitiative genügend Platz zur Entfaltung und Selbstbestätigung einräumte.

Das Streben nach materieller Sicherheit geriet in der Folge zum Selbstzweck (FN 34). Leopold KOHR hat schon festgestellt, daß "die einzige wirklich erhebliche Kategorie für die Beurteilung des Lebensstandards die Gruppe der Luxusgüter" (FN 35) ist. Es wurde immer wieder neu festgelegt, was ein Luxusgut war. Auto, Eiskasten, Fernseher, Farb-TV, Geschirrspülmaschine, Sommerurlaub, Winterurlaub, Städteflug; als bisher letztes in der Reihe der hinauflizitierten Luxusgüter: die Videoanlage.

Man ist jahrzehntelang der Verlockung gefolgt, fast alles, was technisch möglich geworden ist, auch zu realisieren. Die Nebenwirkungen wurden zu wenig beachtet oder falsch kalkuliert (FN 36). Dieter EISFELD sieht dies so: "Der Verstand kann inzwischen mehr, als die Psyche zu verarbeiten vermag. Was als unterschiedliche Entwicklung von Kopf und Herz, von Verstand und Seele, von Organisation und Organismus bezeichnet wird, ist die heute auftretende Differenz zwischen den Beherrschungsmöglichkeiten des Bewußtseins und dem Ausgeliefertsein des Unbewußten. Wir sind in der Lage, mit äußerster Nüchternheit und kalkulierter Raffinesse die Gesetze der uns umgebenden Natur zu erkennen, zu kopieren und sie für andere Zwecke verwertbar zu machen, als sie von und in dieser Natur eingesetzt werden. Das Auto und das Flugzeug vergrößern die Reichweite unserer Füße. Das Fernsehen erweitert die Blickweite unserer Augen, das Radio und das Telefon verbessern unser Gehör und der Computer optimiert die Fähigkeit unseres Gehirns - nur die Seele ist die alte geblieben. Sie, die einmal für David geschaffen wurde, soll heute den überdimensional ausgeweiteten Körper Goliaths zusammenhalten" (FN 37). Eine schöne Metapher.

Diese Krise spielt sich im Inneren des einzelnen ab. Ihre weitreichende Wirkung erreicht sie dadurch, daß sie nicht nur wenige einzelne, sondern unbeschränkt viele einzelne erfaßt. Parallel dazu erfolgt als Reaktion auf die Wirrnisse der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die Spannung eines dichten Netzes von Institutionen, Verbänden und Interessensvertretungen und als Überbau alldessen wurde - getreu dem Motto der österreichischen Mentalität: "Offenlassen, statt Abschließen" (Friedrich TORBERG - FN 38) - die nicht legalisierte

Einrichtung der Sozialpartnerschaft installiert.

Sinn und Zweck des Ganzen war die Sicherung des sozialen Friedens, was weitgehend auch gelang. Die unbestreitbaren Erfolge und Errungenschaften all dieser Organisationen führten aber dazu, daß Änderungen und/oder Neuorientierungen nicht vollzogen wurden, weil man dafür keine zwingende Notwendigkeit sah. Auch hier wurde schließlich die Strukturhaltung zum Selbstzweck. Man gab und gibt sich dem fatalen Glauben hin, die Beibehaltung der Strukturen sei bereits Garant für die weitere Prosperität unseres Landes und seiner Bewohner. Das augenscheinlichste Beispiel dieser nicht durchgeführten Neuorientierung, dieser nicht gelungenen Findung neuer Aufgabenstellungen, ist die Situation der Gewerkschaftsbewegung - und dies nicht nur in Österreich, sondern überall in den hochindustrialisierten Staaten des Westens.

John NAISBITT erläutert dies anhand eines Beispiels in seinen "Megatrends": "Selbst Pensionspläne werden heutzutage immer häufiger auf spezielle Wünsche hin abgeschlossen. Und da der Computer die ganze Rechnerei und ebenso das Kontoführen übernimmt, ist das tatsächlich für jeden Einzelfall anders und gesondert möglich; der Angestellte kann frei entscheiden, wie, wann und in welcher Höhe er seine Pension später einmal bekommen will. Und dies ist ebenso einer der Hauptgründe, warum die Gewerkschaften mit der neuen Computer-Informationsgesellschaft nicht klar- kommen, obwohl das Computerzeitalter doch offensichtlich gerade für ihre Mitglieder so viele Vorteile bringt. Die Grundidee der Gewerkschaft aber ist eben seit jeher, daß jeder Angestellte einer Firma gleich behandelt werde. Und nun ist es einmal umgekehrt: dank dem Computer werden alle

unterschiedlich und zu ihrem eigenen Vorteil individuell behandelt" (FN 39).

Mit einer ähnlichen Entwicklung sieht sich auch der österreichische Gewerkschaftsbund konfrontiert. Aber nicht nur dieser, sondern auch andere Interessensvertretungen und Kammern kämpfen mit diesem Phänomen. Die Behauptung scheint nicht übertrieben, daß viele dieser Organisationen bereits gegen den Willen der Mehrzahl ihrer Mitglieder agieren.

Den Gipfel, weil auch im Blickpunkt öffentlicher Berichterstattung und Interesses, bilden die politischen Parteien. Ihre gegenwärtige Existenzberechtigung ergibt sich weniger aus einem grundsatzpolitischen Wollen, geschweige denn einer - im positiven Sinn - staatspolitisch bedeutenden Notwendigkeit, sondern aus dem komplizierten Geflecht von gegenseitigen Abhängigkeiten, Verpflichtungen und Einflußmöglichkeiten, deren einigendes Band das Parteibuch ist.

Dieses komplizierte System politischer, wirtschaftlicher, kultureller und gesellschaftlicher Strukturen hat dazu geführt, daß naturgegebene Konflikte bagatellisiert, schon im Ansatz eingedämmt oder gar nicht erst ausgetragen wurden.

Wir wissen jedoch mittlerweile aus der Psychoanalyse, wie wichtig und notwendig das Klären und Bereinigen von Gegensätzen ist. Ausbrüche von Vulkanen wurden immer verhindert, desto stärker brodelt es unter der Oberfläche und die Gefahr einer außerordentlich gewaltigen Eruption steigert sich. Die österreichische Mentalität, an sich auf Ausgleich abgestimmt, wird diesen Zeitpunkt sicherlich noch einige Zeit zu verschieben wissen. Es ist überhaupt sehr die Frage, ob es jemals zu solch einem wirtschafts- und gesellschaftspoli-

tisch relevanten "Vulkanausbruch" kommt. Allein die Tatsache des Brodelns genügt, um diese Stimmung im Lande zu verbreiten, und mit diesem Phänomen stehen wir in den westlichen Industriestaaten nicht alleine da; im Gegenteil - nicht zuletzt auf Grund unserer Mentalität, die auf eine jahrhundertelange Untertanentreue-Prägung zurückzuführen ist - stehen wir - subjektiv betrachtet - psycho-hygienisch besser da, als die meisten anderen.

Der geistige oder unbewußte Hintergrund dieser Unzufriedenheit mit dem bestehenden Netz sozialer Gegebenheiten hat seinen Ursprung in dem Gefühl der Ohnmacht des einzelnen. Jeder findet Türen, die er aufstoßen kann, aber es ist nur eine Frage der Zahl offener Türen, bis er auf eine festverschlossene drückt. Manche Türen haben auch Drehtürcharakter: so schnell man drinnen ist, so schnell ist man wieder hinausexpediert.

Der einzelne erkennt immer mehr seine Funktionen als ein Rädchen im großen Getriebe, dessen Ausfall niemand gravierend irritiert oder beeinflußt, für das aber jedenfalls problemlos Ersatz vorhanden ist. Das Selbstwertgefühl des einzelnen erleidet große Einbußen.

Andererseits ist das soziale Flechtwerk derart dicht gesponnen, daß sich der initiative Unternehmer darin verfängt, während der Arbeitsunwillige praktisch nicht durchrutschen kann. Das Ergebnis ist in beiden Fällen das gleiche: wozu oder wofür soll ich mich anstrengen?

Fassen wir also zusammen:

Es gibt zwei Entstehungsgründe für das Unbehagen weiter Teile der Bevölkerung: zum einen, daß nach einer langen

Phase der materiellen Orientierung diese "Philosophie" brüchig geworden ist, oder wie es Dominik JOST formuliert: "Der Väterglaube an Fortschritt durch Wachstum ist gebrochen" (FN 40). Vor allem junge Menschen, die im Wohlstand aufgewachsen sind, setzen andere Prioritäten in ihrem Leben, weil sie bei ihren Vätern gesehen haben, daß die reine Jagd nach dem Mammon zum Selbstzweck geraten ist und eigentlich dadurch niemand glücklicher wurde. Zu einem sinnerfüllten Leben gehört mehr als Reichtum und Luxus. Es besteht allerdings die Gefahr, daß hier ein allzukräftiger Pendelschlag in die andere Richtung erfolgt.

Der zweite Entstehungsgrund für das geistig-klimatische Unwohlsein vieler Bürger sind die Strukturen, mit denen sie konfrontiert sind; das institutionalisierte Leben schlechthin.

Ein folgender Schritt ist die Frage nach der inneren Befindlichkeit der Menschen. Wie äußert sich das ?

Ich habe oben schon vom Ohnmachtsgefühl der Menschen gesprochen, vom Verlust des Selbstwertgefühls, sodann von der Erkenntnis, daß das Leben nicht nur aus materiellen Reizen besteht.

All diese partikulären Ausformungen des Unbehagens werden überhöht durch den ungeheuren Verdacht, vielleicht das Leben nurmehr als Hülle zu führen, die ihres bisherigen Inhalts entleert, noch keinen anderen gefunden hat. Das ist - formal - der Kern der Orientierungskrise !

Ich entwerfe das Bild einer Wohnung, die langsam aber kontinuierlich mit viel Liebe eingerichtet wurde und in der es

sich wunderbar wohnt. Kurz und gut: die perfekte Identifikation bzw. Umlegung der persönlichen Wertigkeiten auf die Ausgestaltung der eigenen vier Wände. Und dann, ohne daß man es zunächst registriert, gefällt einem das eigene Dach über dem Kopf nicht mehr, man findet die Wohnung unbequem, ihre Einrichtung unpraktisch, häßlich -man ist jedenfalls höchst unzufrieden. Aber - und das ist das eigentliche Problem - man weiß eigentlich gar nicht, wie die Wohnung anders eingerichtet werden sollte, um den neuen Anforderungen gerecht zu werden. Man ist ratlos, es fehlt die Orientierung.

In diesem Zusammenhang taucht unweigerlich die Frage auf, ob es zu einem Wertewandel, oder bloß zu einer Verschiebung der Wertigkeiten auf der persönlichen Werte-skala gekommen ist. Schon weiter oben (s.Seite 24) habe ich die konträren Aussagen von NAISBITT und BIEDENKOPF angeführt. Es scheint in der Tat unmöglich, eine befriedigende Antwort geben zu können.

Wir stehen also vor zwei kaum lösbaren Aufgaben. Einerseits die Unsicherheit, ob Wertewandel oder Werteverchiebung, andererseits die totale Planlosigkeit, in welcher Richtung sich nun wirklich die Orientierungen bewegen.

Ein gangbarer Weg, doch noch zu einem Ergebnis zu kommen, besteht darin, das Pferd von hinten aufzuzäumen und zu untersuchen, welche Einflüsse, Veränderungen, neue Bedingungen wirken auf uns, so daß wir - verbunden mit dem Unbehagen aufgrund anderer Ursachen - eine Neuorientierung vornehmen müssen.

Acht "Megathemen" können differenziert werden:

Arbeit/Freizeit, Familiäres Zusammenleben, Masse, Geschwindigkeit, Informationsgesellschaft, Technische Entwicklung, Erhaltung der Umwelt, Sicherung des Weltfriedens.

Damit habe ich auch schon die Reihenfolge der Behandlung vorgegeben.

3.1 Arbeit/Freizeit:

Zwei grundlegende Entwicklungslinien sind hier feststellbar: In der Arbeitswelt müssen wir uns damit anfreunden, daß es zu einer Entkoppelung von Arbeit und Arbeitskräftebedarf gekommen ist. Dies trifft vor allem den industriellen Produktionsbereich. In den USA sind nur noch 13 Prozent aller Arbeitskräfte mit der Herstellung von Gütern beschäftigt (FN 41). Ich halte jedoch diese Entkoppelung von Arbeit und Arbeitskräftebedarf für eine Erscheinung, die primär im Produktionssektor angesiedelt ist, von der aber fast ausschließlich minder qualifizierte Arbeitnehmer ab 40/45 Jahren betroffen sind, also jene, die keine oder kaum eine Berufsausbildung haben und die auf Grund ihres Alters schwer um- oder neu eingeschult werden können. Es ist eine langfristige und im ganzen betrachtet falsche Sorge der Gewerkschaften, wenn sie in der massierten Anwendung neuer Techniken eine Gefährdung von Arbeitsplätzen erblicken. Im Gegenteil, wie die relativ kurze Praxis zeigt, werden dadurch zusätzlich Arbeitsplätze geschaffen, weil die Anwendungsmöglichkeiten immer vielfältiger werden.

Ich habe selbst einmal an der Einführung eines EDV-Systems in einem kleinen Büro mitgewirkt. Neben Rationalisierungsmaßnahmen stand natürlich auch die Überlegung einer Personaleinsparung Pate bei der Entscheidung. Bald jedoch haben wir festgestellt, daß durch den Einfluß des Computers unsere Möglichkeiten gigantisch wachsen würden, vorausgesetzt, wir hätten ihn voll ausnutzen können. Dazu hätte es aber einer zusätzlichen Kraft bedurft. Auf diesem Sektor - der Personaleinsparung - kam es also zum genau gegenteiligen Effekt.

Das wachsame Auge der Arbeitnehmervertretung sollte sich - und tut es zum Teil auch - auf einen arbeitnehmerfreundlichen Einsatz und gegen übertriebene, menschenunwürdige Personalüberwachungen richten, die zweifellos möglich geworden sind.

Die Entwicklung auf dem EDV-Sektor und ihre Anwendung in der Arbeitswelt ist unglaublich rasant. Von Fachseite wird geschätzt, daß 1985 nicht weniger als 75 % aller Jobs mit Computer zu tun haben (FN 42).

Diese breite Palette von Einsatzmöglichkeiten, wobei wir viele noch gar nicht ahnen, führt zur Ausbildung neuer Berufe und Tätigkeiten, die sicherlich weniger im traditionellen Produktionssektor, sondern sehr wahrscheinlicher auf der Ebene persönlicher Dienstleistungen angesiedelt sein werden. Vieles was heute von Freiwilligen oder Selbsthilfe-Organisationen unbezahlt geleistet wird, wird sich morgen schon zu einer bezahlten Tätigkeit im klassischen Sinne mausern.

Dies heißt nun keinesfalls, daß es sich dabei immer um EDV-unterstützte Arbeiten handelt. Im Zuge einer gewissen Umwegrentabilität werden wir uns nur eben Dinge leisten können, die heute noch auf freiwilliger und unbezahlter Basis verrichtet werden müssen. Die angewandte Sozialarbeit wird damit einen beträchtlichen Wachstumsschub erleben. Ein unmittelbar schon jetzt spürbarer Effekt dieser new high technologies ist die Verkürzung der Wochenarbeitszeit. Nicht wie manche irrtümlich glauben aus arbeitsplatzpolitischen Gründen, sondern aufgrund sozialer Entwicklungen.

Hand in Hand zu den bisher beschriebenen Entwicklungen und nicht ohne eine gewisse Reaktion darauf, ergibt sich gleichermaßen die Möglichkeit und Notwendigkeit, unseren Arbeitsalltag und seine Gestaltung so flexibel wie machbar zu entwerfen.

Dies beginnt mit der immer größeren Internationalität unseres Wirtschaftslebens, das globale Züge annimmt und wo auf Zeitunterschiede Rücksicht genommen werden muß, (ich kann nicht mit der Tokyoter oder New Yorker Börse kooperieren wollen, und mich dabei sklavisch an die üblichen österreichischen Bürozeiten halten) und endet bei der humanen Vorstellung, dadurch mehr Zeit für sich und die Seinen zu haben, wenn ich die Chance habe, mir meine Arbeit autonom und nach Maßgabe des zu Bewältigenden einzuteilen.

Auch hier sollten die Gewerkschaften aufpassen, nicht überrollt zu werden und damit an Glaubwürdigkeit bei den eigenen Mitgliedern zu verlieren.

Dies führt uns fast nahtlos zur zweiten, grundlegenden Entwicklungslinie dieses Punktes:

Wir werden zusehends zu einer Freizeitgesellschaft, in der nicht mehr die kurzen Arbeitsstunden, sondern die lange Muße zum Hauptproblem werden (FN 43).

Für eine Minorität der Bevölkerung, die Gott sei Dank ständig wächst, trifft die Feststellung der Kammer der Evangelischen Kirchen Deutschlands in ihrer Publikation "Menschengerechte Stadt" zu, daß nämlich "die Konturen zwischen Arbeits- und Freizeitwelt verschwinden" (FN 44).

Für den Großteil - und daran wird sich leider noch lange nichts ändern - gilt die Aussage von HASS und EIBL-EIBESFELDT, daß "man sich schon vielerorts Gedanken darüber gemacht hat, wie wohl die Menschen diese immer längere Freizeit 'verkräften' werden" (FN 45).

Die Gefahren sind evident, angesichts des Faktums, daß schon heute in den USA neben dreier landesweiter Fernsehernetze fast 5000 Kabelfernsehdienste existieren (FN 46). Das Satellitenfernsehen trägt ein übriges dazu bei und der staatliche Rundfunk wird aus kompetitiven Gründen höchstwahrscheinlich in Bälde von frühmorgens bis spätabends senden.

Abgesehen von den ungeheuren sublimen Beeinflussungsmöglichkeiten stumpft diese Einwegkommunikation natürlich noch mehr als bisher die Fähigkeit zum Gespräch, zum Zuhören, zum Argumentieren, zum Konfliktaustragen endgültig ab.

Dem "Bürger-Konsumenten" kann aber nicht so einfach die Schuld an seiner eigenen Misere gegeben werden. Jedenfalls nicht ausschließlich. Wir dürfen nicht vergessen, daß Freizeit - im Gegensatz zu Arbeit - Geld kostet. Die Hoffnung auf großartige Reallohnzuwächse werden wir für die nächsten Jahre wohl begraben müssen; im Gegenteil, es wird damit zu rechnen sein, daß die Fixkosten steigen und daß frei disponierbares Geld immer weniger wird.

Bildungsinstitutionen werden daher in Hinkunft stärker als bisher ihr Gewicht auf die Vermittlung von Wissen und Information zur Gestaltung der Freizeit legen müssen. Dazu gehört aber auch die Erkenntnis seitens der Betroffenen, daß sie ihre sogenannte Muße dazu verwenden müssen, um sich aus- und weiterzubilden. Was für Generationen von Studenten gilt, einen Teil ihrer langen Ferienzeit dem Studium zu widmen, muß hinkünftig für die Freizeitgestaltung der gesamten Bevölkerung gelten.

Apropos Flexibilität: Die bisher starren Arbeitszeitregelungen hatten als Konsequenz, daß demnach alle gleichzeitig ihre Freizeit verbringen. Wohin das führt, wenn man im Winter stundenlang beim Schilift angestellt ist, oder im Sommer gleichzeitig mit Hunderttausenden in der Sonne röstet und dann im unvermeidlichen Stau die mühsam erworbene Erholung schon vor Arbeitsbeginn verliert, hat Thomas Chorherr in seinem Buch "Freizeitschock" provokant formuliert.

3.2 Familiäres Zusammenleben

Ich habe diesen Punkt bewußt nicht Familie betitelt, weil die einschneidendste Aussage zu diesem Thema ist schon die Feststellung, daß wir uns von einem tradierten Familienbegriff lösen müssen.

Die Vorstellung von einer Familie als einer Ehegemeinschaft mit Kindern gehört zwar nicht der Vergangenheit, aber doch immer mehr der Minderheit an.

Der Trendforscher John NAISBITT hat herausgefunden, daß wenigstens 17 verschiedene Haushaltstypen die konventionelle Familie von heute verdrängen und in den Schatten stellen; darunter solche Haushaltskategorien wie "weibliches Familienoberhaupt, verwitwet, mit Kindern" und "männliches Familienoberhaupt, früher verheiratet, mit Kindern" (FN 47). Bereits heute ist in den USA jeder vierte Haushalt ein Ein-Personen-Haushalt (FN 48), in der BRD leben heute etwa eine Million Paare in eheähnlichen Verhältnissen (FN 49).

Der familiäre Bereich gehört fraglos zu jenen, die am heftigsten einem Wandel oder einer Verschiebung der Werte unterworfen sind, und wo viele diese Entwicklung sehr schmerzhaft empfinden. Wir müssen eben die Feststellung von HASS/EIBL-EIBESFELDT extensiv interpretieren, derzufolge "es keine Ausnahme von der familiären Grundstruktur gibt. Selbst der Kibbuz konnte sie nicht gänzlich überwinden, (SPIRO 1979)". (FN 50)

3.3 Masse

Wir haben zwar in den westeuropäischen Industriestaaten seit wenigen Jahren eine degressive Bevölkerungsentwicklung, was uns spätestens Anfang des kommenden Jahrtausends bei der Pensionssicherung Kopfzerbrechen bereiten wird, dennoch empfinden immer mehr Menschen die Masse, deren Teil sie ja sind, als etwas zutiefst Negatives. Ein Grund ist, trotz Einwohnerrückgang, soziodemoskopischer Natur: Die Massierung von immer mehr Menschen in Zentren, die aufgrund des verständlichen Bedürfnisses nach einem Eigenheim (gemeint ist das Einfamilienhaus oder Vergleichbares) zusammenwachsen.

Die zweite Ursache ist in der Einschätzung zu suchen, sich selbst als unbedeutendes, austauschbares Rädchen im Getriebe zu sehen. Man ist zwar unentrinnbar in dieser "Massenkugel" eingeschlossen, bewegt sich darin aber freischwebend, was auf die Dauer seinen Reiz verliert, wenn man zu der Einsicht gelangt, daß die Sozialbindungen höchst temporär sind.

Die inneren Absorbationskräfte unserer Gesellschaftskultur sind beachtlich. Besonders augenscheinlich wird dies beim Zusammenprall mit der Bürokratie. Die Monotonie ist bürokratieimmanent. Bürokratie ihrerseits ist das Steuerungszentrum der Masse. In der Masse droht die Individualität unterzugehen. Es kommt zu einer allgemeinen Nivellierung. Begradigungen finden immer nach unten statt. Wem soll das sympathisch sein ?

Eine aus diesen Überlegungen fast logisch ableitbare Reaktion ist das massenpsychologische Bedürfnis nach

Identifikationsfiguren. Solange es sich um Sportler oder Künstler handelt, ist die Sache harmlos; gefährlich kann es bei politischen Führern werden. Als Massenbestandteil erfährt man auch die Segnungen des Wohlfahrtsstaates, und da dieser überhand genommen hat, findet man sich auch mitunter in der Rolle des Almosenempfängers.

Die Masse versteht es, zu verheimlichen, daß man selbst Bestandteil des Staates ist und dieser erst durch den einzelnen und seinesgleichen zustandekommt und existieren kann.

3.4 Geschwindigkeit

Wer hat noch nie den "Rausch der Geschwindigkeit" oder die alte olympische Zauberformel "höher, schneller, weiter" selbst in sich verspürt. Die Gegenwart trägt diesem ewigen Menschheitsbedürfnis mehr denn je Rechnung. Ein Faszinosum, das einem zugleich bange macht.

So ist praktisch jeder Ort der Welt innerhalb eines Tages erreichbar; das Wählen einer simplen Zahlenkombination genügt, um in wenigen Sekunden einen telefonischen Kontakt rund um den halben Globus herzustellen; ein bemannter Satellit benötigt für eine Erdumkreisung eine drei-viertel Stunde; für eine Reise zum Mond und retour inklusive Landung und Spaziergang ist eine Woche zu veranschlagen. Die Liste der Unbegreiflichkeiten ist endlos. Gleichermaßen fasziniert wie irritiert betrachten wir sie.

Sind wir mittlerweile bereit, zwischen quantitativem und qualitativem Wachstum zu unterscheiden, wobei sich eindeutig ein Trend zugunsten einer Qualitätssteigerung abzeichnet, ist die Erhöhung der Geschwindigkeit - gleich welcher Sache oder Bedingung - eine irgendwie a priori akzeptierte Synthese aus beiden. Die Celeritas ist eine Kardinalgröße unserer modernen Leistungsgesellschaft.

Dieses von allen anerkannte Faktum, bestenfalls von wenigen sensitiven Menschen zumindest als Sachzwang identifiziert, steht offenkundig im Widerspruch zu dem überall anzutreffenden Bedürfnis nach Harmonie, Ruhe und Muße.

Es bedarf keiner weiteren besonderen Denkleistung, um darin nicht nur nicht einen Widerspruch, sondern im Gegenteil, eine wechselseitige Bedingung zu sehen, die aber den einzelnen nicht vor Zerrissenheit bewahrt.

3.5 Informationsgesellschaft

Von John NAISBITT in den "Megatrends" prägnant herausgearbeitet, befinden wir uns schon mehr in der Informations- als in der Industriegesellschaft. (FN 51)

Dies beweisen auch die rückläufigen Zahlen der Industriebeschäftigten in Österreich, während gleichzeitig der Dienstleistungssektor gewaltige Zunahmen verbuchen kann. Wenn uns die Veränderungen der Familienstruktur in unserer Intimsphäre emotional treffen, so gilt gleiches für die Auswirkungen der Informationsgesell-

schaft im beruflichen Alltag.

Waren wir bisher gewohnt, in Kategorien des Wägens, Messens und Abschließens zu denken und zu handeln, so ist dies im Zeitalter der Informationsflut passe.

Die Dinge sind nun stets im Fluß, unbegrenzt und vor allem nicht schematisiert. Auch wenn uns das EDV-Programme vortäuschen wollen.

Dadurch brechen auch die Fugen der hierarchischen Ordnung und Gliederung auseinander (FN 52). Für viele ebenfalls nicht leicht zu verkraften.

Der einzelne muß mehr Eigeninitiative entwickeln, ja, es wird von ihm geradezu gefordert, weil es primär um Informationsbeschaffung geht, die andererseits immer weniger standardisiert ablaufen wird. Nicht grundlos wird vielfach die Information als die mittlerweile ökonomisch bedeutendste Ware angesehen.

Die Informationsgesellschaft verlangt auch mit aller Brutalität die Fähigkeiten, aus der Fülle auszuwählen, Information richtig zu bewerten und anzuwenden. Wir müssen mehr Entscheidungen treffen als früher, und die meisten dieser Entscheidungen sind unwiderruflich. Was das information business anbelangt, haben wir jedenfalls den free floating market bereits verwirklicht.

3.6 Technische Entwicklung

Die technische Entwicklung ist - an sich nichts sensationell Neues - nicht mehr überblickbar; bloß die Stoßrichtung können wir angeben und die gibt uns, vorausgesetzt ethisch-moralische Schranken bleiben erhalten, zu Optimismus Anlaß.

Die neuen Techniken sind leise und umweltfreundlich, sind aber imstande, tief in die menschliche Existenz einzugreifen. Stichwort Biochemie, Gentechnik, Gensplitting. Dazu NAISBITT: "Die Biologie ersetzt die Physik als die dominante Metapher der Gesellschaft. Die nächsten 20 Jahre werden das Zeitalter der Biologie sein, in der Art, wie die letzten 20 Jahre das Zeitalter der Mikroelektronik waren." (FN 53).

Die Mikroelektronik ist deswegen keinesfalls out. Diese Aussage bezieht sich eher auf den Forschungs- und weniger auf den Anwendungsbereich. Die Segnungen der Mikrochips in Gestalt des Personalcomputers am Schreibtisch zuhause werden uns erst mit aller Wucht erreichen.

Und schließlich sind neue Techniken imstande, uns das Meer, von dem mehr als zwei Drittel der Erdoberfläche bedeckt sind, nutzbar zu machen. Das Meer als gigantischer Nahrungsmittellieferant. Schließlich besteht die Hoffnung, daß die moderne Chemie, ohne daß dies nun ketzerisch klingt, imstande sein wird, zur Neigehende Rohstoffressourcen künstlich zu substituieren - in einer für den Menschen unschädlichen Art und Weise.

3.7 Umwelt

Ein wahrhaft grenzüberschreitendes Problem, wo keine nationalen Protektionismen etwas nutzen. Hier wird einem so richtig die Supranationalität unseres Lebens bewußt.

Die breite Öffentlichkeit ist umweltbewußt, solange nicht persönliche Kosten damit verbunden sind.

Dies ist der nächste, zwingende Schritt: sich den Umweltschutz etwas kosten lassen und in Wahrheit eigentlich an der Innovation verdienen.

Der Umweltschutz hat sich mancherorts derzeit zu einem lukrativen und zukunftssträchtigen Industrie-, Gewerbe- und Handelszweig entwickelt.

3.8 Weltfriede

Psychologisch höchst Eigenartiges, aber zugleich menschlich Verständliches spielt sich ab: mit der Entfernung der unmittelbaren Betroffenheit nimmt die Angst zu. Die Unwissenheit wächst.

Hat man sich mehr schlecht als recht an die atomare Bedrohung gewöhnt, hat um die bakteriologische und chemische Gefahr von Kriegswaffen nie etwas erfahren, kommt nun die Auseinandersetzung im Weltall. Eine höchst zweifelhafte "Erhöhung" des Schlachtfeldes.

Neben dieser rein militärischen Bedrohung des Weltfriedens tritt jene durch Übervölkerung und Hungerkatastrophen in Teilen der Welt.

Dazu gesellen sich permanente lokale Krisenherde, die globalen Pulverfaßcharakter haben (Nahe Osten, Südostasien, Mittelamerika).

In diesem letzten Punkt ist noch einmal die ganze Zerrissenheit kulminiert, in der sich der Mensch heute befindet:

Auf der einen Seite die Aussicht auf eine Verbesserung der persönlichen Situation, auf der anderen Seite die Erkenntnis, den Weltenlauf nicht nur nicht beeinflussen, sondern ihm schlicht und einfach ausgeliefert zu sein. Hier wird das ganze Dilemma des Menschen deutlich. Wen wundert es, daß der einzelne fast krankhaft nach Orientierung sucht und sich bei diesem erfolglosen Unterfangen weitere Neurosen zuzieht? Die Sehnsucht nach menschlichem Maß taucht auf. Menschliches Maß, das heißt Überschaubarkeit und Durchschaubarkeit.

Menschliches Maß orientiert sich aber auch an dem unwandelbaren Wert der personalen Freiheit und Würde des einzelnen Menschen.

Es existieren also unverrückbare Werte, ihre Ausformungen können sich bloß im Wandel der Zeit ändern (FN 54).

In Anbetracht der auf uns einströmenden Entwicklungen, Erkenntnisse und Ereignisse können wir zumindest von Orien-

tierungsproblemen sprechen.

Demnach hat die Philosophie Konjunktur, weil sie aufgerufen ist, Antworten auf diese drängenden Fragen zu geben.

Doch wie sieht sich die Philosophie selbst und wie steht sie zu dem Ansinnen, sich endlich wieder um das Alltägliche, und damit um den Menschen zu kümmern ?

4. Das Selbstverständnis der Philosophie in der Gegenwart

Der amerikanische Philosoph Joseph J. KOCKELMANS bemerkt dazu (FN 55): "Eine der auffälligsten Charakterzüge des zeitgenössischen fachphilosophischen Schauplatzes ist die große Vielzahl der divergenten philosophischen Ansichten, die in verschiedenen Schulen und Strömungen verteidigt werden, und innerhalb derer man noch eine beliebige Anzahl verschiedener individueller Perspektiven finden kann. Jeder, der kein Berufsphilosoph ist, kann sich hinsichtlich dieses Zustandes und der Tatsache, daß die Fachphilosophen nicht darüber besorgt zu sein scheinen, eines Gefühls der Verwirrung nicht erwehren (...). Der Nicht-Fachphilosoph betrachtet die eigentliche Situation in der Philosophie jedoch nicht ganz objektiv. Jeder, der sich in der Geschichte der Philosophie auskennt, weiß, daß die Vielzahl philosophischer Ansichten (entweder als Vielzahl philosophischer Ansichten, wie sie sich in den letzten 2000 Jahren entwickelt haben, oder als die Vielzahl der Ansichten, die gleichzeitig in einer Epoche verteidigt werden) für eine Anzahl großer

Philosophen der Vergangenheit ein Stein des Anstoßes gewesen ist. Es kann auch nicht verneint werden, daß heute national wie international Schritte unternommen werden, philosophische Meinungsverschiedenheiten zu werten und zu überwinden. In der Vergangenheit haben Denker wie DESCARTES, LEIBNIZ, KANT, NATORP, HUSSERL, RUSSEL, WITTEGENSTEIN, SCHLICK und CARNAP versucht, den 'zersplitterten' Charakter der Philosophie zu verstehen und erfolgreich zu beheben, während in der zeitgenössischen Philosophie diese Ansicht von den meisten Phänomenologen, analytischen Philosophen und logischen Positivisten vertreten zu sein scheint, die alle entweder an eine wissenschaftliche Philosophie oder an eine Philosophie im Sinne einer strengen Wissenschaft glauben".

Der erste Philosoph der Moderne, der die Vielzahl der philosophischen Systeme der Vergangenheit als etwas Notwendiges innerhalb der Entwicklung der Philosophie selbst betrachtete, ist HEGEL gewesen, der in seiner "Phänomenologie des Geistes" den Unterschied philosophischer Systeme im Sinne der progressiven Entwicklung der Wahrheit verstanden haben wollte. Aber auch Hegel selbst gab zu, daß diese Unterschiede am Ende überwunden werden sollten und daß diese Entwicklung sich auf das absolute Wissen des Absoluten hin orientiert (FN 56). Diese Einschätzung wurde seitdem von vielen Philosophen übernommen.

Wie schon aus der Aussage von Kockelmans ersichtlich, sind die Kämpfer wider die philosophische "Zersplitterung" die analytischen Philosophen und logischen Positivisten, die in der Philosophie eine strenge Wissenschaft, oder doch zumindest eine wissenschaftliche Philosophie sehen. Die Beantwortlichkeit einer jeden philosophischen

Frage wird nicht nur angestrebt, sondern letztlich außer Streit gestellt.

Ein Metaphysiker wie Josef PIEPER sieht dies anders, wenn er meint, daß eine philosophische Frage nicht in abschließender Endgültigkeit beantwortet werden könne, weil es gerade zum Wesen einer philosophischen Frage gehört, "daß man die Antwort nicht als wohlgerundete Wahrheit in die Hand bekommen kann" (FN 57).

PIEPERS Meinung ist nicht unmaßgeblich, denn nach Jahren des Positivismus-Diktats scheint sich eine Renaissance der Metaphysik anzukündigen. Der zeitgenössische Philosoph Rainer SPECHT spricht z.B. von der "Metaphysik-Funktion der Philosophie" und das "zu den Aufgaben der Philosophie die Apriori-Forschung gehört" (FN 58).

Die Metaphysik-Funktion garantiert laut Specht erst der Philosophie eine kritische (und damit eine selbstkritische) Disziplin zu bleiben (FN 59).

Allen Weltanschauungsphilosophien ist ein metaphysischer Philosophieansatz immanent. Womit wir bei einem wesentlichen Faktor der Selbsteinschätzung wären: nämlich der Rolle und Funktion des Philosophen als Grundlagendenker (Odo MARQUARD - FN 60). Aber damit wäre auch schon wieder ein Punkt der gemeinsamen Grenze erreicht.

Worauf zielt das Philosophieren ? Wodurch oder von wem wird es veranlaßt ? Hier scheiden sich die Geister.

Zum Thema "Freiheit der Philosophie" sei eine lange Passage (FN 61) aus Josef Piepers Buch "Was heißt philosophieren" zitiert: "Noch etwas zum Thema: 'Freiheit der Philosophie' -im Unterschied zu den Einzelwissenschaften; Freiheit verstanden als Nichtverfügbarkeit für Zwecke. 'Frei' in solchem Sinne sind, wie gesagt die Einzelwissenschaften, sofern sie auf philosophische Weise betrieben werden, sofern sie teilhaben an der Freiheit der Philosophie. 'Wissen ist dann im besonderen Sinne frei' - heißt es bei NEWMAN -, 'wenn und soweit es philosophisches Wissen ist'. In sich selbst betrachtet aber, sind die Einzelwissenschaften sehr wohl und wesentlich 'verfügbar für Zwecke', sie sind wesentlich beziehbar auf 'einen durch Tätigkeit zu erreichenden Nutzen' (wie THOMAS von den 'knechtlichen Künsten' sagt).

Sprechen wir konkreter ! Eine Staatsführung kann sehr wohl sagen: Wir brauchen jetzt, etwa um einen Fünfjahresplan durchzuführen, Physiker, die auf diesem oder jenem Gebiet den Vorsprung des Auslandes einholen; oder: Wir brauchen Mediziner, die ein wirksameres Heilmittel gegen die Grippe wissenschaftlich erarbeiten. So kann gesprochen und verfügt werden, ohne daß damit dem Wesen dieser Einzelwissenschaften zuwider gehandelt würde. Aber: 'Wir brauchen jetzt Philosophen, die ...' - ja, was ? Nun, da gibt es nur eines: '... die folgende Ideologie entwickeln, begründen, verteidigen ...' - so kann nur gesprochen werden unter gleichzeitiger Zerstörung von Philosophie ! Genau ebenso wäre es, wenn gesagt würde: 'Wir brauchen jetzt Dichter, die ...' - ja, was? Da gibt es wiederum nur eines: '... die (wie der Terminus lautet) das Wort als Waffe gebrauchen, im Kampf für bestimmte, vom Staatszweck her gesetzte Ideale ...' - so kann nur

gesprachen werden unter gleichzeitiger Zerstörung von Dichtung. Im gleichen Augenblick würde Dichtung aufhören, Dichtung zu sein; und Philosophie würde aufhören, Philosophie zu sein.

Nicht, als ob nun gar keine Beziehung bestünde zwischen der Verwirklichung des Gemeinwohls und der in einem Volke gelehrten Philosophie ! Aber: diese Beziehung kann nicht vom Verwalter des Gemeinwohls gestaltet und reguliert werden; was in sich selber einen Sinn und Zweck hat, was selber Zweck ist, das kann nicht zum Mittel gemacht werden, für einen anderen Zweck - sowie man nicht einen Menschen lieben kann, 'damit' und 'um zu' !

Diese Nicht-Verfügbarkeit, diese Freiheit des Philosophierens ist nun - und das zu bemerken scheint mir von höchster, aktueller Wichtigkeit ! - aufs Innigste verknüpft, ja geradezu identisch mit dem theoretischen Charakter der Philosophie. Philosophieren ist die reinste Gestalt von theorein, von speculari, von rein empfangendem Hinblicken auf die Wirklichkeit, worin die Dinge allein maßgebend sind, die Seele ausschließlich maßempfangend ist. Wo immer ein Seiendes auf philosophischer Weise in den Blick genommen wird, da wird 'rein theoretisch' gefragt, auf eine Weise also, die von allem Praktischem, von allem Veränderungswillen unberührt ist, und eben darin hinausgehoben über alle Zweckdienlichkeiten.

Diese Verwirklichung von theoria in diesem Sinn ist aber wiederum an eine Voraussetzung gebunden. Vorausgesetzt ist ein bestimmtes Weltverhältnis, ein Weltverhältnis, das aller bewußten Setzung und Stiftung vorauszuliegen scheint. 'Theoretisch' nämlich in diesem vollen Sinn

(rein empfangend - hinblickend; ohne die Spur einer Absicht, die Dinge zu ändern; vielmehr, gerade im Gegenteil, in der Bereitwilligkeit, das Ja oder Nein des Willens abhängig zu machen, von der in der Wesenserkenntnis sich zu Wort bringenden Seinswirklichkeit) - 'theoretisch' in diesem abgeschwächten Sinn wird der Blick des Menschen nur dann sein können, wenn das Seiende, die Welt ihm etwas anderes ist, und mehr als das Feld, das Material, der Rohstoff menschlicher Aktivität. 'Theoretisch' im vollen Sinn wird nur der in die Wirklichkeit blicken können, für den die Welt etwas in irgendeinem Sinn Verehrungswürdiges ist, letztlich Schöpfung im strikten Sinn. Auf diesem Boden allein gedeiht das 'Rein-Theoretische', das zum Wesen von Philosophie gehört. Und so wäre es eine Bindung letzter und tiefster Art, wodurch die Freiheit des Philosophierens und also das Philosophieren selbst innerlich ermöglicht wird ! Und es wäre nicht so sehr verwunderlich, daß der Verfall jenes Weltverhältnisses, jener Bindung (kraft welcher die Welt als Schöpfung gesehen wird, und nicht als bloßer Rohstoff) - daß der Verfall jener Bindung genau gleichen Schritt hält mit dem Fall sowohl des eigentlich theoretischen Charakters wie auch der Freiheit und Funktionsüberlegenheit der Philosophie wie auch eben der Philosophie selber. - Es führt ein gerader Weg von Francis BACON, der gesagt hat: Wissen und Macht fallen in eins, und: der Sinn allen Wissens ist die Ausstattung des menschlichen Lebens mit neuen Erfindungen und Hilfsmitteln - zu DESCARTES, der im Discours schon ausdrücklich polemisch formuliert: es sei seine Absicht, an die Stelle der alten 'theoretischen' Philosophie eine 'praktische' zu setzen, durch die, 'wir' uns zu Herren und Eigentümern der Natur machen könnten - bis hin zu der bekannten Formulierung von Karl MARX: die bisherige Phi-

losophie habe ihre Aufgabe darin gesehen, die Welt zu interpretieren, es komme aber darauf an, sie zu verändern.

Es ist der Weg, auf welchem geschichtlich die Selbstzerstörung der Philosophie vor sich geht - durch die Zerstörung ihres theoretischen Charakters, welche Zerstörung wiederum darauf beruht, daß die Welt immer mehr gesehen wird als der bloße Rohstoff menschlichen Wirkens. Wenn die Welt nicht mehr als Schöpfung gesehen wird, so kann es keine theoria im vollen Sinn geben. Mit der theoria aber verfällt eo ipso auch die Freiheit des Philosophierens - und es tritt hervor die Funktionalisierung, das nur noch 'Praktische', die Angewiesenheit auf eine Legitimierung aus der sozialen Funktion; es tritt hervor der 'Arbeits'-Charakter der Philosophie, der noch immer so genannten Philosophie. Während unsere These, die nun eine deutlichere Kontur bekommen haben mag, gerade besagt: es gehöre zum Wesen des philosophischen Aktes, daß er die Arbeitswelt überschreite. Diese These, in welcher einschlußweise sowohl die Freiheit wie auch der theoretische Charakter der Philosophie behauptet wird, diese These vermeint nicht die Arbeitswelt (sie setzt sie vielmehr ausdrücklich als notwendig voraus), aber sie besagt: wahre Philosophie beruhe auf dem Glauben, daß der eigentliche Reichtum des Menschen nicht in der Stillung der Notdurft liegt, auch nicht darin, daß 'wir zu Herren und Eigentümern der Natur werden', sondern darin, daß wir zu sehen vermögen, was ist das Allgesamt dessen, was ist. Dies sei, so sagt die antike Philosophie, die äußerste Vollendung, zu der wir gelangen könnten: Daß in unserer Seele sich einzeichnet die Ordnung des Allgesamt der seienden Dinge."

Das ist natürlich eine herbe Kritik an die Adresse jener, die wie Hans LENK und Manfred RIEDEL von einer "Rehabilitierung der praktischen Philosophie" (FN 62) reden.

Wettert PIEPER gegen eine Funktionalisierung der Philosophie, die angewiesen ist auf eine Legitimierung aus ihrer sozialen Funktion, so sieht Lenk einen der Gründe für die Wiederbelebung der Philosophie in der "Ausdehnung interdisziplinärer Problemverflechtungen angesichts der jedes Einzelfach übergreifenden kulturell-sozial-politisch-ökonomisch-ökologischen Systemzusammenhänge" (FN 63).

Manche Philosophen, wie Walther Ch. ZIMMERLI (FN 64), gehen einen Schritt weiter und sprechen im Sinne einer "arbeitsteiligen Philosophie" von einer vertikalen Gliederung in "Fachphilosophie" und "Popularphilosophie". Hermann LÜBBE sieht ohnedies bereits die Konjunktur der Bindestrich-Philosophien als Resultat des Erfordernisses an die Philosophie, als Fach in Relation zu den anderen Fächern den wissenschaftspraktischen Differenzierungs- und Spezialisierungsprozessen gewachsen zu sein, d.h. sich personell und einrichtungsmäßig selbst zu spezialisieren und zu differenzieren (FN 65).

PIEPER bleibt bei seiner Meinung, Philosophie nähme - notwendigerweise ! - "immer mehr der Charakter des Fremdartigen an, des bloß intellektuellen Luxus, ja des eigentlich Untragbaren und Nicht-zu-Verantwortenden, je ausschließlicher der Anspruch der werktäglichen Arbeitswelt den Menschen mit Beschlag belegt" (FN 66).

A. GEHLEN hat das Schlagwort vom "Mängelwesen Philosoph" geprägt. Dies scheint auch schon die thrakische Magd erahnt zu haben, die an der Wiege der abendländischen Philosophie stand. Daher ist es auch nicht weiter verwunderlich, daß Plato bereits Mühe hatte, dem Sokrates, der vom aristophanischen Spott bloß ins Reich der Wolken entrückt, von der Athener Gesellschaft dann als Jugendverführer aber physisch liquidiert worden war, im "Gorgias" einen ehrenwerten Platz unter den Staatsführern und wahrhaft nützlichen Bürgern zu verschaffen (FN 67). Auch Goethe sah sich gelegentlich veranlaßt, von Hegel und den Philosophen seiner Art ironisch-ablehnend zu sprechen als von "diesen Herren, welche Gott, Seele, Welt (und wie das alles heißen mag, was niemand begreift) zu beherrschen glauben" (FN 68). Der berühmte Kämpfer gegen jede bürokratische Aufklärung C. Northcote PARKINSON zuerkannte den Philosophen wenigstens, "daß sie nicht auf der Szene zu verweilen brauchen". Was er als einen "Hauptvorteil" ansah (FN 69). Das kann aber einen Philosophen nicht irritieren, denn er relativiert mit Edmund HUSSERL, dem Begründer der Phänomenologie, der einmal ausgerufen hat: "Soviel Sein - soviel Schein" (FN 70). Und nützt dies auch nichts, können die Philosophen, die von MARQUARD beschriebene "soteriologische Herausforderung" annehmen und ihrer Seelentrösterfunktion gegen sich selbst nachkommen (FN 71). Unausgelastetheit kann dabei nicht aufkommen, denn es gilt die Feststellung Hermann KRINGS': "Wer aber ist Philosoph? Prinzipiell jeder; das ist festzuhalten!" (FN 72).

Ich habe versucht - zuletzt vielleicht etwas ironisch - das sehr differenzierte Selbstverständnis der Philosophen

auszuleuchten. Nun gilt es nach den Möglichkeiten der Philosophie zu fragen.

5. Was vermag Philosophie zu leisten ?

Die Einordnung der Philosophie als Wissenschaft, als Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtungen oder schlicht als Fachdisziplin bereitet Schwierigkeiten.

Anstelle der vielen gängigen Begriffsbestimmungen von Wissenschaft, die gerade in jüngster Zeit Verwirrung stifteten (z.B. HEIDEGGER und HABERMAS), sei auf eine lexikalische Wissenschafts-Definition verwiesen (FN 73): "Wissenschaft ist eine einheitlich verbundene oder systematisierte und einen hohen Grad von Gewißheit erreichende Erkenntnis eines besonderen Gegenstandes oder einer besonderen Gesetzlichkeit".

Es gibt einen durch Jahrtausende nahezu unveränderten Katalog philosophischer Grundfragen, wie jene nach Anfang und Ende, dem Sinn des Lebens, der Wahrheit, Gott, etc. Viele Philosophen haben sich um Antworten bemüht, noch mehr haben diese Antworten interpretiert, zu Lehrmeinungen "deformiert" und sie weitergegeben. Dadurch entstanden Schulen und Denkrichtungen. Insofern kann man von gewissen formalen Systemata sprechen, ja es ist sogar möglich, einen Schritt weiterzugehen und zuzugestehen, daß natürlich innerhalb eines philosophischen Gedankengebäudes Logik und Systematik anzutreffen sind. Aber Stockhammer verlangt von einer Wissenschaft "einen hohen Grad von Gewißheit erreichende Erkenntnis eines

besonderen Gegenstandes oder einer besonderen Gesetzhlichkeit".

Darin aber äußert sich gerade die Philosophie in ihrer markantesten Form: keine Endgültigkeiten anbieten zu können; eine mit Gewissheit ausgestattete Erkenntnis ist wider jedes Philosophieren. Mit einem Schuß Sophismus kann man die Argumentation umdrehen und erklären, daß darin die einzig abgesicherte Erkenntnis besteht, eben nichts definitiv aussagen zu können.

Zur Untermauerung meiner Behauptung sei der in der Tradition christlichen Philosophierens stehende Josef PIEPER angeführt, der die Existenz "geschlossener Systeme" in der Philosophie absolut leugnet. "Der Anspruch, die 'Weltformel' zu haben, ist begriffsnotwendig Un-Philosophie und Pseudophilosophie !" (FN 74)

Philosophie hingegen primär als Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtungen sehen zu wollen, unterstellte der gegenwärtigen Philosophie zumindest einen verkrusteten Status, insoferne, da sich das Objekt wissenschaftlicher Betrachtung in einer höchst passiven Rolle befindet. Dieses Einordnungskriterium würde doch eine gewisse Endzeitsituation in der Philosophie signalisieren, weil der Terminus "Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtungen" im allgemeinen Sprachverständnis auf etwas Abgestorbenes, Totes, zumindest nicht Aktives gerichtet ist. Er hat sozusagen eine historische Dimension, an dem sich - da historisch, folglich kein Zeitdruck - beliebig modellieren läßt.

Natürlich kann eingewandt werden, daß beispielsweise

jede philosophische Habilitation oder Dissertation die Philosophie zum Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtungen hat. An der passiven Rolle der Philosophie ändert dies nichts. Das Thema, der Gegenstand einer wissenschaftlichen Betrachtung befindet sich sozusagen in einem geistigen Laboratorium, in der er nach allen Regeln formalisierten Philosophierens untersucht wird.

Es ist ein Kennzeichen wissenschaftlichen Philosophierens, im Gegensatz etwa zu den Naturwissenschaften, daß das Objekt der philosophisch wissenschaftlichen Untersuchung das Merkmal der Abgeschlossenheit tragen muß; diese Abgeschlossenheit kann im übrigen eben erst erfolgt sein. Darüber hinaus entzieht sich die Philosophie immanenterweise empirischen Untersuchungs-methoden, so daß gemäß der Stockhammer'schen Wissenschaftsdefinition der hohe Grad von Gewißheit in puncto einer zu erreichenden Erkenntnis nur bei etwas Abgeschlossenem gegeben ist.

Am Beispiel der philosophischen Betrachtung über den Tod sei dies dargestellt: Das, was bisher in der Philosophiegeschichte dazu ausgesagt wurde, kann analytisch untersucht werden; wissenschaftliche Methoden sind anwendbar. Hingegen kann ich meinen eigenen Überlegungen zum Tod nicht eine wissenschaftliche Punze umhängen; auch KANT hätte von seinen eigenen Reflexionen zum Thema "Tod" nicht behaupten können, sie hätten wissenschaftlichen Charakter. Ein anderer kann aber sehr wohl die Kant'schen Ansichten zum Tod wissenschaftlich beurteilen. Beiden, Kant und mir, fehlt bei unseren eigenen philosophischen Betrachtungen des Todes das Stigma einer mit hohem Grad von Gewißheit ausgestatteten Erkenntnis, weil eben die Abgeschlossenheit nicht gegeben war, bzw. nicht

gegeben ist.

Mir scheint auch die sich aus der Philosophie seit einigen Jahren heraus entwickelnde Logik als eigene Disziplin kein taugliches Mittel, um gerade stattfindenden philosophischen Betrachtungen einen wissenschaftlichen Anstrich zu geben.

Die Logik ist - genauso wie die Mathematik - ein Konstrukt innerhalb dessen aufgrund bestimmter Axiome unter Annahme ihrer Verbindungsbestimmungen untereinander Gesetzmäßigkeiten zustande kommen.

Es gehört zu den Attitüden menschlichen Geistes, den Begriff der "Wissenschaftlichkeit" einen gesellschaftlich besonders elitären Stellenwert beizumessen, obwohl, was die Philosophie anbelangt, dem Philosophieren im ursprünglichen Sinn des Wortes der höhere Rang gegenüber der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Philosophie einzuräumen ist. Vielleicht mag darin auch die Crux der zeitgenössischen Philosophie zu finden sein: sich als wissenschaftliche Fachdisziplin zu sehen. Dies geht zu Lasten der philosophischen Produktivität; die Waage neigt sich eindeutig auf die Seite der Reproduktion, auch wenn sie den Deckmantel der Wissenschaftlichkeit trägt.

Man ist eben neuerdings lieber Wissenschaftler als Philosoph. Dies ist - nicht zuletzt - eine Frage des sozialen Status.

Der Abstieg der Philosophie und damit der Philosophen vom Erzieher und Lehrer eines Welteroberers (Aristoteles)

zum pragmatisierten Hochschullehrer, der bis vor kurzem einer desinteressierten, vielhundertköpfigen Studentenschar das Philosophicum einbläuen und dann abnehmen mußte, ist unübersehbar.

Einige dieser fehlerhaften Entwicklungen sind sicher nicht den Philosophen selbst anzukreiden, z.B. die Ausbildung der Massenuniversität und die sich daraus ergebenden Implikationen vielfältigster Art.

Bei anderen Fehlentwicklungen ist die Schuldzuweisung nicht so einfach, auch wenn es gelegentlich anders dargestellt wird. Ich denke da beispielsweise an den Verdrängungsprozess, den die Philosophie in den letzten 200 Jahren durch das Aufkommen der Naturwissenschaften erlebt hat.

Die Philosophie hat während all dieser Zeit ihre ethische Kontrollfunktion gegenüber dem unbändigen Drang der Machbarkeit, der die technischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen auszeichnet, im höchsten Maße sträflich vernachlässigt (FN 75).

Statt sich ihres supra-, nicht interdisziplinären Charakters bewußt zu sein, hat sie sich in den Schmollwinkel der Fachdisziplin zurückgezogen.

Einige lebende Philosophen haben diese Fehlentwicklung auch bereits erkannt. So spricht Walter Ch. ZIMMERLI über "die Herausforderung der Philosophie durch die Wissenschaften als eine subjektiv projizierte Chimäre" (FN 76). Und Josef PIEPER sieht zwei Gefahren für die Philosophie: Eine davon ist "die bewußte oder unbewußte Imitation

der exakten Wissenschaft und die Meinung, die Philosophen sollten sich, so wie die Naturwissenschaftler, in ihren Laboratorien organisieren zu einem 'Arbeitsteam' und verschiedene Seiten eines Problems untersuchen, von dem dann angenommen wird, es sei auf die gleiche Weise lösbar wie ein Problem der Physik" (FN 77). (Die andere Gefahr sieht Pieper übrigens in der "romantischen" Haltung einer "Ein-Mann-Philosophie").

Philosophie nur als Fachdisziplin zu begreifen, würde also dem Wesen der Philosophie als etwas, das die Gesamtheit des Lebens und des Menschen betrachtet, nicht gerecht werden.

Wo läßt sich nun Philosophie einordnen, besser: ansiedeln? Bertrand RUSSEL gibt uns einen entscheidenden Hinweis (ich habe dieses Zitat bereits weiter oben - siehe S.12 - in einem anderen Zusammenhang unvollständig angeführt; hier nun der umfassendere Text):

"Jede sichere Kenntnis, möchte ich sagen, gehört in das Gebiet der Wissenschaft; jedes Dogma in Fragen, die über die sichere Kenntnis hinausgehen, in das der Theologie. Zwischen der Theologie und der Wissenschaft liegt jedoch ein Niemandsland, das Angriffen von beiden Seiten ausgesetzt ist; dieses Niemandsland ist die Philosophie. Fast alle Fragen von größtem Interesse für spekulative Köpfe vermag die Wissenschaft nicht zu beantworten, und die zuversichtlichen Antworten der Theologen wirken nicht mehr so überzeugend, wie in früheren Jahrhunderten ... Wie man ohne Gewißheit und doch auch ohne durch Unschlüssigkeit gelähmt zu werden, leben kann, das zu lehren ist vielleicht das Wichtigste, was die

Philosophie heutzutage noch für diejenigen tun kann, die sich mit ihr beschäftigen" (FN 78).

Wir werden auf den gesamten Umfang dieser Aussage noch verschiedentlich zu sprechen kommen. Für den Anfang genügt jedenfalls der "Ansiedelungsversuch" für die Philosophie zwischen Religion und Wissenschaft; sodann die Begründung, warum gerade zwischen beiden; und schlußendlich die Feststellung, worin die Aufgabe einer aktuellen bzw. zukünftigen Philosophie bestehen könnte.

Aber vorweg noch zwei Abklärungen: Wo steht die Religion, und wo stehen die Wissenschaften heute ?

Ich teile die Auffassung Lewis MUMFORDS (FN 79), wonach "die Religion ein besonderer, integrierender Bestandteil der menschlichen Natur" ist. Das ergibt sich aus dem dem Menschen innewohnenden Bedürfnis nach totalen Antworten. Woher kommen wir ? Wer sind wir ? Wo leben wir ? Wohin gehen wir ?

Diese Fragen sind mit einer scheinbaren Schlüssigkeit nur von einer Theologie, egal von welcher, beantwortbar.

Gelegentlich wird auch von Theologen die Theologie mit der Mathematik verglichen. Tatsächlich, so wie die Mathematik bekanntlich die einzig wirklich exakte, weil künstlich geschaffene Wissenschaft ist, so ist auch die Theologie aufgrund ihrer "Glaubensklausel" einzig und allein im Stande, endgültige Antworten zu geben. Wenn diese zudem noch als erschöpfend von den Menschen akzeptiert werden, dann war, bzw. ist die gegenständliche Religion erfolgreich; in vielen Fällen sogar segensreich.

Religion ist, um den Vergleich mit der Mathematik nochmals zu bemühen, eine einfache Gleichung mit zwei Variablen. So eine Gleichung hat bekanntlich unendlich viele Lösungen; es hängt also davon ab, was für die eine Variable angenommen wird - danach ergibt sich ein eindeutiges Ergebnis.

Wenn ich "a" sage, folgt nach den Regeln der Mathematik die eindeutige Lösung "b"; die Lösung wäre, wieder nach den hypothetischen Regeln der Mathematik, genauso richtig, wenn ich statt "a" "x" setze, so daß sich anstelle von "b" "y" ergäbe. (Immer vorausgesetzt, es handelt sich um ein künstlich errichtetes Gebilde, innerhalb dessen eindeutig logische Schlüsse möglich sind).

Genauso verhält es sich mit der Religion. Aus einer "beliebig angenommenen" Entstehungstheorie "a" ergibt sich "zwangsläufig" eine Erlösungstheorie "b".

Nebenbei sei darauf hingewiesen, daß alle Weltreligionen des abendländischen Kulturkreises monotheistisch sind und in ihren inneren Abläufen und Verheißungen erstaunliche Parallelen aufweisen (z.B. die Sintflut-Apokalypse).

Dieser Monotheismus hat seinen Ursprung bereits im alten Ägypten; also jener Weltgegend, in der die erste große Kulturgemeinschaft der menschlichen Zivilisation entstand. Die Ursache war ein einfacher, politisch-pragmatischer Grund: Der theologische Synkretismus der alten Ägypter, der sich durch immer größere regionale Zusammenschlüsse ergab, war auf die Dauer nicht mehr durchhaltbar.

Hatte man zunächst versucht, den unterägyptischen Sonnengott Re aus Heliopolis, ikonographisch dargestellt als Sonnenscheibe mit dem oberägyptischen Hor (Horus) aus Edfu, den man als Sonnenfalken vorführte, zu identifizieren und daraus das neue heilige Ideogramm des Re-Horus, in welchem beide Hieroglyphen kombiniert waren, gemacht, so mußte in der Folge der mächtigen, oberägyptischen Amun-Priesterschaft (Amun war der höchste Gott im oberägyptischen Theben, Re im unterägyptischen Heliopolis) Rechnung getragen werden, so daß es in der Folge zur Schaffung eines gesamtägyptischen Staatsgottes Amun-Re -Horus kam (FN 80). Um dieser mit der Zeit unauflöselichen Misere zu entkommen, beschloß Echnatons Vater (vermutlich Amenophis III., FN 81), "einen neuen Weltgott als Staatsgott auszurufen, dessen Vorrangstellung niemand bezweifeln konnte und von dessen lebensnotwendiger Wirksamkeit jedermann überzeugt war, weil er sie täglich am eigenen Leib verspürte. Es handelte sich um die Sonne mit ihren übernationalen Lebensfunktionen - eben um Aton" (FN 82).

Ich habe die Entstehung des Monotheismus deshalb so breit dargelegt, weil daraus eine wesentliche Funktion der Religion ersichtlich wird: der staatspolitische Aspekt einer Religion, die den Untertanen Glauben und damit Orientierung geben konnte, wie sie gleichzeitig die Herrschaft der Machtträger legitimierte. Dies gilt auch für ursprüngliche "underdog-Religionen" wie das Christentum, das im Laufe seiner bewegten Geschichte mehr als einmal zur Rechtfertigung gottgesandter Kaiser und Könige herhalten mußte.

Durch Jahrtausende waren also Religionen, richtig eingesetzt, imstande, das Ordnungsgefüge eines Reiches, eines

Staates zu gewährleisten.

Dies konnte so lange gutgehen, als sich der Großteil der Bevölkerung bzw. der Untertanen auf einem Bildungsniveau befand, das der Staats- oder Religionsführung (meist ident) alle Möglichkeiten in Händen beließ. Man konnte den Menschen so gut wie alles einreden, der Boden für das Streuen von Dogmen war höchst fruchtbar.

Für den europäischen Raum kann die Renaissance mit der beginnenden Säkularisierung als der Anfang des langsamen Niederganges der großen Religionen angesehen werden.

Im anbrechenden Zeitalter der Entdeckungen von Ländern und naturwissenschaftlichen Geheimnissen, von Erfindungen und Entwicklungen mußte es fast zwangsweise zu einem Schwund an religiösen Grundsätzen und Glaubenstreue kommen. Die Menschen wurden wach, informiert, gebildet, begannen bisher für unverbrüchlich Gehaltenes in Frage zu stellen und da und dort die Scharlatanerie religiöser Auswüchse zu erkennen.

In diesem Prozess befinden wir uns noch heute. Die sogenannten Weltreligionen werden ihre bisherige Bedeutung und ihren Einfluß sukzessive verlieren.

Daran werden Augenblickserfolge, wie sie manchen in der Gestalt des Papstes Johannes Paul II. erscheinen mögen, oder kraftvolle Demonstrationen der Existenz der katholischen Kirche wie in Polen oder Südamerika oder aber auch die "Re-Islamisierung" der arabischen Welt nichts ändern. Besonders in einigen arabischen Ländern wird die Funktion der Religion als Vehikel zur Durchsetzung innen- und außenpolitischer Wünsche und Forderungen augenschein-

lich.

Die These vom Erstarren der Religion in Zeiten der Krise, persönlich oder gesellschaftlich-nationaler Art, ist insofern zu unterschreiben, da das Bedürfnis nach Orientierung, nach einem Anhalten größer und ausdrucksstärker ist, als zu Zeiten persönlichen oder gesellschaftlichen Wohlergehens. Der Mensch ist ein hoffendes und ein glaubendes Wesen. An diesen "menschlichen Grundkonstanten, die hinzunehmen und durch kein noch so ideales Gesellschaftssystem abstoßbar sind" (FN 83), wird sich nichts ändern.

Nur werden nicht mehr alle Menschen in einigen wenigen Weltreligionen ihre Anlehnung finden, sondern weil eben die "Schwächen" dieser Religionen evident sind, man an eine Problemlösung durch sie nicht mehr glaubt - was ja übrigens auch nicht die Aufgabe einer Religion ist -, kommt es zur Ausbildung von individuell zugeschnittenen Religionen in Form einer Unzahl von Sekten. Die USA erleben diesbezüglich seit Jahren einen Boom, der bereits auf Europa übergeschwappt ist.

Dieser Prozess ist in unserer Gesellschaft so weit fortgeschritten, daß er bereits als irreversibel zu bezeichnen ist. Weiter unten werde ich in meiner "Theorie der Leitgesellschaft" aufzuzeigen versuchen, daß sich die Weltbevölkerung aufgrund unterschiedlicher Umstände zu einer gemeinsamen Weltkultur nivellieren wird, wobei die Orientierung an unserer westlich-demokratischen Gesellschaft erfolgt. Dies ist nicht unbedingt zu begrüßen, sondern muß zur Kenntnis genommen werden. Daraus ergibt sich auch die These, was das Ende der großen Religionen anbelangt, denn in unserer Gesellschaft spielt die Religion

zusehends eine marginale Rolle.

Das macht die Menschen um nichts glücklicher, im Gegenteil, sie stehen dieser Entwicklung ratlos gegenüber.

Damit erlebt, fast notgedrungen, die Philosophie eine Konjunktur, oder wie es Helmuth PLESSNER formuliert: "Seit die Religion, die 'heilsgeschichtliche Deutung des Menschen', an Geltung verliert und zerbricht, fällt der modernen Diesseitskultur und insbesondere der modernen Philosophie die Aufgabe zu, diesen Orientierungsverlust zu kompensieren: die Philosophie fungiert fortan als 'ein vom Schicksal erzwungener grandioser Schadenersatz'" (FN 84).

Die Wissenschaften, und damit sind näherhin in erster Linie die Naturwissenschaften gemeint, haben in den letzten 200 Jahren, aber vor allem in den letzten Jahrzehnten, eine stürmische Entwicklung genommen. Manche finden, eine zu stürmische. Dazu kommen noch die technischen Anwendungsmöglichkeiten der Entwicklungen und Erkenntnisse der Wissenschaft. Die Zeiten eines LEIBNIZ, des letzten Universalgelehrten, sind nicht erst heute vorbei, aber angesichts der Tatsache, daß unser Leben täglich um rund 50.000 neue Fachbegriffe im wahrsten Sinn des Wortes angereichert wird, ist es nicht nur schier unmöglich, den Überblick zu behalten, sondern wird die böse Ahnung von der Eigendynamik der Technik und Wissenschaft zur Gewißheit.

Der Begeisterung für den Fortschritt weicht die Angst vor den Auswirkungen.

Bezeichnenderweise hat sich eine neue Wissenschaft, technology assessment, die die Auswirkungen neuer Techniken nicht

nur auf die eigene Sparte, sondern möglichst auf alle Bereiche, die davon unmittel- oder mittelbar betroffen sind, erst vor wenigen Jahren konstituiert, und es ist erfreulich, daß bereits in Österreich ein derartiges Institut im Rahmen der Akademie der Wissenschaften eingerichtet wurde. Die ersten Ergebnisse sind allerdings noch abzuwarten.

Soweit bisher bekannt, konzentrieren sich technology assessment-Untersuchungen auf messbare Implikationen im Bereich der Betriebs-, der Volkswirtschaft, benachbarter technischer Disziplinen und der Soziologie. Was unberücksichtigt bleibt, sind z.B. allfällige ethische Fragen, die im Zuge solcher Forschungen aufgeworfen werden könnten.

Obwohl seit Los Alamos die Verantwortung der Wissenschaftler für ihr Tun gegenüber der Menschheit bedeutend zugenommen hat, wäre es unseriös und billig zugleich, die Wissenschaftler mit ihren durch die eigenen Forschungen hervorgerufenen moralischen, ja oft sogar ethischen Sorgen, Ängsten und Problemen alleine zu lassen.

Es kommt auch nicht von ungefähr, daß gerade wissenschaftliche Koryphäen vom Range eines Emil CHARGAFF, Biochemiker, Altösterreicher, Nobelpreisträger und Entdecker des DNS-Fadens, der bekanntlich genetische Informationen enthält, so daß heute schon experimentell Erbeigenschaften übertragen werden können, am Ende ihres wissenschaftlichen Lebens nach ethischen Rechtfertigungen und Konditionen suchen und fragen.

Zur besseren Veranschaulichung, welche Realisationen sich am wissenschaftlichen Horizont abzeichnen, sei wieder John NAISBITT mit jener Passage zitiert (FN 85), in der er die

Möglichkeiten und Konsequenzen der Genspaltung beschreibt: "Genspaltung ist die unheimlichste und folgenschwerste Fähigkeit, die der Mensch seit Spaltung des Atoms erlernte. In humaner Richtung weiterentwickelt, könnten die sich daraus ergebenden Möglichkeiten der Menschheit ungeheuer nützlich und dienlich sein. Wir würden dann in der Lage sein, auch die rarsten und kostbarsten Naturprodukte künstlich zu synthetisieren - Substanzen wie Interferon, Insulin und menschliche Endorphine, die als natürliche Schmerzmittel wirken. Wir werden damit im Stande sein, eine zweite "grüne Revolution" in der Landwirtschaft zu vollziehen, bei der gegen Krankheiten weitgehend widerstandsfähige, sich selbst befruchtende Hochleistungsarten erzielt werden können. Gensplitting bringt auch die Möglichkeit, ganz neue Substanzen zu synthetisieren, die wir an Stelle von Erdöl, Steinkohle und anderer Rohstoffe verwenden können - als eine Art Schlüssel zu einer sich für immer selbst erhaltenden Gesellschaft".

Gerade die letzte Formulierung gibt gleichermaßen Anlaß zu Sorge und Hoffnung für die Zukunft. So schmal ist der Grad, auf dem wir uns bewegen. Es ist daher nicht weiter verwunderlich, wenn Philosophen wie Walter Ch. ZIMMERLI in der Philosophie auch die Aufgabe sehen, "die Wissenschaften an die Lebenswelt zurückzubinden" (FN 86). Ich interpretiere es als den Auftrag, den naturwissenschaftlich-technisch forschenden Wissenschaftler via Philosophie immer wieder den Spiegel gesellschaftlicher Verantwortung vor Augen zu halten.

Philosophie hat dabei den Part einer Art ethischen technology assessments. Daß dieser Prozess bereits im Gange ist, bestätigt auch Prof. Hermann LÜBBE, für den der Zeit-

punkt absehbar ist, an dem der "traditionswidrige Überhang von Philosophen einseitig geisteswissenschaftlicher Orientierung abgebaut sein wird und eine angemessene Anzahl von Kollegen mit mathematisch-naturwissenschaftlicher, ökonomischer und sonstiger einzelwissenschaftlicher Kompetenz zur Verfügung stehen" (FN 87).

Erinnern wir uns des Ansiedelungsversuches der Philosophie zwischen Religion und Wissenschaften durch Bertrand RUSSEL und rufen uns die eben getroffenen Analysen zur Lage der Religion und der Wissenschaft ins Gedächtnis, so kommen wir zu der Erkenntnis, daß die Philosophie in Sektoren der Religion aufgrund ihres Autoritätsverlustes eindringt, als auch zur Bestimmung moralisch-ethischer Grenzen in den Wissenschaften neuerdings viel beizutragen hat.

Was die Religion anbelangt, kann sie diese - immanenterweise - nur unzulänglich substituieren; ich bin also nicht Plessners Ansicht, daß die Philosophie dabei die Rolle "eines grandiosen Schadenersatzes" spielt, auch wenn dies, wie Plessner eingesteht, "vom Schicksal erzwungen" (FN 88) wurde.

In den Wissenschaften hat die Philosophie nur bedingte mäuertische Funktion. Vielmehr sollte sie sich quasi als "begleitende Kontrolle" verstehen. Um diese ethisch-moralischen Begleitmaßnahmen besser zu effektuieren, kann aus didaktischen Gründen die Hebammenkunst angewandt werden, damit der Einzelwissenschaftler in einem dialektischen Prozess die ethisch-moralischen Grenzen seines Forschens selbst erkennt.

Was kann nun die Philosophie tatsächlich leisten ? Was rechtfertigt ihre Einordnung zwischen Religion und Wissenschaften in die Metapher eines Niemandslandes (RUSSEL) ?

Zunächst die klare Feststellung: Von der Philosophie sind keine endgültigen Antworten zu erwarten. Sie kann sie auch nicht geben. Darin grenzt sie sich von der Theologie mit ihren dogmatischen Glaubenssätzen ab. Zielpunkt der Philosophie ist auch nicht so sehr die Transzendenz, als vielmehr das Diesseitige, um "gerade dort Fragen zu stellen, wo es ihrer augenscheinlich nicht bedürfte, und Gründe zu verlangen, wo die Alltagsvernunft längst befriedigt ist" (Rüdiger BUBNER - FN 89).

Die Philosophie richtet sich auf den Menschen und damit auf die Alltäglichkeit. Blaise PASCAL sprach von der *conditio humana*, dem menschlichen Befinden, oder wie es Manes SPERBER übersetzt: die menschlichen Grundbedingungen (FN 90). Diese "menschlichen Grundbedingungen" sollten im Mittelpunkt philosophischer Betrachtungen stehen.

Es ist immer wieder zu hinterfragen, wie sich das Leben der Menschen gestaltet, wie der einzelne unter Berücksichtigung gemeinschaftlicher Ermeßlichkeiten maximale Zufriedenheit und Glück erreichen kann. MITSCHERLICH spricht von "menschengerecht, definiert als förderlich für das Individuum" (FN 91).

Die grundlegenden, existentiellen, sinngebenden Fragen der Menschen sind immer die gleichen geblieben, wenn sie auch im Laufe der Zeit und der Geschichte in andere Worte gefaßt und anhand gerade aktueller Beispiele expliziert wurden. Von Manes SPERBER stammt die Formulierung von der

Sehnsucht nach "totalen Antworten". Religionen gaben sie stets, damit gaben und geben sie sich aber auch immer wieder der irdischen Endlichkeit preis, sobald nämlich die Menschen, die gläubigen und hoffenden, der dogmatischen Antworten überdrüssig werden, weil diese unflexibel sind und auf Dauer der geschichtlichen Dynamik nicht mehr standhalten können und zu unbefriedigenden Ergebnissen führen.

Dadurch wird aber gleichzeitig die Zeitlosigkeit der Philosophie deutlich: indem sie stets um neue Antworten auf die alten Fragen ringt, kann sie - rechtschaffenerweise - zwar dem Menschen keine endgültigen Antworten liefern und damit Seligkeit geben, aber sie kann - richtig verstanden und eingesetzt - Glaubwürdigkeit und Kontinuität ausstrahlen. Das Bild vom Eheleben soll dies veranschaulichen: Die Ehefrau ist die Partnerin für das ganze Leben. Von Zeit zu Zeit glaubt man, eine bessere Partnerin gefunden zu haben, aber zumeist kehrt man bald reumütig zurück, weil die Andere vielleicht in einem Punkt der Ehefrau überlegen war, in Summe ihr aber "nicht das Wasser reichen" konnte.

Diese simplifizierende Parabel vom Eheleben übertragen - in einem anderen Kontinuum - auf unsere Diskussion, besagt nichts anderes, als daß sich die Menschen ab und an von religiösen oder wissenschaftlichen Faszinationen angezogen fühlen, um schließlich zur unbefriedigenden, aber redlichen Philosophie zurückzukehren.

Das ist nun keine Hommage auf die Philosophie, sondern das Anerkennen menschlicher Gesetzmäßigkeiten. Das Pendeln von der Philosophie zur Religion, dann weiter zu den Wissenschaften und wieder zurück zur Philosophie ist kein Teufelskreis, bloß ein Kreislauf menschlicher Irrungen und

Sehnsüchte. Genauso könnte ich argumentieren, daß sich die Menschen in mehr oder weniger regel-mäßigen Abständen von der sie nicht zufriedenstellenden Philosophie abwenden und ihr Heil in der Religion oder in den Wissenschaften suchen.

(Wobei die wissenschaftliche Dimension - die Rationalität, der Glaube an die totale Mach- und Beherrschbarkeit - jüngerem Datums ist, zuvor lediglich die Polarität zwischen Philosophie und Theologie bestand; ich behaupte dies trotz der jahrhundertelangen magdischen Rolle der Philosophie in der Theologie unseres Kulturkreises.)

Bietet die Theologie klipp und klare Antworten, so sind jene der analytischen Wissenschaften lediglich "endgültige Zwischenergebnisse".

Jedes fundierte Ergebnis naturwissenschaftlichen, technischen, ökonomischen oder soziologischen Forschens liefert einen hohen Grad an Gewissheit über die erreichte Erkenntnis, ist aber im Augenblick der wissenschaftlichen Abgesichertheit bereits seinerseits Ausgangspunkt für den nächsten Schritt. Ein endloses Band von Ergebnissen, so daß nur von Zwischenergebnissen gesprochen werden kann, die aber ihrerseits Endgültigkeitscharakter haben.

Am Beispiel anhand der Frage nach dem Anfang alles Seienden seien die Problemlösungsmechanismen von Theologie, Wissenschaft und Philosophie dargestellt:

Die Theologie gibt die Antwort mit einer dogmatischen Entstehungstheorie ("An sechs Tagen ward die Erde geschaffen"). Die Naturwissenschaften tasten sich Schritt für Schritt in die Vergangenheit zurück, werden aber, wenn der

Satz von der Gesamtenergie seine Richtigkeit behalten sollte, nie das Rätsel lösen; sie kommen jeweils zu endgültigen, weil wissenschaftlich abgesicherten, Zwischenlösungen.

In der Philosophie wird die gleiche Frage immer wieder gestellt und die Antworten können - müssen nicht - durch Jahrtausende ihrer Substanz nach gleich ausfallen. Fast ist man geneigt, Wittgensteins - in anderem Zusammenhang getane - Feststellung, "die Philosophie läßt alles, wie es ist" (FN 92), auch in diesem Kontext zu sehen.

Dies würde allerdings zu falschen Schlüssen führen.

So sei nochmals PIEPER (FN 93) zitiert, der den Ausspruch, die "Weltformel" zu haben, begriffsnotwendig als Un-Philosophie und Pseudophilosophie bezeichnet, und daher die Existenz eines "geschlossenen Systems" der Philosophie leugnet.

Joseph J. KOCKELMANS findet, im Hinblick auf die aktuelle Situation, daß "aufgrund der Komplexität der Welt, in der wir leben, sowie der relativ großen Mannigfaltigkeit der voneinander unabhängigen Erfahrungsbereiche, die diese komplexe Welt uns anbietet, ..., heute die Förderung einer dialektischen Einheit in der Philosophie gegenüber dem Versuch, eine einheitliche Philosophie für alle zu entwickeln, vorgezogen werden sollte" (FN 94). Rüdiger BUBNER formuliert es schließlich generell, wenn er meint, daß jener "Gestalt von Philosophie, die unter ungeteiltem Beifall ein allgemein wohl angesehenes Wesen triebe, wohl eher zu mißtrauen wäre" (FN 95).

Die Philosophie behält ihren Sinn ja nur, durch ihre Uneinheitlichkeit. Immer dann, wenn sie sich ihrer Zersplitterung begeben hatte, wie z.B. während des europäischen Mittelalters, hat sie auch ihre Bedeutung weitgehend verloren. Nur in der Unterschiedlichkeit bleibt Vielfalt und Buntheit gewahrt. Unser Leben ist, wie KOCKELMANS ausführt, viel zu komplex, als daß mit allzu einfachen Antworten komplizierte Zusammenhänge und Verflechtungen entknotet werden könnten. Insofern sollten wir an der antiken Selbstbestimmung der Philosophie festhalten: nämlich die Weigerung der Philosophie, sich selbst für eine Heilslehre zu halten (FN 96).

Die Religion vermittelt sich auch durch sakrale Bauten, vornehmlich Kirchen und Dome, Wissenschaft in Gestalt technischer Wunderwerke. In beiden ist Leben möglich, wenn auch nicht ausschließlich und im übrigen meist nur bedingt vorgesehen. Die Philosophie in ihrer Zersplitterung, wobei der adäquate englische Begriff des "splitting" weitaus positiver besetzt ist, im Sinne von Aufteilung, Vielfalt, gewährleistet aber - bildlich gesehen - die Fundamentierung einer unendlichen Zahl von unterschiedlichsten Gebäuden, die in ihrer Vielfalt, in der sie ihre Individualität aber behalten, den Charakter einer Stadt gewinnen. Und wo ist mehr Leben als in einer Stadt ?

Hermann KRINGS stellt die These auf, daß Philosophie in der Entwicklung der Menschheit wirksam war und ist (FN 97). Als Beweis verweist er auf epochemachende Tendenzen der Gegen-

wart, die unter anderen Ursachen auch eine Herkunft in der Philosophie haben. Zu diesen zählt man allgemein (FN 98):

- das Verschwinden der Stände- und Klassengesellschaft zugunsten einer nach Funktionen strukturierten oder auch wenig strukturierten Gesellschaft,
- den Relevanzschwund von geographischen und staatlichen Grenzen zugunsten größerer, aber noch wenig strukturierter Räume, letztlich der einen Welt,
- eine Rationalisierung der menschlichen Lebensbereiche, der damit verbundene Systemzwang und der durch sie ermöglichte Komfort. Diese Rationalisierungstendenz scheint auch die Politik zu erreichen, wiewohl es Indien und Afrika gibt: Es lassen sich Versuche der Intellektualisierung der Politik feststellen. Kriege "brechen" nicht mehr "aus", sondern ein computerunterstütztes Krisenmanagement organisiert, meist mittels logistischer Instrumente, Krieg und Frieden bzw. das, was man so nennt.

Philosophie wirkt dabei in den allerseltensten Fällen direkt. Der Königsphilosoph war eine Wunschvorstellung Platons, die Geschichte hat sie ihm posthum noch nicht erfüllt. Philosophen konnten auch in den seltensten Fällen als Lehrer oder Erzieher frühzeitig auf Herrschersprößlinge Einfluß nehmen. Irgendwie scheinen hier Berührungspunkte der Erziehungsberechtigten, der Herrscher, der Mächtigen, gegenüber den Philosophen und ihrem Stande eine Rolle gespielt zu haben. Andererseits wurden Philosophen speziell, von aufgeklärten Monarchen, gerne als Berater beschäftigt.

Die Philosophie wirkt also mehr indirekt. Vielleicht dadurch, daß viele bedeutende Philosophen einen anderen Hauptberuf hatten oder sich zumindest auch anderen Tätigkeiten und Forschungen hingaben, bzw. eine philosophiefremde Ausbildung genossen. Die Reihe ist fast endlos. Schon Thales von Milet, der Begründer der abendländischen Philosophie, soll ein geschickter Kaufmann gewesen sein und sein überlegenes Denken pekuniär ausgenützt haben; Aristoteles' Leistungen auf dem Gebiet der Naturwissenschaften sind seinen philosophischen ebenbürtig, wobei die Wechselwirkung besonders fruchtbringend war. Descartes, Pascal oder in jüngerer Zeit Russel waren gleichzeitig, wenn nicht in erster Linie, bedeutende Mathematiker. Was in Leibniz Paß heutzutage als Berufsangabe stehen würde, ist ohnedies unklar. Im geographisch engeren Sinn sind die philosophischen Arbeiten des Physikers Ernst MACH nicht ohne Ausstrahlung geblieben. Daß der "Wiener Kreis" so schnell Weltgeltung erlangen konnte, hing nicht zuletzt mit einer szientistischen Ausrichtung, Ausbildung oder Tätigkeit eines Großteils seiner Mitglieder zusammen. Viele haben umgekehrt bereits vergessen, daß Karl MARX Philosophie und Geschichte studierte, oder daß der von einigen Ideologien heute für sich reklamierte englische Nationalökonom Adam SMITH Professor für Moralphilosophie war (FN 99).

Damit zeichnen sich schon die Konturen eines weiteren erfolgreichen Wirkens der Philosophie ab: zu korrespondieren mit anderen Wissenschaften, weniger im Sinne eines interdisziplinären Domestors, als vielmehr in der Rolle des Fragen stellenden und aufmerksam machenden Begleiters, der die Gesamtheit menschlichen Handelns, Tuns und Wollens im Auge behält. Philosophie um der reinen Philosophie willen

ist Luxus, denn sie "ist `unbrauchbar' im Sinne unmittelbarer Verwertung und Anwendung" (Josef PIEPER - FN 100).

Zu einem Zeitpunkt, wo das Ausmaß, in dem eigenständige Urteilsbildungen manipulierbar geworden sind, die immer schwieriger werdende selbständige Urteilsbildung zu zermah-

len droht (Alexander MITSCHERLICH - FN 101), sollte sich der Philosoph als Syndikus der Menschen gegenüber den Mächtigen, den Herrschenden verstehen.

Die Philosophie kann keine endgültigen Antworten anbieten, aber gerade deswegen ist sie kritisches Bewußtsein einer Gesellschaft, die von sich aus stets nach Endgültigem, Unverrückbarem und Bleibendem strebt.

Weil es keine absolute Wahrheit gibt, existiert folglich auch keine absolute Endgültigkeit. Wahrheit und Endgültigkeit bedingen einander. Auf diese erratischen Tatsachen immer wieder hinzuweisen, gehört zur Sisyphosarbeit des Philosophen.

Die Philosophie sollte sich also immer der Praxis verpflichtet fühlen, ohne von ihr allerdings abhängig zu sein. Hier gilt das Wort John Henry NEWMANS, Philosophie sei gentleman-Wissen (FN 102); nicht "nützliches" Wissen, sondern "freies" Wissen. Diese "Freiheit" aber besagt, daß philosophisches Wissen nicht einer Legitimierung aus seiner Brauchbarkeit und Anwendbarkeit, nicht aus seiner sozialen Funktion (FN 103) bedarf, sondern es "bleibt in allen Fällen die Struktur des Verhältnisses der Philosophie zur Praxis, deren `Philosophie' sie ist, nämlich als das Ensemble von Grund- und Leitsätzen, auf die man, u.a., rekurriert, wenn

es einen Anlaß gibt zu sagen, wieso man überhaupt tut, was man tut" (Hermann LÜBBE - FN 104).

Ich habe versucht, aufzuzeigen, wozu Philosophie im Stande sein kann und was sie andererseits nicht zu leisten vermag. Nun gilt es, herauszuarbeiten, worauf sich in welcher Form und/oder Methodik - die Philosophie künftighin konzentrieren sollte.

6. Die Erfahrung des Ganzen durch die Philosophie

Die "richtige" Gewichtung zwischen Teil und Ganzem ist oft Gegenstand und Inhalt von hitzig geführten Diskussionen. Es wird heftig darüber Streit geführt, ob das Ganze schlicht das additive Ergebnis seiner Teile ist, oder ob das Ganze mehr ist, als die Summe seiner Teile. So vertritt beispielsweise Dieter EISFELD (FN 105) in seiner stadtphilosophischen Begründung die These, daß die Stadt mehr sei, als die Summe ihrer Teile und kommt so zum zentralen Ansatzpunkt für seine Stadtphilosophie: die Stadt als Ganzes zu betrachten.

Richtigerweise sieht er zwar die Rolle der Philosophie nicht in einer interdisziplinären Koordinations- und Überwachungstätigkeit (FN 106), landet aber schließlich doch beim dernier cri methodologischer Ansätze, dem "Vernetztem Denken" (Frederic VESTER, John NAISBITT FN 107).

Aber zunächst: Was ist das Ganze ? Was ist ein Teil ? Wie stehen beide zueinander in Beziehung ? Beginnen wir

mit der Lösung der letzten Frage und die Beantwortung der beiden anderen ergibt sich daraus logischerweise.

Der Teil ist nur formal, im Sinne von zugehörig, ein Teil des Ganzen, steht also mit dem Ganzen in Beziehung, weil das Ganze seinerseits wiederum nur Teil eines nächsthöheren Ganzen ist und so fort (natürlich auch umgekehrt).

Wenn ich vom Teil spreche, mache ich keine Aussage über die Substanz des Teiles. Dies ist auch gar nicht möglich, weil der Teil nur ein formales Zugehörigkeitskriterium zum Ganzen erfüllt, ein Teil aber materiell etwas vollkommen Anderes ist wie das Ganze.

Materiell gesehen bewirkt eine Teilung des Ganzen - wie bei der Zellteilung - neue, aber andere Ganze.

Am Beispiel der Stadt sei dieser Gedanke plastisch dargestellt:

Die Stadt ist das Ganze. Sie besteht aus unendlich vielen "Teilen"; Menschen, Häuser, Bäume, Autos, Verkehrszeichen, Straßen, Licht, Tiere, schlechter Luft, Lärm, Institutionen, etc.. (Es ist dabei egal, ob reale oder abstrakte, ob lebende oder tote Dinge). Diese unendlich vielen "Teile" bilden die Stadt, das Ganze. Für sich alleine betrachtet, sind alle diese "Teile" - deswegen bisher unter Anführungszeichen - Ganze. Würde ich das Ganze "Stadt" um das Ganze "Bäume" beschneiden, entstünde ein neues Ganzes, die "Stadt ohne Bäume".

Das Ganze trägt ontologische Züge; es ist seiend, und in diesem seienden Sein einzigartig. Der Teil als Teil, nicht als Ganzes gesehen, hat bloß formalen Status.

Der Teil, weil auf das Formale reduziert, ist empirisch-analytischer Untersuchung in der gesteigerten Form der Vergleichbarkeit zugänglich. Im Gegensatz zum Ganzen, das abgeschlossen ist, existieren unendlich viele Teile. Da immer nur eine endliche Zahl von Teilen miteinander vergleichbar ist, entstehen notgedrungen nur "endgültige Zwischenlösungen". Die Teile sind - in Abwandlung eines bekannten belletristischen Titels - der Stoff, aus dem die Wissenschaften sind.

Keine Frage, auch das Ganze ist einer empirisch-analytischen Forschung fähig. Nur fehlt eben, da das Ganze in sich abgeschlossen ist und schon Leibniz behauptet hatte, es gäbe nicht zwei Dinge auf der Welt, die einander gleich seien (FN 108), die Vergleichbarkeit, so daß notgedrungen eine spekulative Komponente hinzutreten muß.

Das Ganze ist nur durch spekulative Betrachtung erfahrbar, entzieht sich also letztendlich den Wissenschaften (FN 109).

Weiter im Bild der Stadt sei das bisher Formulierte erläutert: Der Verkehr in Wien ist Teil der Stadt Wien. Der Verkehr in Kopenhagen ist Teil der Stadt Kopenhagen. Der Verkehr seinerseits besteht unter anderem aus Autos. Ich kann nun die Autos in Wien und Kopenhagen zählen, vergleichen und in Korrelation zur Einwohnerzahl der betreffenden Städte setzen; dadurch erhalte ich einen statistisch ermittelten Index, der mir Aufschluß über die automäßige

Verkehrsdichte in Wien und Kopenhagen gibt.

Dies ist aber, wie wir alle wissen, eine theoretische Größe, die der Praxis nur bedingt Rechnung trägt. Ich kann zwar die Autos in Wien und Kopenhagen zählen und vergleichen, kann aber keine comparativen Aussagen über den Wiener und den Kopenhagener Verkehr treffen. Der Wiener Verkehr ist, genauso wie der Kopenhagener, das Ganze. Wien ist großteils terrassenförmig angelegt, Kopenhagen ist flach - die Umweltbelastung durch die bergauf- und bergabfahrenden Wiener Autos ist demnach größer, als in dem gleichmäßig dahinrollenden Kopenhagener Verkehr. So könnte man eine Unzahl von Beispielen anführen, die das Typische, Unverwechselbare, Einzigartige eines bestimmten Seins ausmachen, das eben ein Ganzes ist. Zweifelsohne ist der Wiener Verkehr von Wiener Behörden - was ja auch geschieht - nach bestimmten, festzulegenden Meßgrößen untersuchbar. Die Anzahl dieser Untersuchungskriterien wird aber nie vollständig sein; kann es gar nicht sein.

So wäre, um das Bild drastisch zu simplifizieren, die Mentalität der Wiener, nicht nur der Autofahrer zu berücksichtigen. Selbst wenn dies geschähe, wissen wir, daß die statistische Wiedergabe sozialer Befindlichkeiten ein Konstruktum ist. Den Durchschnittsmenschen gibt es nur auf dem Papier.

Wir sehen also, daß sich das Ganze einer wissenschaftlichen Untersuchung mit dem angestrebten Ziel einer "endgültigen Zwischenlösung" widersetzt, bzw. entzieht.

In dieser unbefriedigenden Situation versucht die Philosophie hilfreich und ordnend einzugreifen.

Hauptmerkmal der Philosophie ist ihr spekulativer Charakter. Philosophie versteht sich weder als Heilslehre, noch als Lieferantin endgültiger Antworten auf wissenschaftlicher Basis.

Mit Hilfe der Philosophie kann ich ein jedes beliebiges Ganzes untersuchen. In der Fassung Gerd BRANDS: "Philosophie setzt keine Normen und keine Werte. Sie setzt sie nicht, sie deckt sie auf, sie artikuliert sie. Dazu nun gehört als zweites, gerade weil sie Normen und Werte nicht setzt, daß sie diese in ihrer Ursprünglichkeit und in ihrem ständigen Werden aufdeckt" (FN 110).

Es handelt sich um die Pascal'schen *conditiones humanae*, um die menschlichen Grundbedingungen.

Was die Stadt anbelangt, sind es die *conditiones humanae urbis*. Diese, und damit das Wesen der Stadt, aufzudecken und zu artikulieren, ist Aufgabe der Stadtphilosophie.

Bei diesem Stadium der Erörterung des Ganzen sind einige klärende Worte zu dem schon am Beginn des Abschnittes erwähnten vernetzten - oder wie es gelegentlich auch genannt wird: ganzheitlichen - Denken angebracht.

Als Aufriß zur besseren Skizzierung des Problems sei einleitend eine Darstellung Georg DICHTS gewählt (FN 111): "Die Wissenschaft des technischen Zeitalters beruht auf der methodischen Isolierung einzelner Ketten von Phänomenen. Das Geflecht der Interdependenzen wird zerschnitten, die störenden Faktoren werden ausgeblendet, um experimentelle Bedingungen herzustellen, die eine methodische und technische Beherrschung bestimmter Vorgänge erlauben. Was im Ansatz des

Verfahrens ausgeblendet wurde, kann nicht nachträglich wieder eingeblendet werden. Die Blindheit gegenüber den Sekundäreffekten ist deshalb geradezu das Prinzip der Wissenschaft, die unsere Welt gestaltet". Auf die Situation der Stadt umgelegt, bedeutet dies, daß es eine Fülle von Wissenschaften, Einzelwissenschaften, gibt, die sich aus ihrer Disziplin heraus mit dem Phänomen "Stadt" beschäftigen (Stadtplaner, Architekten, Verkehrstechniker, Ernährungswissenschaftler, Umweltexperten, Hygieniker, Finanzfachleute, Energieexperten, Logistiker, Soziologen, Psychoanalytiker, Kommunikationswissenschaftler, Politologen, Juristen, Mediziner, Chemiker, etc.).

Es ist nun - zugegebenermaßen etwas überspitzt ausgedrückt -, in der Praxis dem Zufall überlassen, in welcher Zusammensetzung und mit welcher Intensität eine interdisziplinäre Kooperation erfolgt.

Der Erfolg wird nicht zuletzt durch den Charakter der Gleichberechtigung aller Bereiche der Interdisziplinarität von vornherein in Frage gestellt. Es existieren daher neuerdings Bestrebungen, eine Art städtische Koordinationswissenschaft, die Urbanistik, zu etablieren. In Deutschland ist dies mit dem Urbanistik-Institut in Berlin bereits institutionalisiert worden. In Österreich wehrt man sich dagegen. Ich meine, nicht unbegründet. Die Urbanistik möchte eine "organische Theorie der modernen Großstadt" (FN 112) entwickeln. Damit besteht aber gleichzeitig die Gefahr, daß sie Einzelwissenschaft wird.

Es widerspricht dem Wesen der Wissenschaft, eine polywissenschaftliche Funktion praktizieren zu können.

Eine aus einem konkreten Anlaßfall zusammengesetzte heterogene Gruppe von Experten verschiedener Fächer würde zu einem homogenen Expertenteam transformieren, wenn sie über die Erledigung des Anlaßfalles hinaus weiterbestünde. Immer vorausgesetzt, der Schwerpunkt der betreffenden Wissenschaft liegt im materiellen, und weniger im methodischen Bereich.

Diese Gratwanderung beschreibt die Kybernetik.

Die Kybernetik ist bekanntlich die Zusammenfassung mehrerer Wissenschaftsgebiete aus Technik, Biologie, Soziologie und Psychologie, die Steuerungs- und Regelungsvorgänge behandeln. D.h. die Kybernetik erforscht Systemgesetzmäßigkeiten, die Menschen die Befähigung geben würden, das Verhalten eines Systems und damit seine Überlebensfähigkeit zu beurteilen (FN 113). Die Komponenten eines aufgrund kybernetischer Charakteristika gebildeten Lebensraumes können beispielsweise sein: seine Stabilisierungstendenz, seine Störanfälligkeit, sein Fließgleichgewicht, seine Außen- und Innenabhängigkeit, die Verschachtelung seiner Regelkreise oder das Optimum seiner Diversität, seiner Vielfalt.

Dinge wie Straßen, Häuser, Fabriken, Rohstoffe, Wälder, Menschen etc. haben eine kybernetische Funktion in ihrer Rolle als Regler, Stellglied, Meßfühler, Stauglied, Nachschubgröße usw. (FN 114).

Die Anwendung dieser Technik verlangt nach Frederic VESTER, einem Pionier der Kybernetik, "eine intensive Schulung des Denkens in größeren Zusammenhängen und deren spezieller Dynamik" (FN 115).

Diese Entwicklung, die Dinge in ihrer Komplexität und Verflechtung zu sehen und zu erkennen, ist begrüßenswert, weil dringend geboten. Die Kybernetik und das ihr zugrunde liegende ganzheitliche oder vernetzende Denken (ich erörtere jetzt aus Platzgründen nicht den mir falsch verwendet erscheinenden Begriff des Ganzheitlichen), kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß damit das Ganze seinem Wesen nach nicht erfaßt werden kann.

Frederic VESTER liefert - ungewollt - selbst die Begründung, wenn er schreibt, (FN 116): "Er (der Einzelne) bleibt Teil eines biokybernetischen Systems namens Biosphäre, und er wird - solange er lebt - aus Zellen bestehen, deren jede einzelne durch den universellen genetischen Code mit allem anderen Leben auf diesem Planeten verbunden ist. Das bedeutet, daß in dieser biologischen Welt, und nur hier, unsere eigentliche Informationsquelle für richtiges Handeln zu finden ist". Um an anderer Stelle - salopper formulierend - eine Garantie abzugeben, daß bei Befolgung der (bio)kybernetischen Grundregeln "der Laden weiterhin läuft" (FN 117).

Nirgendwo in diesem Kontext findet sich ein Hinweis auf ethische Normen oder Werte, spekulative Begründungen menschlichen Handelns, geistige Orientierung. Im Gegenteil, "richtiges Handeln" fußt nicht auf einer höheren Erkenntnis von der menschlichen Existenz, sondern auf der Information durch unseren genetischen Code, und damit "läuft auch schon der Laden".

Wäre dies tatsächlich so der Fall, gäbe es keine zivilisatorische Weiterentwicklung. Erst jene nicht wissenschaftlich fundierbare Sicht vom Menschen in der Welt konnte dies

bewirken.

Und warum ? Weil hier versucht wurde, das Ganze zu erfassen !

Vesters Kybernetik ist bei all ihren ehrbaren Absichten und - eingeständenermaßen - dringlichen Notwendigkeit wiederum nur Teil. Zwar auf einer höheren Ebene, aber doch bloß Teil. Teil im Sinne von Wissenschaft, die sich um "endgültige Zwischenlösungen" bemüht.

Es fehlt die humane Komponente, die sich streng wissenschaftlicher Untersuchung entzieht.

Daran ändert auch die Feststellung Marilyn FERGUSONS und anderer nichts, daß das "eigentlich Wichtige und Besondere an einem Netzwerk die strukturelle Tatsache ist, daß jedes Individuum sich in dessen Zentrum befindet" (FN 118). Jedes Netzwerk ist im formalen Sinn Teil des Ganzen und in einem Ganzen kann sich ein Mensch aufhalten.

Nun, ich kann, soll, eigentlich ich muß das vernetzte Denken mit der Philosophie im beschriebenen Sinn in Verbindung bringen, um in Inhalt und Funktionalität Aufschluß über das Ganze zu erhalten.

Das Wesen des Ganzen erfahre ich durch das Philosophieren. Die daraus gewonnene Erkenntnis, das Aufdecken der *conditio humana*, d.h. die Formulierung menschengerechter - definiert als förderlich für das Individuum - Bedingungen, schafft die ethischen Grundlagen für die Anwendung des vernetzten Denkens; beispielsweise in Form der Kybernetik als Ausdruck optimierten Zusammenwirkens teilheitlicher Funktionen im

Interesse des Ganzen. Damit schließen meine eigentlichen Betrachtungen zur Lage und Aufgabenstellung der zeitgenössischen Philosophie. Es war der Versuch eines Plädoyers, wieder das Ganze zum Gegenstand philosophischen Denkens werden zu lassen. Diese Tradition abendländischen Philosophierens nimmt ihren Ausgang bei Aristoteles, erreicht einen Höhepunkt bei Leibniz - Peter KAMPITS betitelt den Leibniz-Abschnitt in seiner österreichischen Philosophiegeschichte folgerichtig "Die Harmonie des Ganzen" (FN 119) - und findet sich beispielsweise wieder im Denken eines Oswald SPANNS. (Das - meines Erachtens - falsche Ergebnis seines Philosophierens ändert nichts an seiner großartigen denkerischen Leistung).

Sich wieder mehr dem Ganzen, was immer dies nun konkret sein mag - nicht nur der Welt als Ganzes -, zu widmen, ist in einer Phase der Humanentwicklung, da alles im Spezialistentum zu zerfließen droht, ein Gebot der Stunde. Lewis MUMFORD spricht davon, daß der Mensch das Leben als Ganzes aus dem Griff verloren hat und sieht darin eine der chronischen Fehlleistungen der Zivilisation (FN 120).

Dies wird nicht leicht sein; "philosophische Gedanken fallen nie vom Himmel" (Rüdiger BUBNER - FN 121).

Nun soll sich aber, eingedenk der Erkenntnisse eines Aristoteles und in Abwandlung eines Ausspruches Josef PIEPERS (FN 122), das Philosophieren auf die Stadt als Ganzes richten.

7. Die Stadt als Gegenstand philosophischer Betrachtungen

Einleitend einige Eckdaten zur globalen urbanen Entwicklung (FN 123): Im Jahre 1800 lebten noch rund 80 % der Bevölkerung Europas auf dem Lande. Für das Jahr 2000 rechnen UN-Experten, daß ca. 50 % der Erdbevölkerung in großen Städten leben werden. Das sind etwa 3 Milliarden Menschen, die in großstädtischen Ballungsräumen wohnen oder hausen werden. Von solchen muß gesprochen werden. So erstreckt sich zwischen Boston und Washington D.C. auf einer Länge von etwa 650 km das industrielle Ostküstenballungsgebiet der Vereinigten Staaten; hier wohnen ungefähr 40 Millionen Menschen, vorwiegend in Einfamilienhauskomplexen ungeahnter Ausdehnung. Die "Seenballung" zwischen Chicago, Pittsburgh und Detroit umfaßt 30 Millionen Menschen und an der Westküstenballung um Los Angeles leben immerhin auch schon 10 Millionen Menschen.

Es ist ein bekanntes Faktum, daß die urbane Bevölkerung doppelt so schnell wächst wie die Landbevölkerung und das großstädtische Wachstum seinerseits vergrößert sich um ein Drittel schneller, als das generell städtische. Zur Jahrtausendwende werden in Afrika und Ozeanien mehr als 50 %, in Nordamerika nahezu 60 % der Gesamtbevölkerung in Millionenstädten wohnen. In Süd- und Ostasien, sowie in Lateinamerika werden es immer noch mehr als 40 % sein.

Wiederum mehr als 50 % dieser Millionenstädte werden ihrerseits Bestandteil größerer Städteballungen, also von regelrechten Stadtlandschaften sein.

In diesen Städten oder städtischen Agglomerationen leben Menschen unter zunehmend inhumaneren Lebensbedingungen, wobei das politische System, unter dem sie leben, für ihre persönlichen Umstände fast nebensächlich ist.

Auch die Cassandra-Rufe eines Leopold KOHR, dieses Kämpfers für die Wiedergewinnung des menschlichen Maßes und damit einer humanen sozialen Größe des Zusammenlebens, werden bedauerlicherweise nahezu ungehört verhallen. Der Trend zur Verstädterung ist nicht aufzuhalten. Unsere Aufgabe ist es, das Beste daraus zu machen, soll sich "am menschenunwürdigen Zustand unserer Städte etwas ändern" (Alexander MITSCHERLICH, FN 124).

Dies die nackten Zahlen, Fakten und Beobachtungen. Unter Hinweis auf meine Theorie der Leitgesellschaft (siehe Punkt 8) beschränke ich mich in der Folge auf Erkenntnisse bzw. Phänomene städtischen Ursprungs der pluralistisch-westlichen Gesellschaft.

Die schon in vorangegangenen Kapiteln herausdestillierten Orientierungskrisen fokussieren in der Stadt x-fach. Das Unbehagen an der technisch-industriellen Zivilisation führt zu einem zunehmenden Unbehagen an unseren Städten (Georg-Klaus KALTENBRUNNER - FN 125). Lewis MUMFORD analysiert brillant und formuliert gewohnt drastisch: "Die inneren Probleme der Großstadt und ihrer zugehörigen Gebiete spiegeln nur die Problematik einer ganzen Zivilisation, welche auf Expansion gerichtet ist - auf eine Expansion, mit streng rationalen und wissenschaftlichen Methoden für Zwecke, die in fortschreitendem Maße immer leerer und trivialer, kindischer und primitiver, barbarischer und bedrückend irrational-

ler geworden sind" (FN 126). Sein Rat, die "Sache an den Wurzeln anzupacken" (FN 127), führt uns zur Philosophie, denn nach Gordon CULLEN stellt der Stadtbürger wieder die simple und zutiefst philosophische Frage: "Wo befinde ich mich?" (FN 128). Es ist eine typisch "totale" Frage, die wir weder heilsmäßig-dogmatisch, noch streng analytisch-naturwissenschaftlich mit Hilfe einer "endgültigen Zwischenlösung" beantworten sollten. Hier öffnet sich das weite Feld der Stadtphilosophie.

Ich habe am Ende des letzten Kapitels meine bisherigen Gedanken zur Situation der "Philosophie heute" als eine Art Plädoyer aufgefaßt, wieder das Ganze zum Gegenstand philosophischen Nachdenkens zu erheben.

Jede Theorie ist nur so gut, wie ihr die praktische Umsetzung gelingt, bzw. gerecht wird.

Was läge also näher, anhand eines Beispiels, das geradezu prädestiniert ist, als Ganzes betrachtet zu werden, diese Praxisüberprüfung durchzuführen: Dies Exempel sei die Stadt, die Großstadt, die Metropole, die Weltstadt !

Der Mensch selbst ist Ausdruck des Ganzen, er erlebt sich zum Großteil in der Stadt; auch wenn er nicht unmittelbar dort lebt, erfährt er mit Hilfe moderner Kommunikationstechniken immer mehr Prägungen und Beeinflussungen durch diese menschliche Ballung, die dafür die Voraussetzung schafft. Die Stadt als solche ist auch Ganzes.

Von Josef PIEPER stammt die Feststellung: "Welt ist Beziehungsfeld" (FN 129); ich ergänze: Stadt ist Beziehungsfeld.

Der Stellenwert, den die Stadt im Verlaufe der Menschheitsgeschichte einnimmt, kann gar nicht hoch genug angesiedelt werden.

Lewis MUMFORD zitiert Robert REDFIELD, einen guten Kenner primitiver Volkskulturen, der meint, "die Umgestaltung des Menschen war das Werk der Stadt" (FN 130). MUMFORD selbst führt dazu näher aus: "Primitive Gemeinwesen haben den Menschen zwar auch umgestaltet, sobald sie aber ihre besondere Form gefunden hatten, die dem Ganzen gemeinsam war, versuchten sie weitere Veränderungen abzuwehren oder einzuschränken. In der Stadt dagegen ist das Gestalten und Umgestalten des Ichs eine der wichtigsten Funktionen. Jede Entwicklungsstufe der Stadt liefert in jeder neuen Generation eine Vielzahl von neuen Rollen und eine ebenso große Vielfalt von neuen Möglichkeiten. Diese bewirken entsprechende Veränderungen in Recht, Manieren, sittlichen Maßstäben, Kleidung und Bauweise und gestalten schließlich die Stadt als ein lebendiges Ganzes neu" (FN 131).

Schon Aristoteles wußte um die Ganzheit der Stadt Bescheid. Sein biologisches Verständnis gab ihm "das Wissen von der unendlichen Vielfalt der Arten und Verständnis für die nicht endenden schöpferischen Manifestationen des Lebens... Für Aristoteles bestand das Ideal" - im Gegensatz zu Plato - "nicht in seiner rational abstrakten Form, die man dem Gemeinwesen aufzwang, sondern eher in einer Form, die als Möglichkeit bereits im Wesen der Art angelegt war und nur ans Licht gebracht und entwickelt zu werden brauchte" (FN 132). Erinnern wir uns an Gerd BRAND: "Philosophie setzt keine Normen und keine Werte, sie setzt sie nicht, sie deckt sie auf, sie artikuliert sie" (FN 133).

Die Stadt wurde also seit ihres Bestehens als eine für den Menschen in jeder Hinsicht bedeutungsvolle "Institution" angesehen. Dies wird auch in Zukunft so bleiben. Von ihr gehen, genauso wie in der Vergangenheit, Impulse aus, spiegeln sich Ängste und Hoffnungen der Menschen wieder, vollziehen sich zwischenmenschliche Beziehungsänderungen und geschehen humane Aberrationen der unterschiedlichsten Art. Dies kann nicht ohne Auswirkungen bleiben.

So ist eine der größten Geißeln des modernen Menschen der Streß in seiner negativen Auswirkung. Nicht zuletzt hervorgerufen durch den "lieben Mitmenschen". Die Verhaltensforscher HASS und EIBL-EIBESFELDT beschreiben dies in ihrem Buch "Stadt und Lebensqualität": "In der modernen Massengesellschaft haben wir es im Alltag vor allem mit Menschen zu tun, die wir nicht näher kennen. Diese dauernde Begegnung mit Fremden wirkt - auf Grund der angeborenen Reaktionen - belastend. Der Mitmensch wurde zum Stressor. Unser zwischenmenschliches Verhalten ist in Richtung auf Mißtrauen hin verschoben". Um schließlich zu resumieren: "In der modernen Großstadt ist man dem Mitmenschen näher als irgendwo sonst - und gleichzeitig ferner als sonstwo" (FN 134). Eine fast schon philosophische Schlußfolgerung.

Die zentrale Bedeutung der Stadt für die Menschen - und damit das indirekte Anerkenntnis des ganzheitlichen Charakters urbanen Wesens - erblickt Lewis MUMFORD am Ende seiner enzyklopädischen Geschichte der Stadt "im endgültigen Auftrag der Stadt, des Menschen bewußte Teilnahme am Fortgang von Kosmos und Geschichte zu fördern" (FN 135).

Die Realisierung dieser Forderung verlangt aber den am politischen, d.h. öffentlichen Leben teilnehmenden Menschen.

Hier hat sich im letzten Jahrzehnt eine - fast schizophren anmutende - Entwicklung ergeben.

Das Interesse und vor allem die Bereitschaft zum persönlichen, aktiven Engagement an gesamtpolitischen Fragen ist eklatant rückläufig. Dies betrifft sowohl internationale als auch nationale Anliegen; Stadtpolitik als Ganzes ist davon nicht ausgenommen. Es hat ein Wandel von weltanschaulich begründbaren, politischen Entscheidungsparadigmen zu technokratischen, an sachliche Zwänge gebundene Entscheidungsabläufe stattgefunden. Nicht umsonst konstataren Politologen ein ideologisches Zusammenrücken der pluralistischen Parteien zur Mitte hin. Die Wahl des Stimmbürgers fällt immer mehr auf jene Partei, die in Gestalt ihres Spitzenkandidaten die größte Sympathie und Glaubwürdigkeit ausstrahlt. Politische Programme, vor allem vor Wahlen, haben im wahrsten Sinn des Wortes nur plakative Wirkung.

Die Politik nimmt zusehens circensische Züge an. Das Zeitalter politischer Fundamentalisten ist passe, es lebe der mediengerechte Politmoderator !

Ein Paradoxon, aber je mehr sich Politik via Medien ereignet, sie scheinbar transparenter wird, desto gründlicher empfindet der durchschnittliche Staatsbürger das Gefühl der Ohnmacht, weil die vorgebliche Durchschaubarkeit (geschickt?) zur totalen Verwirrung führt. Es sollen Leute schon an Übersättigung gestorben sein.

Parallel zu diesem vormärzlichen Rückzug in Familie, Freizeit und Beruf, stieg die Bereitschaft zum thematisch partiellen Engagement. Die Bürgerinitiativen schossen wie

Schwammerl aus dem Boden und so manche politische Partei, speziell im (groß)städtischen Bereich, vollführte atemberaubende Trapezakte bei Behandlung oder versuchter Vereinnahmung dieser staats- oder stadtbürgerlichen Initiativen.

So wichtig und wertvoll diese citoyensche Mitarbeit bei lokalen oder sachlichen Anliegen ist, so darf dabei doch nicht übersehen werden, daß dies letztlich zu Lasten einer gesamtpolitischen Betrachtungsweise und aktiver Beteiligung geht. Einige wenige, bei denen die Fäden (notgedrungen) zusammenlaufen, profitieren davon. Fast ist man geneigt zu behaupten, der einzelne Staatsbürger substituiert seine gesamtpolitische Ohnmacht durch besonders intensiven Einsatz im Rahmen eines spezifischen Anliegens. Diese Entwicklung ist zuerst und vor allem eine urbane Erscheinung; auch was die Mentalität ihrer Aktivisten anbelangt. Zudem zeichnen sich "Initiativler" durch eine - wenn auch oft nur formal - höhere Ausbildung aus. Damit aber jedenfalls sind sie in den meisten Fällen kritikfähiger.

Dieses wichtige Potential verschleißt sich in Partikularkämpfen, verliert Zusammenhang und Gesamtidee aus den Augen. Die Geschichte belegt eindrucksvoll, daß die Stadt zu allen Zeiten Träger gesellschaftlicher Entwicklungen gewesen ist, daß die städtische Demokratie der des Staates immer einige Schritte voraus war (FN 136).

Da die Geschichte uns die Zukunft begreifbar macht, muß eine ganzheitliche Betrachtung unseres Lebens in unser aller Interesse sein, wollen wir nicht in fruchtlosen Diadochenkämpfen sinn- und wertvolle Errungenschaften unserer Kultur aufs Spiel setzen.

Dazu gehört aber, daß wir uns wieder der Stadt als Ganzes bewußt werden, und sie nicht als unordentliche Agglomeration ihrer Bestandteile sehen und erleben.

Unterstützt und forciert wird diese Abkehr von einer ganzheitlichen politischen Betrachtungsweise, der im übrigen auch moralische Normen und Werte zugrundeliegen sollten, durch das Splitten in Einzelbereiche und die Dominanz durch Experten, aus dem sich - ganz nebenbei - oft ein Diktat herauskristallisiert.

Das führt dazu, daß Politiker, d.h. Kandidaten für politische Mandate, heutzutage primär aufgrund ihrer Fach- und Teilkenntnisse in einem sehr engen Sektor unseres Lebens ausgewählt werden. Die - vielleicht verständliche - Arroganz des Experten mutiert zu einer solchen des Politikers und die Malaise ist perfekt.

Es wird zu wenig über das Anforderungsprofil für Politiker nachgedacht; abgesehen vom psychischen Erscheinungsbild. Der Politiker hat jedenfalls bei der Realisation bzw. Aufrechterhaltung einer ganzheitlichen Betrachtungsweise eine entscheidende Funktion. Ein eklatanter Überhang von Experten, ja sogar Wissenschaftlern, in politischen Toppositionen führt zu jener unerquicklichen Situation, in der politisierende Fachleute - ihre Disziplin vor Augen sehend - das Trennende vor das Gemeinsame stellen.

Wenn das nun vielleicht, sicher sogar, überspitzt formuliert wurde, so bleibt dennoch als Extrakt der Eindruck über, unser Land, unsere Stadt wird nur mehr unter dem Deckmantel politischer Konstitutionen verwaltet. Die Auswirkungen technischen Diktates und fachdisziplinärer Aus-

richtungen auf die psychosoziale Verfassung des Menschen, im besonderen des Großstadtmenschen, hat Lewis MUMFORD vor fast einem Vierteljahrhundert erkannt: "Wie unsere sich weitende technische Welt unser tägliches Leben immer weiter von seinem menschlichen Mittelpunkt entfernt, so führt die sich weitende städtische Welt ihre einzelnen Bruchstücke immer weiter von der Stadt fort und läßt den einzelnen bindungsloser, einsamer und hilfloser zurück, als er wahrscheinlich je zuvor gewesen ist" (FN 137).

Zum eigenen Schutze ist es also dringend geboten, dem ganzheitlichen Sehen und Denken wieder den Vorrang gegenüber fachdisziplinärer Zersplitterung einzuräumen. Dies kann und muß mit Hilfe von Experten geschehen. Wir müssen die städtische Entwicklung als Faktum zur Kenntnis nehmen, aber eine Gesamtbetrachtung, die das Ganze erkennen will, kann nur nach philosophischen Grundsätzen erfolgen.

- - -

Reinhard STEWIG alleine unterscheidet 17 verschiedene Stadtbegriffe (FN 138), denen alle Schwerpunktsetzungen zugrundeliegen.

Natürlich gibt es auch einen statistisch-administrativen Stadtbegriff (FN 139) als Ergebnis eines internationalen Statistikerkongresses im Jahre 1887, der noch heute Gültigkeit hat. Demnach unterscheiden wir 5 Haupttypen von der Landstadt mit mindestens 2000 Einwohnern bis zur Weltstadt mit über einer Million Einwohner.

Gegenstand meiner Betrachtungen und Überlegungen ist jener Typus von Stadt, in der alle Formen menschlichen Lebens, Wirkens und deren Reflexionen nicht nur vorhanden sind, sondern von sich aus eine schöpferische Existenz entfalten.

8. Die abendländische Leitgesellschaft

Die bisherigen Erörterungen zur "Philosophie heute" - die Frage nach einer philosophischen Konjunktur, deren Bedingtheit durch Orientierungskrisen und der Besprechung, ob es solche gegenwärtig gibt, die Einschätzung der Philosophie, ihre Möglichkeiten und die angebrachteste Methode ihrer Anwendung - orientiert sich unausgesprochen am österreichischen, mitteleuropäischen, im weitesten Sinn am euro-amerikanischen Kulturkreis.

Trotzdem ergibt sich daraus eine Gültigkeit über diesen Raum hinaus, denn unsere westlich-demokratische Gesellschaftsordnung ist die weltweit dominante. Dominant, verstanden als die anstrebenswerteste.

Der Berliner Historiker Alexander DEMANDT hat im Rahmen einer Diskussion des Alpbacher Colloges 1985 die These vertreten (FN 140), daß wir die weltweite Dominanz der "euro-amerikanischen Zivilisation" als Faktum zur Kenntnis zu nehmen haben. Gleich ihm in der Alpbacher Diskussion, kann es nicht Aufgabe dieser Arbeit sein, historische Begründungen und Beweise zu liefern. Die Tatsache scheint evident genug.

Die Weltsprache Englisch im Verein mit den technischen Möglichkeiten der Nachrichten- und Informationsübermittlung via Satelliten hat geschafft, wovon Generationen von Politikern, Denkern, Poeten, Militärs und andere der verschiedensten geistigen Provenienz geträumt haben: Die Welt wurde zum Dorf !

Darin, daß dies eine nicht ausschließlich glückliche Entwicklung ist, wird man mir beipflichten. Der Philosoph Hans LENK spricht von einem "fragwürdigen Siegeszug der abendländischen Kultur" (FN 141). Eine Vereinheitlichung bedeutet immer auch eine Nivellierung. Es bleibt die vage Hoffnung, daß John NAISBITT mit einem seiner "Megatrends" Recht behält, wenn er einen direkten Zusammenhang zwischen der Globalisierung unserer Wirtschaft und einer Renaissance unserer lokalen kulturellen Traditionen und der Landessprachen erblickt (FN 142).

Im außer-euro-nordamerikanischen Raum existieren ungezählte Beispiele, die eindrucksvoll (?) belegen, daß unsere Kultur weltweit als Leitgesellschaft fungiert. Es sind aber nicht primär die Repräsentanten dieser "abendländischen Leitgesellschaft", die missionarisch ihre kulturellen Errungenschaften in das Land tragen, sondern in den anderen Kulturkreisen entwickelt sich z.T. selbst dieses fragwürdige Bedürfnis nach Imitation, das sich - wenn schon - viel zu selten in sinnhafter Adaption niederschlägt.

In der Tat übt unsere abendländische Kultur eine ungebrochene Faszination aus, die wir in unserem - historisch manifesten - missionarischen Eifer auch gerne heute noch

anderen oktroyieren.

Worin besteht nun dieser Reiz ? Zum einen verkörpern wir die in der Menschheitsgeschichte bis dato maximale Verbindung von individuellen Rechten und Möglichkeiten unter gleichzeitiger Einschließung in einen breiten politischen Willensbildungsprozeß.

Neben diesen, der personalen Würde des Menschen gerecht werdenden Errungenschaften, tritt eine "optimale" Befriedigung menschlicher Bedürfnisse durch eine unendliche Zahl von Konsumgütern, Unterhaltungsformen und Freizeiteinrichtungen.

Zum anderen, wir sollten dies nicht unterschätzen, vermitteln unsere Städte und Länder den Eindruck persönlicher Sicherheit (abgesehen von den international agierenden Terroristen und Flugzeugentführern), eines hygienischen und medizinischen Topstandards, und das Gefühl, bei all der Masse von Menschen, die selbstverständlich auch in Westeuropa und Nordamerika leben, daß es nicht zur Totalauflösung des Individuums in diesen Menschenanhäufungen kommt.

Der Uninformierte, mit den Grauslichkeiten seines Alltages konfrontierte Nicht-Westeuropäer oder Nicht-Nordamerikaner gewinnt somit die Impression, daß wir - bei aller Unvollkommenheit dieser Welt - in nachgerade paradiesischen Zuständen leben.

Wir wissen, daß hinter dieser glänzenden Fassade viele Unzulänglichkeiten, Ungerechtigkeiten und Ungereimthei-

ten existieren. Bei aller Tristesse, die uns dabei überkommen mag, müssen wir dennoch eingestehen, daß wir - unverdienterweise - die beste Wahl menschlichen Vegetierens getroffen haben, die zur Zeit existiert. Zweifelsohne ein egozentrischer Standpunkt. Daß ich in meiner Skala der euro-amerikanischen Zivilisation Australien übergangen habe, ist klar. Hier handelt es sich um ein "Plagiat", um eine Kontinentalgründung des Abendlandes, so wie weiland die alten Griechen bei Übervölkerung neue Stadtstaaten in Mediterra-nien gegründet haben.

Japan ist hingegen das beste Beispiel für die Übernahme unseres Systems, wobei noch nicht gesagt werden kann, ob hier mehr imitiert oder adaptiert wurde, d.h. ob eine glückliche Symbiose zwischen der traditionellen japanischen Kultur und westlichen Denkvorstellungen stattgefunden hat. Vieles spricht dafür - und dies ist gar nicht zynisch oder beleidigend gemeint -, daß die Japaner uns derart perfekt kopiert haben, daß sie uns schon wieder karikieren.

Die Orientierung an unsere pluralistische Leistungsgesellschaft ist jedenfalls Realität. Es ist bloß eine Frage der Prioritätensetzung, was von unseren, z.T. vermeintlichen, Errungenschaften in anderen Ländern oder Regionen der Erde zuerst verwirklicht werden soll. Oft geschieht dies unbewußt, ja eine Orientierung oder Nachahmung würde, wenn darauf hingewiesen wird, sogar strikt geleugnet werden. Denken wir nur an die Staaten der kommunistischen Welt. Natürlich werden deren Führer nicht einer Demokratisierung das Wort reden, aber zumindest die Bürger haben - humanimmanent und kraft der Informationen, über die sie auch verfügen - ein ausgeprägtes Konsumbedürfnis, dem auch die Führung Rechnung zu tragen hat. (Einige wenige Bürger in den diktatorisch

regierten Staaten, diese aber umso heftiger, sehnen sich auch nach einer Verwirklichung der Ideale der französischen Revolution).

Die einheitliche Weltgesellschaft kommt. Sie ist bereits im Werden. Ihre Erfolge werden die Beseitigung von Machtblöcken und Diktaturen sein; die Bevölkerungsexplosion wird in den Griff gekommen und damit der Kampf gegen Hunger, Verslumung und Analphabetentum gewonnen sein; die Rüstungsspirale wird musealen Charakter haben. Der Preis wird eine kulturelle Einebnung sein, die die Pflege tradierter ethnischer Ausdrucksformen zu einer touristischen Attraktion degenerieren läßt. Die Gefahr wird in "der Möglichkeit einer erbarmungslosen Ausweitung und Vergrößerung eines aufs äußerste zentralisierten, überorganischen Systems bestehen, dem es an autonomen Teilzentren fehlt, die selbständig auswählen, lenken und vor allem Entscheidungen treffen und reagieren können" (Lewis MUMFORD - FN 143).

Der englische Historiker und Kulturphilosoph A.J. TOYNBEE hat in seinem Buch "Unaufhaltsam wächst die Stadt" das Szenario einer "Ökumenopolis", einer Weltstadt, deren Fläche weite Gebiete unseres Erdballes umspannt, entworfen (FN 144).

An der Existenz einer solchen "Ökumenopolis", deren reale Andeutungen schon heute in den Konurbationen Mitteleuropas, dem Zusammenwachsen der Stadtlandschaften der nordamerikanischen Seenplatte und jener der nord-amerikanischen Ostküste, in der nordamerikanischen Westküstenverstädterung, an der urbanen Küstenlandschaft Ostlateinamerikas und der städtischen Agglomeration Japans sicht-

bar sind, folgert A.J. TOYNBEE für die Zukunft unseres Globus': "Die Ökumenopolis wird zwar vielleicht nicht in der Lage sein, 'die Pyrenäen abzuschaffen', was Ludwig der XIV. irrtümlich mit seiner Politik erreicht zu haben glaubte, aber sie wird ganz gewiss die Alpen, die Rocky Mountains, die Allegheny-Mountains und die Anden, den Ärmelkanal, den Atlantik und den Pazifik und en passant auch den Nil-Sudd überwinden. Auch wird sie sich bei Detroit über die Grenzen zwischen den Vereinigten Staaten und Kanada hinwegsetzen. In ihrem europäischen Teil wird sie den mit elektrischem Strom geladenen eisernen Vorhang niederreißen, mit dem sich die Sowjetunion gegenwärtig umgeben und isoliert hat. Und sie wird die Demarkationslinie zwischen den heutigen Warschauer-Pakt-Staaten und der Nato-Gruppe der europäischen Staaten verschwinden lassen" (FN 145).

Schon heute genügt ein Blick auf unsere technischen Möglichkeiten und deren bereits erfolgte Anwendungen und Auswirkungen, um erkennen zu können, daß die politischen Realitäten und Gegebenheiten nicht mehr im Einklang stehen mit der tatsächlichen globalen Situation.

Ich behaupte daher auch immer - was nun unsere engere Gesellschaft anbelangt -, daß wir mit der politisch-funktionalen Ausstattung des 19. Jahrhunderts aber unter den Bedingungen des 21. Jahrhunderts mittendrin im 20. Jahrhundert leben.

Die Fundamente und Wurzeln dieser zu erwartenden urbanen Weltgesellschaft liegen in unserer abendländischen Kultur.

Es kann nur niemand den Zeitpunkt angeben, wann es soweit sein wird.

Eine Auseinandersetzung mit dem Leben in unserer Gesellschaft, der menschlichen Existenz im großstädtischen Raum, hat folglich über den aktuellen Bezug hinaus Gültigkeit.

Zweites Kapitel

DIE STADT: GESTERN - HEUTE - MORGEN

I. Teil: Gestern

1. Theorien der Stadtentstehung

Die folgenden Überlegungen stützen sich insbesondere auf die Untersuchungen von Reinhard STEWIG (FN 1) und Lewis MUMFORD (FN 2). Stewig nennt vier Stadtentstehungstheorien, wobei er seine Ausführungen auf H. CARTER (1977) zurückführt (FN 3).

1.1. Die ökologisch-hydraulische Stadtentstehungstheorie:

Diese Überlegungen knüpfen an die Wasserknappheitssituation an, wie sie für aride Räume typisch ist. Dem knappen Wasserdargebot - soweit es sich um natürlichen Regenfall handelt - steht an einigen wenigen Stellen, an Quellen und Flußläufen, eine reichlichere Wasserspende gegenüber, die Anbau mit künstlicher Bewässerung erlaubt. Diese Möglichkeit läßt eine landwirtschaftliche Produktion sogar über den Umfang hinaus zu, der zur Ernährung der in der Landwirtschaft selbst Beschäftigten notwendig ist und gestattet die Versorgung auch außerhalb der Landwirtschaft tätiger Menschen.

Wenn es im Zuge gesellschaftlicher, zunehmend differenzierter werdender Entwicklungen zur arbeitsteiligen

Spezialisierung der wirtschaftlichen Aktivitäten und zur Herausbildung von Herrschaft als Verfügungsgewalt über Ressourcen kommt - die natürlichen Schwankungen des Wasserdargebots fordern den Menschen zu (zunächst) theologisch verbrämten Vorhersagen und damit zu den Anfängen von Wissenschaft heraus - , dann ist im Zusammenspiel der ökologischen und gesellschaftlichen Verhältnisse eine Situation der Stadtentstehung gegeben.

1.2. Die ökonomische Stadtentstehungstheorie:

Diese Auffassung vertritt vor allem Jane JACOBS (1970). Sie glaubt, daß die Stadt direkt aus der Stufe des Jägertums heraus entstanden ist. Jane Jacobs geht von der Vorstellung der (fiktiven) Stadt Neu-Obsidian aus. Obsidian ist ein hartes Gestein, das sich zur Herstellung von Pfeilspitzen eignet und deshalb von vorgeschichtlichen Menschen begehrt war; Obsidian kommt nur an wenigen Stellen vor.

J.Jacobs stellt sich vor, daß sich im Jagdrevier einer Jägergruppe Obsidian fand. Dies führte zur Sammlung von Obsidian und zur Bearbeitung zu Pfeilspitzen. Die überschüssige Produktion legte einen Absatz auch in anderen Gebieten und bei anderen Jägergruppen nahe und brachte einen Handelsverkehr über größere Entfernungen mit sich. Die kleine Stadt Neu-Obsidian entstand aus der mit Seßhaftigkeit verbundenen Bearbeitung und dem Handel mit Obsidian. Nach J.Jacobs war mit der Konzentration der seßhaften Bevölkerung an einer Stelle ein Anreiz für landwirtschaftliche Betätigung der umwohnenden Bevölkerung gegeben, die ihre Produkte in der klei-

nen Stadt absetzen konnte, die dadurch auch Marktstadt für ihre Umgebung wurde.

Es sei in diesem Zusammenhang daran erinnert, daß H.PIRENNE die Entstehung der mittelalterlichen Stadt mit dem Wiederaufkommen des Fernhandels nach der Völkerwanderungszeit in Zusammenhang brachte (FN 4).

Aber es muß - mit H.CARTER - Kritik an Jacobs Theorie geübt werden. Selbst in wirtschaftlich zurückgebliebenen Gebieten mit Subsistenzwirtschaftsniveau, in denen es bereits Dauerseßhaftigkeit gibt, vollzieht sich noch heute der Warenaustausch in offenen, periodisch abgehaltenen Märkten, z.T. Jahrmärkten. Das Handelsvolumen dürfte in der Frühzeit der Menschheit für eine Markt- und Handelstätigkeit an einem Ort das ganze Jahr über nicht ausgereicht haben.

1.3. Die militärische Stadtentstehungstheorie:

In zahlreichen Ausgrabungsstätten früher Siedlungen hat man nicht nur Spuren gefunden, die auf eine gedrängte Wohnweise, sondern auch auf einen schützenden Abschluß der Siedlung nach außen hinweisen. Dies konnte eine Mauer sein, wie sie z.B. in Jericho, am Westufer des Toten Meeres zur ältesten Siedlungsschicht gehört; dieser Abschluß konnte auch durch zwischenraumlose Setzung der Wohnhäuser erreicht werden, wie sie z.B. in CATAL HÜYÜK, in Inneranatolien, ausgegraben wurden.

Es liegt daher die Schlußfolgerung nahe, daß die Stadt aus einer nach außen abgeschlossenen Siedlung mit einer gedrängt wohnenden, dauerseßhaften Bevölkerung

- als Festung - aus einem Schutzbedürfnis heraus entstanden ist.

Daß es sich dabei eben nur um eine Variante möglicher Stadtentstehungen handelt, zeigen die frühen ägyptischen Städte, deren typisches Kennzeichen die Mauerlosigkeit ist. Andererseits vertritt Mumford (FN 5) die These, daß die früheste Verwendung der Mauer sehr wohl religiöser Art gewesen sein mag: um den feindlichen Bezirk des Temenos abzugrenzen und eher böse Geister als feindliche Menschen fernzuhalten.

1.4. Die theologische Stadtentstehungstheorie:

Ein religiöses Gefühl und die - wie auch immer gestaltete - Verehrung von Gottheiten dürfte es beim Menschen schon gegeben haben, als er sich noch auf der Stufe des Sammlers und Jägers befand. Siedlungsmäßig dürfte dieses Verhalten Bedeutung erlangt haben, wenn es örtlich fixiert wurde, z.B. auf eine Erdspalte, einen Baum oder eine vom Menschen selbst geschaffene heilige Einrichtung, wie einen Schrein oder einen Tempel. Auf die Verehrung von Gottheiten und Heiligtümern spezialisierte sich ein kleiner Teil der Bevölkerung, die Priester, die sich der mit der Verehrung verknüpften Rituale annahmen und die erste spezialisierte Bevölkerungsgruppe außerhalb landwirtschaftlicher und jägerischer Tätigkeit wurde. Es ist auch denkbar, daß (überschüssige) landwirtschaftliche Produkte dem Tempel und den verehrten Gottheiten dargebracht wurden. Die Priester gewannen die Verfügungsgewalt und somit die Herrschaft über Ressourcen und die übrige Bevölkerung. Damit wäre von einem theologischen Ansatz her die

Entstehung der Tempelstadt abgeleitet.

Der Einwand gegen diese Theorie besteht darin, daß es - auch heute noch - Gebiete auf der Erde gibt, wo die Verehrung von Gottheiten im ländlichen Raum und in der Natur erfolgt. Selbst wenn es zur Entstehung einer Tempelsiedlung kommen sollte, zieht sie nicht notwendigerweise die Stadtentstehung nach sich.

Wenn man die vier Theorien, die die Entstehung der Stadt erklären wollen, abwägt, so muß man feststellen, daß ein so komplexer Vorgang wie die Stadtentstehung nicht auf eine Ursache zurückgeführt werden kann. Man sucht nicht mehr den prime mover, die eine alles bestimmende, letzte Ursache. Wie bei anderen komplexen Prozessen auch, dürfte eine Reihe von Faktoren in komplizierter, in ihrer Gewichtung und Bedeutung schwer abzuschätzender, wohl auch regional unterschiedlicher Weise, bei der Entstehung der Stadt, des Städtewesens, zusammengewirkt haben.

Allen Theorien und sonstigen verfügbaren Überlegungen ist aber die Erkenntnis gemeinsam, daß die Herausbildung von Herrschaft von kardinaler Bedeutung für die Entwicklung der Stadt war. H. BOBEK (FN 6) erläutert diesen Begriff folgendermaßen: "Herrschaft bedeutet... auf Zwangsmittel gestützte Verfügungsgewalt über Menschen und Güter in wechselndem Ausmaß."

Noch wichtiger für die gesellschaftliche Entwicklung ist die mit Herrschaft verbundene, weitergehende Ar-

beitsteilung der Menschheit, die Spezialisierung menschlicher Aktivitäten in Bauern, Fischer, Handwerker, Beamte, Krieger, Priester, Herrscher. Mit dieser ökonomischen Differenzierung der Bevölkerung ist eine soziale Differenzierung verbunden: "Herrschaft bedingt Gliederung der Bevölkerung in Schichten verschiedenen Rechts: Privilegierte Oberschichten als Träger und Nutznießer der Herrschaft, rechtsgeminderte Unterschichten als Objekt der Herrschaft, die ihnen verschiedene Leistungen auferlegt" (H. Bobek).

2. Die Geschichte der Stadt

Die Geschichte der Stadt ist die Geschichte der letzten fünftausend Jahre. Es ist im wesentlichen die Geschichte der menschlichen Zivilisation. Die Stadt war, ist und wird immer jener brodelnde Kessel bleiben, in dem stets aufs Neue ein Abschnitt der Menschheitsgeschichte eingeläutet wird. Die Stadt ist - im Gegensatz zum Land - das dynamische Element der Zivilisationsentwicklung.

Wohin uns diese Entwicklung letztlich führt, glaubt Lewis Mumford zu wissen (FN 7): zur Nekropolis, dem letzten Friedhof, in der eine Zivilisation nach der anderen ihr Ende gefunden hat.

In der Tat waren die ersten, die dauernde Wohnung in Gestalt einer Höhle, eines mit Stein geschmückten Erdhügels oder eines Sammelgrabes fanden, die Toten. "Die Totenstadt ist älter als die Stadt der Lebenden" (FN 8).

Der Kulturhistoriker Lewis Mumford hat in seinem epochalen Werk "Die Stadt" ihre Geschichte nachgezeichnet. Die folgenden Darstellungen orientieren sich im wesentlichen skizzen- und bruchstückhaft an diesem umfangreichen und detailgetreuen Werk, soweit es für den Gesamtzusammenhang dieser Arbeit dienlich und notwendig erscheint:

Aus der mittleren Steinzeit, vor etwa 15.000 Jahren stammen die ersten deutlichen Spuren fester Siedlungen. Zugleich mit diesen mittelsteinzeitlichen Siedlungen kommt es zu den ersten Rodungen für landwirtschaftliche Zwecke (FN 9).

Der riesige Zeitabstand zwischen den frühesten Gründungen im Jordantal (falls deren neueste Datierung zutrifft) und den sumerischen Städten, läßt viele tiefgreifende Wandlungen zu, von denen nichts überliefert ist. Der letzte Schwall von Erfindungen hingegen, der die Geburt der Stadt begleitete, hat sich wahrscheinlich innerhalb weniger Jahrhunderte abgespielt oder sogar in wenigen Generationen.

Soweit wir heute wissen, sind der Getreidebau, der Pflug, die Töpferscheibe, das Segelboot, der Webstuhl, die Kupferverarbeitung, die abstrakte Mathematik, genaue astronomische Beobachtungen, die Schrift und andere Verständigungsmöglichkeiten dauerhafter Art alle etwa zur selben Zeit entstanden, nämlich um 3000 v.Chr. (FN 10), wobei ein paar Jahrhunderte mehr oder weniger keine Rolle spielen. Abgesehen von Jericho und einer jüngst in Jugoslawien entdeckten "städtischen Siedlung" stammen aus dieser Zeit die ältesten heute bekannten Überreste von Städten.

Karl JASPERS hat in einem anderen Zusammenhang den Begriff "Achsenzeit der Weltgeschichte" (FN 11) geprägt; dies trifft zweifelsohne auch auf die Zeit vor 5000 Jahren zu.

Die beiden großen Zivilisationen, in denen die Stadt wahrscheinlich zuerst Gestalt annahm, waren Ägypten und Mesopotamien. Ur, Nippur, Uruk, Theben, Heliopolis, Assur, Ninive und Babylon sind die großen Meilensteine der Stadtgeschichte (FN 12).

Als ureigener Ausdruck der Zivilisation scheint die Stadt in ein paar großen Flußtälern aufgetreten zu sein (FN 13): am Nil, am Euphrat und Tigris, am Indus und am Hoangho. Sie ist das Ergebnis einer gewaltigen Mobilmachung von Lebenskraft, Macht und Reichtum, die zunächst notgedrungen auf ein paar große Flüsse in besonders günstiger Lage beschränkt blieb. Sobald die Sümpfe entwässert und der Wasserstand reguliert waren, erwies sich der Boden in diesen Tälern als ungewöhnlich fruchtbar. Auch ohne tierischen Dünger garantierten die Ablagerungen des Hochwassers Ernten, die fast den hundertfachen Ertrag der Aussaat erbrachten, und solche Ernten gab es manchmal zwei oder drei im Jahr (FN 14).

Einige dieser Städte, wie z.B. Babylon und Ninive, wurden zu Hauptstädten und dadurch nicht nur zu Zentren der politischen Macht, sondern auch zu Handels- und Verwaltungszentren eines durch neue Eroberungen ausgedehnten Einflußbereiches.

Diese Städte stellten die ersten Großstädte dar - Metropolen, deren Dimensionen denen moderner Großstädte durchaus vergleichbar sind. Lange Zeit galten sie als Symbole und Prototypen für das menschliche Zusammenleben auf engem Raum und für die damit verbundenen Vor- und Nachteile (FN 15).

Für Mumford ist es jedenfalls kein Zufall, daß die ersten Städte in Flußtälern entstanden sind (FN 16). Der Fluß als Wasserstraße: Das erste wirksame Mittel für Massentransporte. Das Verkehrswesen ermöglichte den Ausgleich von Überschüssen und machte Neues und Unbekanntes aus der Ferne zugänglich; das war die Aufgabe der neuen, städtischen Institution des Marktes, der selber wiederum weitgehend ein Produkt der Sicherheit und Regelmäßigkeit des städtischen Lebens war.

Die Existenz des Marktes hat aber noch etwas Anderes, Großartiges nach sich gezogen: die Entwicklung des Alphabetes durch phönizische Händler als Resultat der Notwendigkeit dauerhafter Aufzeichnungen von Geschäftsabschlüssen auf dem Markt (FN 17). Dies belegt einmal mehr die These von der Stadt als dynamische Komponente in der Geschichte.

Trotzdem erfährt die Doktrin vom ständigen äußeren Fortschritt einen Riß, wenn man an Einrichtungen in den Wohnvierteln von einigen der ältesten Städte denkt, die in der späteren Entwicklung der Stadt verloren gingen. Die regelmäßigen Anlagen der Straßen, Reihenhäuser, Badezimmer und Aborte im Inneren, die Tonröhren, mit Ziegeln eingefasste Abwasserkanäle in den Straßen, Abflußrohre für das Regenwasser - das alles findet man bei Ausgrabungen in den Ruinen von Mohendscho Daro (Industal) und wiederum mit nur geringen Abweichungen in dem ausgedehnten Ur oder dem kleinen Lagasch (FN 18).

Die breite Straße war schon vor der Erfindung von Fahrzeugen entstanden, da sie wahrscheinlich zuerst für reli-

giöse Prozessionen und marschierende Soldaten geschaffen wurde.

Bis ins 19. Jahrhundert hinein blieb der Mangel an ausreichender künstlicher Beleuchtung einer der größten technischen Mängel der Stadt. Im übrigen waren aber um 2000 v. Chr. alle wichtigeren "physischen Organe" der Stadt vorhanden (FN 19).

Die minoische Kultur auf Kreta (in Knossos) hat dann wenig später noch das Fenster dazu geliefert (bis heute wissen wir über das verwendete Material, das sich in relativ großen Mengen herstellen ließ, nicht Bescheid - FN 20).

Sehr schnell bildete sich eine neue Stadtwirtschaft heraus, die zunächst religiös totalitäre Formen hatte, deren besonderes Merkmal die hauptberufliche Konzentration des einzelnen auf eine einzige Tätigkeit war (FN 21).

Die Stadtbewohner zahlten aber für die gewaltige Ausweitung ihrer kollektiven Macht und für die Herrschaft über ihre Umwelt den Preis einer Einengung ihres persönlichen Lebens. Das steinzeitliche Gemeinwesen wurde, als es in die Stadt einzog, in eine Fülle von Teilen zerlegt: Kasten, Klassen, Berufe, Gewerbe, Handwerke (FN 22).

"In der Stadt war es zum erstenmal möglich, sein Leben mit einer Beschäftigung zu verbringen, die nur ein Teilchen war" (Lewis MUMFORD - FN 23). Der Arbeiter war ein gleichförmiger, auswechselbarer Teil in einer komplizierten sozialen Maschine; sein ganzes Leben lang war er an derselben Stelle festgenagelt, wiederholte dieselben Verrichtungen und war auf dasselbe Quartier beschränkt.

Vom achten bis sechsten vorchristlichen Jahrhundert begann sich in der Ägäis ein neues, städtisches System zu entwickeln. Es war die Zeit, der die Einführung des Alphabets und (um 650 v. Chr.) des Münzgeldes ihr Gepräge gab. In dieser Zeit ging die Macht von der Zitadelle auf das demokratische Gemeinwesen über, das sich auf das Dorf gründete; dieses aber erhob sich auf eine neue Stufe des Selbstbewußtseins und Weltverständnisses, von denen Hesiods "Werke und Tage" und seine "Theogonie" Zeugnis ablegen. Hesiods Mischung aus häuslich-praktischem Sinn und religiös-mythologischer Spekulation bestimmte Klima und Ton der neuen städtischen Ordnung; beide Aspekte des Lebens gelangten in der griechischen Polis zu vollerelem Bewußtsein (FN 24).

Die griechische Stadt wird gerne als Geburtsstätte der modernen Demokratie angesehen. Dies ist nur hinsichtlich der formalen Ausbildung von Formen des demokratischen Zusammenlebens richtig. Große griechische Philosophen wie Platon ("Der Staat") oder Aristoteles ("Der Staat der Athener") waren eigentlich Stadt- und keine Staatsphilosophen. Sie beschränkten sich in ihren Darstellungen im Grunde auf die Bedingungen des städtischen Zusammenlebens, wobei sich ihre Betrachtungen und Überlegungen im wesentlichen - speziell bei Aristoteles - auf die mit vollen Bürgerrechten ausgestatteten Athener reduzierten und konzentrierten, die nur rund 14 % der tatsächlichen Bevölkerung ausmachten (FN 25).

Der gerade in unserer raschlebigen Zeit häufig ins alte Griechenland wehmütig gerichtete Blick erkennt in der romantischen Verklärung der tätigen Muße nur die kleine Gruppe der Vollbürger, deren - für uns - erstrebenswertes Leben erst durch die Existenz und Arbeit Minderberechtigter oder

Sklaven möglich war (FN 26).

Will man jedoch das besondere Geheimnis der griechischen Polis entdecken, muß man sich von den großen Städten abkehren. Wollte man mit drei Worten sagen, was vor allem die städtische Kultur der Griechen von derjenigen ihrer Vorläufer unterschied, so braucht man nur aufzuzählen: Olympia, Delphi und Kos. Was diese drei Orte geleistet haben, hat das Feld menschlicher Errungenschaften enorm erweitert (Lewis MUMFORD - FN 27.)

Was Handelsverkehr und Gütertausch vermocht hatten, um das tägliche Leben der mesopotamischen Stadt zu bereichern, das taten die persönlichen Besuche in Olympia, Delphi oder Kos für die religiöse, politische, literarische und sportliche Entwicklung der Griechen. Olympia war die Heimat der olympischen Spiele, Delphi beherbergte den Haupttempel und das Orakel des Apollo und damit den einen großen, einigenden Einfluß in politischen und religiösen Dingen, vergleichbar dem Vatikan in der katholischen Welt. Kos aber war einer der großen Heil- und Kurorte, wo eine neue Gruppe von Ärzten, die Vorläufer und Anhänger des Hippokrates (460 - 375), durch ein vernunftgemäßes Verständnis der Natur Krankheiten zu heilen und die Gesundheit zu festigen suchten.

Von diesen drei Mittelpunkten gingen Ströme von Lebenskraft aus, die von Bildern und Festteilnehmern weitergetragen wurden; zu Fuß und zu Schiff brachten sie allen griechischen Städten einen wahren Strom von Ideen und Lebensregeln, die über den einzelnen hinaus zur Einheit führten (FN 28).

Daraus entwickelten sich also jene entscheidenden Beiträge, welche die weit verstreut lebenden Griechen, wenn sie sich von Zeit zu Zeit an bestimmten Orten trafen, zur städtischen Kultur geleistet haben: Gymnasium, Sanatorium und Theater (FN 29).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, daß es den Griechen erstmalig gelang, ihre Städte mehr auf menschliches Maß zusammenzuschneiden (FN 30), als dies bis dato in der Stadtgeschichte der Fall gewesen war.

Aufstieg und Niedergang Roms mögen in der Weltgeschichte einen hervorragenden Rang einnehmen. Die Beiträge Roms zu dauerhaftem städtischen Erbgut sind dagegen vergleichsweise bescheiden.

Arena bzw. Zirkus und Bad (FN 31) sind römischen Ursprungs, und sind Ausdruck der hedonistischen Lebensweise der Römer. Rom wurde für andere nicht ein erstrebenswertes Vorbild zuchtvoller, bürgerlicher Zusammenarbeit, sondern ein drohendes Beispiel unkontrollierter Ausbreitung, rücksichtsloser Ausbeutung und materialistischer Überfüllung. Dem römischen System fehlte ein eingebautes Kontrollorgan, das in der Hauptstadt so gut wie in den neuen Kolonialstädten wirksam gewesen wäre. Hätte Rom ein solches Organ geschaffen und solche Selbstzucht geübt, so hätte es angesichts seiner großen Gabe für Gesetz und Ordnung ein notwendiges, weltweites Element beitragen können, das der römischen Form der Kolonisation gefehlt hatte. Da das nicht gelungen ist, besteht Roms wichtigster Beitrag zur Entwicklung der Stadt in dem abschreckenden Beispiel seines eigenen übermäßigen und krankhaften Wachstums (FN 32).

Die "himmlische Stadt" (FN 33) des frühen Mittelalters war geprägt durch den gestaltenden Einfluß der Klöster. Das Kloster war im Grunde eine neue Art von polis, eine Vereinigung oder vielmehr eine enge Bruderschaft Gleichgesinnter, die dauernd zusammen lebten (FN 34).

Die Klostersiedlung wurde zur neuen Zitadelle. Es war aber eine Zitadelle der Seele, und ihr Palast war die Abteikirche. Im Königspalast nahmen die weltlichen Werkzeuge der städtischen Zivilisation zuerst Gestalt an, und im Kloster wurden die idealen Ziele der Stadt herausgestellt, am Leben erhalten und schließlich erneuert (FN 35).

Als Stadtregenten vereinigten die Bischöfe auf altrömische Weise das Amt des Priesters mit dem des Herrschers. Als HRABANUS, der berühmte Abt von Fulda, "das gemeinsame Leben" als städtisches Charakteristikum anführte, übertrug er das besondere Amt des Klosters auf die Stadt. Tatsächlich war das Kloster in idealer Gestalt das, was Aristoteles die Gesellschaft Gleicher nennt, die das bestmögliche Leben anstrebt (FN 36).

Es ist ein Verdienst der Verbreitung der landwirtschaftlichen Basis, daß die Bevölkerung nun zunehmen konnte. So hatte Italiens Landwirtschaft derartige Fortschritte gemacht, daß die Bevölkerung im 14. Jahrhundert mindestens 10 Millionen Seelen zählte.

Da Italien auf seiner antiken Grundlage fester ruhte und den höherstehenden Zivilisationen im Osten näher war, spielte es bei der Wiedergeburt der Städte eine führende Rolle. Im 13. Jahrhundert war Venedig ein hochorganisiertes Gemeinwesen, und damals zählten Venedig und Mailand wahr-

scheinlich jedes über hunderttausend Einwohner.

Die germanischen Städte hatten, vielleicht mit Ausnahme der altrömischen Grenzstadt Wien, im Durchschnitt eine viel geringere Einwohnerzahl. Trotzdem fehlte es der deutschen Kolonisation oder dem Städtebau in Deutschland nicht an Kraft. Im Laufe von vier Jahrhunderten wurden 2.500 Städte gegründet, und die Stadtverfassungen, die damals geschaffen wurden, hatten im wesentlichen bis ins 19. Jahrhundert Bestand.

Handel, Gewerbefleiß, Mechanisierung, Organisation und Kapitalansammlung - das alles trug zum Bau und Ausbau der Städte bei. Aber nochmals: das blühende Leben dieser Städte wurzelte in den agrarischen Fortschritten des Landes draußen; es ist eine städtische Illusion, zu glauben, der Wohlstand einer Stadt habe nichts mit dem des übrigen Landes zu tun (FN 37). Dies bestätigt auch

eine von der University of Reading in England erstellte Studie über Probleme von Großstädten in den europäischen Gemeinschaften im April 1986. Dort heißt es u.a.: "One of the characteristics of successful cities is, that they have a lot of agricultural employment in their hinterland" ("The Economist"/June 21, 1986).

In gewisser Hinsicht war die mittelalterliche Stadt erfolgreicher gewesen als jede andere Stadtkultur vor ihr. Zum erstenmal bestand die Mehrheit der Stadtbewohner aus freien Menschen (FN 38).

Die vielleicht wichtigste der neuen Institutionen, die die mittelalterliche Kultur geschaffen hat, war aber die

Universität. In der Universität wurde Kultur auf angemessene Weise gesammelt, ausgetauscht und schöpferisch vermehrt, was bisher die drei wesentlichen Funktionen der Stadt gewesen waren (FN 39).

Es ist immer noch ein weitverbreitetes Vorurteil, daß die mittelalterliche Stadt kaum eine vorbeugende oder heilende Gesundheitspflege kannte. Im Gegenteil, öffentliche Krankenhäuser waren einer der wertvollsten Beiträge des Christentums in der Entwicklung der Stadt.

Florenz hatte, wie Giovanni VILLANI berichtet, im 13. Jahrhundert bei einer Bevölkerung von 90.000 Menschen 30 Krankenhäuser mit über 1000 Betten. Auch hierin kann die mittelalterliche Stadt mit ihren Zahlen und ihrem bescheidenen häuslichen Maßstab ihre riesenhafte, entmenschte Nachfolgerin noch einiges lehren.

So erscheinen beamtete Stadtärzte zuerst im 14. Jahrhundert, noch vor der Pest, in Konstanz bereits im Jahr 1322. In Venedig wurde 1485 eine ständige Gesundheitsbehörde geschaffen, die 1556 mit Inspektions- und Polizeibefugnissen ausgestattet wurde, welche lange dem übrigen Europa als Vorbild gedient hat. Ansteckende Krankheiten wurden übrigens meistens außerhalb der Stadtmauern isoliert. Schließlich war die Einführung der Quarantäne für Personen, welche aus der Fremde in die Stadt kamen, eine der wichtigsten Neuerungen der mittelalterlichen Medizin. Daß es gelang, die ansteckenden Krankheiten einzudämmen und die Lepra in Europa mittels strenger Isolierung allmählich auszurotten, war ein Triumph der vorbeugenden Medizin (FN 40).

Die aufkommende Neuzeit bringt eine Fülle neuer Erkenntnisse, Entwicklungen und Institutionen im Bereich städtischen Lebens. Auch jenseits des großen Teiches.

In den Städten Neuenglands wurde etwas Neues geschaffen, das niemals genügend anerkannt und daher nie in dem Maße nachgeahmt worden ist, wie es es verdiente: den Stadtbezirk (township). Wenigstens hier sei er entsprechend gewürdigt.

Der Stadtbezirk ist ein politischer Verband, dem eine Gruppe von Städten, Dörfern und Weilern mit dem umliegenden Land angehört. Er übt Selbstverwaltung aus, wozu auch die Bereitstellung von Schulen und die Pflege der Bezirksstraßen gehört, läßt jedoch den alten Unterschied zwischen Stadt und Land nicht gelten. Innerhalb der Grenzen des Stadtbezirks, der manchmal einen Durchmesser von zwanzig oder mehr Kilometern hatte, empfanden die Bewohner das Bedürfnis nach dezentralisierten Einrichtungen, etwa ein einklassiges Volksschulhaus oder eine Gemischtwarenhandlung. Im Rahmen der Stadtbezirke beschränkte sich die Zunahme der Bevölkerung und sozialer Einrichtungen nicht auf einen einzigen Ort, sondern innerhalb eines regional ausgewogenen Gleichgewichtes wurde in jedem Ort wiederum ein Gleichgewicht erzielt.

Man darf die politische Bedeutung dieser neuen Erscheinungsform nicht unterschätzen. Daß man sie nicht begriffen und weiterentwickelt hat, ja sogar nicht einmal in die Verfassung der Union und der Einzelstaaten aufgenommen hat, gehört zu den tragischen Kurzsichtigkeiten der politischen Entwicklung nach der amerikanischen Revolution. Daher fehlten dem abstrakten politischen System der Demokratie die konkreten Organe. Niemand hat die Bedeutung der Stadtbezirke besser erkannt, als Emerson der 1853 in sein "Tagebuch"

schrieb: "Die Stadt ist die Grundeinheit der Republik. Die Staaten in Neuengland gründeten ihre Verfassung auf Städte und nicht auf Gemeinden, wie sie aus der Kreiseinteilung erwachsen. Daher ist die Politik die Schule des Volkes und das Spiel, das jedermann zu spielen lernt. Daher sind in Kalifornien und auf Robinson Crusoes Insel alle geschickt genug, um alsbald eine arbeitsfähige Regierung zu bilden, was Franzosen und Deutsche nicht können. In den westlichen Staaten sowie in New York und Pennsylvania ist nicht das Stadtsystem die Grundlage, weshalb dort die Kosten der Legislative nicht gering, sondern verschwenderisch sind" (FN 41). Soweit zu dieser bemerkenswerten Entwicklung in den USA.

Richten wir den Blick aber wieder auf die europäische Stadtgeschichte. Beim Wachstum des modernen Staates spielen Kapitalismus, Technik und Kriegsführung eine entscheidende Rolle, doch ist es unmöglich, einem der drei den Vorrang einzuräumen (FN 42). Gemeinsam ist ihnen aber der entscheidende Einfluß auf die Veränderung des Stadtbildes.

Die Entwicklung neuer militärischer Techniken und Waffensysteme wurde von den Städten, die sich bis dahin mit einfachen Wehrmauern begnügten, mit der Errichtung aufwendiger, komplizierter und vor allem teurer Befestigungsanlagen beantwortet. Diese Ausbildung der Befestigungskunst verschob den Akzent beim Bauen von der Architektur auf das Ingenieurwesen, vom ästhetischen Entwurf auf sachliche Berechnungen von Gewicht, Zahl und Stellung - ein Vorspiel zu der umfassenderen Maschinenteknik (FN 43).

Die Umgestaltung der Kriegskunst verlieh den staatlichen Herrschern einen beträchtlichen Vorteil über die Körper-

schaften und Gruppen, die ein Gemeinwesen bilden. Sie hatten mehr als jeder andere Faktor dazu beigetragen, die Verfassung der Stadt zu ändern. Macht wurde gleichbedeutend mit Zahl (FN 44).

Im übertragenen Sinne hat die Betonung der Technik auch noch eine andere Konsequenz gehabt: Im Laufe des 16. Jahrhunderts wurden Karren und Wagen in den Städten üblich (FN 45), d.h. für die lineare Entwicklung des Stadtplanes spielte der Wagen als neues Verkehrsmittel eine entscheidende Rolle. Die allgemeine geometrische Behandlung des Raumes, die für das Zeitalter des Barocks charakteristisch ist, hätte überhaupt keine Funktion besessen, wenn sie nicht auch die Beweglichkeit des Verkehrs gefördert hätte, anstatt nur dem allgemein vorherrschenden Lebensgefühl Ausdruck zu verleihen. Über die barockem Denken, Fühlen und Handeln entspringenden Kunstwerke, Bauten, Straßenanlagen und Gärten kann man durchaus unterschiedlicher Auffassung sein - eine neutrale Position wird kaum möglich sein, das Barock zwingt zur Parteinahme -, die dem Barock immanente Ordnung führt jedoch dazu, daß in Europa eine Reihe von Bauvorschriften erlassen wurden, um eine einheitliche Bauweise zu gewährleisten. (Der Campo von Siena, wohl einer der schönsten Plätze Italiens, verdankt diesen Umstand nicht zuletzt der Tatsache, daß sich die Stadtväter schon im 14. Jahrhundert um eine Art Ensembleschutz gekümmert haben, als sie anordneten, neue Gebäude müssen gleichartige Fenster erhalten. - FN 46).

In England und mehr noch in den Vereinigten Staaten empfanden die Führer im 19. Jahrhundert diese Maßstäbe als lästig. So nannte man das vernünftige englische Baugesetz von 1774 das "schwarze Gesetz" als Symbol bürokratischer Maßregelung

und grauer Eintönigkeit. Als die neuen Handels- und Industriekapitäne erst einmal von den Schranken des barocken Geschmacks befreit waren, forderten sie im Namen der Freiheit spekulative Unsicherheit und planlosen Wettbewerb heraus. Die Folge war, daß die große Welle der Verstädterung im 19. Jahrhundert ein merkwürdiges Phänomen hervorruft: den langsamen Untergang der Stadt (FN 47).

Die Kräfte, welche die neue Stadt schufen, waren das Bergwerk, die Fabrik und die Eisenbahn. Von 1820 bis 1900 gleichen Zerstörung und Unordnung in den großen Städten dem Zustand auf einem Schlachtfeld und entsprechen dem Umfang ihrer Ausrüstung und der Stärke der eingesetzten Kräfte. In den neuen Bereichen des Städtebaues muß man jetzt die Bankiers, die Industriellen und die technischen Erfinder im Auge behalten. Sie trugen die Verantwortung für das meiste von dem, was gut war, und für fast alles, was schlecht war. Nach ihrem Bilde entwickelten sie einen neuen Stadttyp, den Charles Dickens in "Harte Zeiten" Coketown genannt hat. Mehr oder minder drückte Coketown jeder Stadt in der westlichen Welt ihren Stempel auf. Der Industrialismus, die größte schöpferische Kraft des 19. Jahrhunderts, schuf die unwürdigste städtische Umwelt, welche man bis dahin gekannt hatte (FN 48).

Das gigantischste Geschehen in diesem städtischen Übergangsstadium war vielleicht die Verschiebung der Bevölkerung, die sich überall auf der Erde vollzog und die zu Lasten des Landes ging. Der Bevölkerungsüberschuß zog in die Städte, was zur Folge hatte, daß sich die Fläche der größeren Städte ungeheuer ausdehnte. Die Zahl der Städte vervielfachte sich, auch die Zahl der Großstädte mit über einer halben Million Einwohner nahm zu. London überschritt im Jahr

1810 als erste europäische Stadt seit dem Niedergang des antiken Rom die Millionengrenze der Einwohnerzahl. Nur 25 Jahre später betrug die Einwohnerzahl in London schon zwei Millionen. Außerhalb Europas hatten nur Peking und Hanzhong in China Millionengröße, wenn auch auf der Grundlage anderer sozio-ökonomischer Strukturen (FN 49).

In diesem Zeitalter des technischen Fortschritts blieb die Stadt als soziales und politisches Gebilde aber außerhalb des Kreises der Erfindungen. Ja, die reichsten und "fortschrittlichsten" Großstädte versagten sich häufig elementare Notwendigkeiten wie Licht und Luft, die selbst rückständige Dörfer immer noch besaßen. Vor 1838 hatten weder Manchester noch Birmingham eine politische Verfassung, ja, sie waren gar keine richtigen Städte, sondern Menschenhaufen und Maschinenställe, anstatt als Faktoren menschlicher Gemeinschaft ein besseres Leben zu fördern (FN 50).

Die Fabrik wurde zum Kern des neuen städtischen Organismus. Die Umwandlung der Flüsse in offene Abwasserrohre war eine typische Leistung der neuen Wirtschaftsordnung. Hugh MILLER, der Verfasser von "Old Red Sandstone" nennt im Jahre 1862 den durch Manchester fließenden Fluß Irwell eine "Jaucheflut" (FN 51).

Schließlich sei noch auf zwei Errungenschaften dieses Zeitalters hingewiesen, bei deren Bewertung für den weiteren Verlauf der urbanen Entwicklung ich nicht ganz frei von einer gewissen Ambivalenz in der positiven und negativen Einschätzung bin: das Vielfamilienhaus und das Warenhaus.

Das erste Vielfamilienhaus wurde 1835 in New York in der Cherrystreet für Angehörige der niedrigsten Einkommens-

schicht erbaut (FN 52); 1844 wurde in Paris das moderne Warenhaus "Ville de France" mit 150 Angestellten eröffnet, nachdem unter Ludwig dem XV. bereits ein Bankier namens KROMM ebenfalls in Paris ein Warenhaus mit etwa 200 bis 300 Angestellten gegründet hatte (FN 53).

Im 19. Jahrhundert erreichte das städtische Leben jedenfalls seinen bisherigen Tiefststand und es ist zu hoffen, daß die Menschheit nie wieder auf jenes unwürdige Niveau hinabsinken möge.

Wie wollte man aber auch eine einheitliche Stadt aus den Anstrengungen von tausend miteinander konkurrierender Individualisten schaffen, die kein anderes Gesetz als ihren eigenen Willen gelten lassen? Es gab in dieser städtischen Masse keine richtigen Mittelpunkte, keine Institutionen, die imstande gewesen wären, ihre Angehörigen zu einem aktiven Stadtleben zusammenzuschließen, keine politische Organisation, die imstande war, die gemeinsamen Einrichtungen zusammenzufassen. Nur Ausschnitte, Fragmente, Trümmer alter Institutionen blieben übrig, wie ein großer Fluß nach einer Überschwemmung schlammbedeckte Trümmer zurückläßt: ein Niemandsland sozialen Lebens. Diese neuen Städte waren größtenteils nicht nur außerstande, Kunst, Wissenschaft oder Kultur hervorzubringen, sie vermochten diese zunächst nicht einmal aus älteren Städten zu importieren (FN 54).

Die Antwort auf diese katastrophalen und erniedrigenden Lebensbedingungen ließ nicht lange auf sich warten:

Politisch in der Ausbildung des städtischen Sozialismus und städtebaulich in der Gartenstadt eines Ebenezer HOWARDS. Vertreter der biologischen Wissenschaften - Louis PASTEUR

und Florence NIGHTINGALE - erkannten bald die alles übertragende Bedeutung der Hygiene für die Verbesserung der Lebensumstände der städtischen Bevölkerung.

Die Hygiene erforderte jedoch Raum, städtische Einrichtungen und natürliche Hilfsquellen, an denen es bisher gefehlt hatte. Diese Erfordernisse erzwangen mit der Zeit die Überführung in städtisches Eigentum, was mit verbesserten Leistungen Hand in Hand ging. Weder die Versorgung mit Trinkwasser, noch die Müllabfuhr und Kanalisation konnte man dem Gewissen des einzelnen überlassen, es sei denn, daß damit ein Gewinn zu erzielen war. In größeren Städten war die zunehmende Sozialisierung aber der Preis für diese Sicherheit.

Jede einzelne Verbesserung im Inneren des Gebäudes erforderte eine im Gemeinbesitz stehende und öffentlich betriebene gemeinnützige Einrichtung: Wasserhauptleitungen, Wasserspeicher, Wasserfernleitungen und Pumpstationen; Abwasserkanäle, Kläranlagen und Rieselfelder.

Dank dieser verbreiteten und durchgreifenden Sozialisierung begannen die Sterbeziffern und die Kindersterblichkeit etwa von den 70er Jahren ab zu sinken; die Verbesserungen waren so offenkundig, daß immer mehr städtisches Kapital in Versorgungsbetriebe investiert wurde. Jetzt wurden zum ersten Mal die sanitären Erfindungen, die zuerst in den Palästen der Sumerer und Kreter Anwendung fanden und später den Familien der römischen Patrizier zugute kamen, der Bevölkerung der ganzen Stadt zur Verfügung gestellt (FN 55).

Wenn die Geschichte der Stadt im 19. Jahrhundert, wie LAVEDAN so treffend gesagt hat, die Geschichte einer Krankheit ist, dann könnte man die Geschichte der Stadt im 20. Jahrhundert die Geschichte einer seltsamen Krankenpflege nennen, bei der man die Symptome zu beseitigen versucht, aber sorgfältig die qualvollen Verhältnisse aufrecht erhält, welche die Krankheit verursacht haben und dazu noch Reaktionen auslöst, die ebenso schlimm sind wie die Krankheit selbst.

Die markanteste und gleichzeitig bedeutendste dieser Fehlreaktionen ist die galoppierende Ausdehnung der Bürokratie. Eine der Hauptvoraussetzungen zur Ausbildung der Bürokratie war die unglaubliche Konzentration von Menschen, Kapital und Einrichtungen jeder Art - sei es in Industrie, Geschäftswelt, Dienstleistungsbereich, Wohltätigkeit und Bildungswesen - in den großen Städten, wobei die Hauptstädte eine geradezu magische Anziehungskraft ausübten.

In seinen späteren Phasen ist das Wachstum der Großstadt eine Nebenerscheinung von Wachstum und zunehmendem Einfluß der Bürokratie, welche die Kontrollen und Reglementierungen, die wir zuerst in der Barockstadt kennengelernt haben, auf alle Lebensbereiche ausdehnte (FN 56).

Jedes Zeitalter hat seine Erscheinungsformen und die damit verbundenen guten und schlechten, bleibenden und verschwindenden Einrichtungen.

Die dauerhaften Errungenschaften der modernen Großstadt sind die Bürokratie und - das Museum (FN 57).

Beides sind Formen, die bewahren und konservieren und unsere vermeintlich so rasant dynamische Epoche zu einer abbrök-

kelnden Fassade in der Fortschreitung der Zivilisations- und Menschheitsentwicklung werden lassen.

Am Ausgangspunkt unseres Streifzuges durch die Geschichte der Stadt stand die Nekropolis, die Totenstadt, als erste Form "städtischen Lebens". Bürokratie und Museum, zwei verschiedene Dinge im Ursprung und ihrer Zuordnung nach im Bewußtsein menschlicher Existenz, sind Ausdruck und stehen exemplarisch für die vielen "lebenden Toten" in unseren Großstädten. Es ist hoch an der Zeit, gewissermaßen fünf nach zwölf, sich mit den Bedingungen und Möglichkeiten des Zusammenlebens der Menschen in der Stadt auseinanderzusetzen.

II. Teil: Heute

1. Die urbane Bevölkerung im Zahlenvergleich

Verstädterung und "Vergroßstädterung" sind weltweite Prozesse, deren Dynamik regional unterschiedlich ist. Unter den altverstädterten und industrialisierten Teilen der Welt zeigt Europa die geringste Verstädterungsdynamik. Aber auch die UdSSR, Nord-Amerika und Ozeanien (vornehmlich Australien) haben wesentlich geringere Zunahmeraten als die anderen Teile der Welt, sind allerdings am stärksten verstädtert und "vergroßstädtert". Für die nähere Zukunft ist keine Abschwächung des weltweiten Urbanisierungsprozesses zu erwarten (FN 58).

Dieser letzte Satz klingt fast wie Hohn, wenn man an den täglichen Zuzug von etwa 3000 Menschen nach Mexiko City denkt. Dieser Schmelz- und Smogtiegel wächst damit gegenwärtig um mehr als 1 Million Einwohner pro Jahr, und wird gegen die Jahrtausendwende das größte menschliche Agglomerat der Erde sein - mit an die 40 Millionen Einwohner.

Kalkutta wächst jährlich um etwa 300.000 Einwohner (FN 59), dies vornehmlich in den ungeheuren Armutsquartieren aus Wellblech und Kanisterhütten am Rande des historischen, geschlossen gebauten Stadtgebietes. Die Einwohnerzahl anderer Großstädte wie Teheran und Caracas haben sich in den letzten 30 Jahren etwa versieben- oder verachtfacht.

Die Urbanisierung ist die Folge der technischen Revolution und somit nicht einmal 200 Jahre alt. Am Beginn des 19. Jahrhunderts hatte nicht eine einzige Stadt in der westlichen Welt auch nur eine Million Einwohner; selbst London als die größte Stadt hatte nur 959.310 Einwohner (FN 60), während Paris nur reichlich eine halbe Million zählte. Um 1850 hatte London mehr als zwei Millionen, Paris über eine Million Einwohner. 1900 gab es bereits elf Millionenstädte, darunter Wien.

Inzwischen trägt der Erdball 1500 Städte mit mehr als 100.000 Einwohnern und jede zehnte davon ist eine Millionenstadt (FN 61). Die UNO prognostiziert für das Jahr 2000 annähernd 350 Millionenstädte (FN 62).

Noch einige Zahlenfakten zur weltweit rapiden Zunahme der Stadtbevölkerung: 1950 wohnten 29,4 % der Weltbevölkerung in Städten, 1980 waren es 39,9 % und um das Jahr 2000 wird die urbane Minderheit zur Mehrheit geworden sein. In 40 Jahren - so die "World Population Prospects" der UNO - werden fast zwei Drittel der Menschheit in Städten leben: 62,5 % von dann insgesamt 8,2 Milliarden (FN 63).

Vergleicht man diese Entwicklung mit der Zunahme der Gesamtbevölkerung, so fällt auf, daß das städtische Wachstum etwa doppelt so schnell verläuft wie das totale; Großstädte in der dritten Welt vervierfachen sich in der gleichen Zeitspanne.

Vielfach kann gar nicht mehr von hypertrophen Einzelstädten gesprochen werden, sondern von verstädterten Regionen (FN 64), wovon einige Einwohnerzahlen von über 100 Millionen erreichen sollen. Das Ruhrgebiet, englische Stadtlandschaften, Teile Japans, die Küstenregion Brasiliens, die Ost- und Südküste Nordamerikas, die nordamerikanische Seenplatte oder auch das Nildelta sind Beispiele dafür.

Selbst in kleinerem Maßstab gibt es beispielsweise gemäß einer regionalstatistischen Untersuchung 42 Stadtregionen in Österreich (FN 65). So umfaßt die Stadtregion Wien - trotz einer degressiven Bevölkerungsentwicklung innerhalb der politischen Grenzen Wiens - 2,043.000 Einwohner und 177 Gemeinden. In den Stadtregionen Linz, Innsbruck und Steyr leben mehr als doppelt so viele Menschen als in der eigentlichen Kernstadt.

Bezeichnenderweise spricht man in diesem Zusammenhang auch nicht mehr von Metropolen, sondern von Ballungszentren, die Brutstätten von Elend und Brutalität, Verzweiflung und Verbrechen sind (FN 66).

Der Publizist John GÜNTHER (FN 67) charakterisiert Los Angeles "als hätte jemand den Kontinent hochgekippt und alles, was nicht niet- und nagelfest ist, sei nach Los Angeles gerutscht, wo das Gerümpel mit Autobahnen und Hochspannungsleitungen notdürftig zusammengeflickt wurde".

2. Die städtische Implosion

Dieses fast kafkaesk gezeichnete Bild der Menschenballung entspricht - im übertragenen Sinne - jenem Lewis MUMFORDS, der diesen Vorgang eine städtische Implosion nennt. Mumford meinte damit die erste Phase der Verstädterung, die z.T. heute noch anhält: den Zuzug der Landbevölkerung in die Stadt.

In Anbetracht der fast in jeder Großstadt vorhandenen Elendssiedlungen ist es klar, "daß die Stadt nach wie vor kein rational gesuchtes Gebilde ist, sondern daß in ihr eine Menge zum Scheitern verurteilter irrationaler Hoffnungen zusammenfließen" (Alexander MITSCHERLICH - FN 68).

Bei dieser Migration in die Stadt wirkt die Großstadt wie ein Magnet, eine alles anziehende und verschlingende Sonne. Klein- und Landstädte nehmen ein Mauerblümchenda-sein ein. Dies zeigt sich darin, daß im Laufe des Industrialisierungsprozesses beim räumlichen Umverteilungsprozess der Bevölkerung, der Verstädterung, der Anteil der in Landstädten lebenden Menschen nicht, der Anteil der in Kleinstädten lebenden Menschen schwach zugenommen, der Anteil der in Mittelstädten lebenden Menschen sich etwas mehr als verdoppelt, aber der Anteil der in Großstädten lebenden Menschen sich mehr als versechsfacht hat (FN 69).

Die Folge dieser Entwicklung ist, daß heute bis zu 80 % der Bevölkerung eines Industrielandes in der Stadt leben (FN 70).

3. Die städtische Explosion

Der zweite Schritt städtischer Ballung ist die urbane Explosion, also die Abwanderung aus dem Stadtbereich oder -kern in das Umland, was zur Ausbildung besagter Stadtregionen und dem Zusammenwachsen derselben führt, (siehe beispielsweise das 600 km lange "Stadtgebiet" an der amerikanischen Ostküste von Boston bis Washington D.C.).

Dem Bericht der Volkszählung 1981 in Wien (FN 71) ist zu entnehmen, daß die Abwanderung von dem dichtbebauten Gebiet (Innenbezirk) in die Stadtrandgebiete (Außenbezirke) das innerstädtische Wanderungsverhalten schon seit etwa einem Jahrhundert prägt. In den letzten Jahrzehnten hat sich eben dieser Trend verstärkt und greift - die politischen Stadtgrenzen überspringend - auf das Umland über.

Die Gründe für diese Entwicklung liegen im steigenden individuellen Wohlstand, einer allgemeinen Verteufelung der Stadt als nicht mehr lebenswert und -gerecht ("Die Unwirtlichkeit unserer Städte"), einem daraus konsequenterweise resultierenden subjektiven Unwohlbehagen in der Stadt, verschärft und gefördert durch das aufgekommene Umweltbewußtsein und - psychologisch tiefsitzend - die Ablehnung der Masse, die das eigene Selbstwertgefühl vernichtet, zugunsten einer Hoffnung auf Finden und Sicherung der eigenen Individualität und jener der engsten Angehörigen. Ermöglicht wurde dieser Marsch auf die grünen Wiesen durch das Auto und die modernen Kommunikationstechniken.

Mit dem Auto wurde und wird ein irrationaler Kult getrieben (FN 72), obwohl es für städtische Verhältnisse denkbar ungeeignet ist. Die Folge ist, daß schon heute bei weitem mehr Boden für Verkehrsflächen benötigt wird als für Wohnraum. Noch bis vor rund 10 Jahren verfolgten die diversen Regierungen der Bundesrepublik Deutschland gleich welcher Couleur die Doktrin, derzufolge kein Bundesbürger weiter als 10 km bis zur nächsten Autobahn zu fahren haben dürfe. Der Trend zum Zweitauto existiert real und wird vielfach durch das in den Randbezirken bzw. im Umland schon sehr weitmaschige Netz öffentlicher Verkehrsmittel geradezu erzwungen. Sieht man dann noch zu den rush hours in die weitgehend nur mit einer Person besetzten Autos, bleibt einem nur noch die vage Vermutung, hier handelt es sich um die fossilen Relikte eines ehemaligen Freiheitssymbols. Ökonomische oder soziale Begründung liegt keine mehr vor.

Durch die Verwendung und den Einsatz moderner Techniken allen voran Telephon und Fernsehen, aber auch der schnellen Distribution der Print-Medien, hat sich - soziologisch - eine Urbanisierung des Landes herauskristallisiert. Unterstützt wurde und wird dieser Prozess durch die Diversifizierung und Verbesserung (zumindest dem Angebot nach) unseres Bildungswesens.

Nach einer in den USA 1980 durchgeführten Volkszählung (FN 73), hat die Bevölkerung in diesen, an die Außenbezirke der Großstädte angrenzenden Landgemeinden, am stärksten zugenommen. Allein in den zehn größten österreichischen Stadtregionen (von insgesamt 42) leben mehr als 55 % der österreichischen Bevölkerung (FN 74).

Die Verstädterung, korrekter: die Bebauung weiter Teile unserer Erde, ist ein irreversibler Prozess. Alle anderen Annahmen sind in die Kategorie "Wunschtraum" einzuordnen.

Die Städte sind das Medium, mit dem die Erde verwandelt wird (Dieter EISFELD - FN 75). Der ursprüngliche Satz von der Regel und der Ausnahme bleibt erhalten, aber seine Bestandteile werden ausgetauscht. Was Regel war, wird Ausnahme, was Ausnahme war, wird Regel: Stadt wird Regel, und Landschaft wird Ausnahme.

III. Teil: Morgen

TOYNBEEES Ökumenopolis

In Fortsetzung des bisher statistisch Dargelegten und empirisch jederzeit Nachvollziehbaren drängt sich die Frage nach der zukünftigen Entwicklung der Stadt bzw. ihrer Existenz in der Welt auf.

Arnold J. TOYNBEE hat in seinem Buch "Unaufhaltsam wächst die Stadt" ein Kapitel der "kommenden Welt-Stadt" gewidmet (FN 76). Es ist dies ein futuristischer Entwurf einer Ökumenopolis, der aber von konkreten, schon sichtbaren und sich abzeichnenden Trends einer globalen Konurbation ausgeht.

Ausgehend von dem Faktum, daß die städtische Bevölkerung prozentuell noch schneller wächst als die übrige, erkennt er die Unvermeidbarkeit der Entstehung einer Welt-Stadt. Natürlich wird diese Welt-Stadt nicht die gesamte Erdoberfläche bedecken, sondern nur in dem Sinn eine Welt-Stadt sein, daß alle bereits bestehenden Riesenstädte zu einer einzigen weltumspannenden Stadt zusammenwachsen.

Wie sehen also - nach Toynbee - die Konturen einer sich ausbildenden Ökumenopolis aus ?

Sobald die Konurbation von Cleveland-Detroit an der nordamerikanischen Seenplatte mit der von Boston-Washington fusioniert ist, wird ein Band von Überlandverbindungen diesen doppelten Verdichtungsraum im Nordosten Nordamerikas mit

einem kleineren verbinden, der sich von der Buchtenregion Mittelkaliforniens südwärts bis Los Angeles erstreckt, und weit längere See- und Luftwege werden die nordamerikanischen Teile von Ökumenopolis mit ihren asiatischen Komponenten verbinden: Mit einer japanischen Megalopolis, die sich von Tokio bis Osaka erstreckt, mit einer Megalopolis an der chinesischen Küste um Shanghai und Hang-tschou, mit einer größeren in Innerchina, die sich in nordsüdlicher Richtung von Peking bis Kanton erstreckt, und mit einer indisch-pakistanischen, die das Gangesbecken hinauf, quer durch das Pandschab von Kalkutta bis Islamabad reicht. In Europa wird es einen einzigen Sektor der Welt-Stadt geben, der sich vom Donezbecken westwärts durch Oberschlesien, Sachsen und das Ruhrgebiet bis zum Rhein bei Düsseldorf erstreckt. An diesem Punkt des Rheins wird sich die europäische Konurbation gabeln. Ein Zweig wird durch Belgien und Frankreich westwärts führen, als das größte und am dichtesten bevölkerte Kerngebiet der europäischen Megalopolis, um dann nordwärts nach England abzubiegen, wo er bis Glasgow reichen dürfte. Der andere Zweig wird sich den Rhein hinauf und den Po hinunter bis zur adriatischen Küste hinziehen. Von hier aus wird er südostwärts weiterführen und das Mittelmeer und den Sudd des Weißen Nil überspringen, wobei Ägypten als Zwischenstufe dienen wird, um sich schließlich mit der Konurbation rings um die afrikanischen Großen Seen zu verbinden; der nordwestliche Zweig des europäischen Teils der Welt-Stadt aber wird durch See- und Luftwege über den Atlantik mit dem nordamerikanischen Zweig verbunden sein. Das östliche Ende des europäischen Agglomerationsraums ist bereits durch Eisenbahnen und Luftlinien mit der Konurbation Peking-Kanton in China verbunden, und eine Verbindung zur Luft und auf der Erde mit dem indisch-pakistanischen Ballungsraum ist in naher Zukunft zu erwarten. Der entlegenste Teil der Welt-

Stadt wird in Südamerika liegen. Dieser wird in Belem am südlichsten Mündungsarm des Amazonas seinen Ausgang nehmen, von dort nach Süden laufen und Brasilien netzartig überziehen - über Brasilia, Sao Paulo, Rio de Janeiro, Montevideo und Buenos Aires und weiter westwärts bis Santiago de Chile.

Es handelt sich dabei natürlich nur um eine Skizze. Sicher werden nicht alle Vermutung eintreffen. Trotzdem ist es möglich, allgemeine Kennzeichen der kommenden ökumenopolis klar vorauszusagen. So wird sie sich bestimmt über natürliche Barrieren und über historische politische Grenzen hinwegsetzen. In ihrem europäischen Teil wird sie z.B. den mit elektrischem Strom geladenen Eisernen Vorhang niederreißen, mit dem sich die Sowjetunion und ihre Trabantenstaaten gegenwärtig umgeben. Übrigens hat der französisch-belgische Kern der europäischen Megalopolis schon längst auf wirtschaftlichem Gebiet die Grenze zwischen Frankreich und Belgien abgeschafft; eine Grenze, die Ludwig der XIV. unter riesigen Opfern an Blut und Geld zu Frankreichs Gunsten vorverlegen konnte.

Ein weiteres vorauszusehendes Kennzeichen der ökumenopolis wird die geringere durchschnittliche Bevölkerungsdichte im Vergleich zu den ummauerten Städten der Vergangenheit sein, doch dürfte diese Durchschnittszahl nur wenig aufschlußreich und vielleicht sogar irreführend sein, weil die tatsächliche Bevölkerungsdichte in den verschiedenen überbauten Gebieten zu den verschiedenen Tages- und Nachtzeiten von Bezirk zu Bezirk beträchtlich schwanken wird.

Das politisch gravierendste Problem mit der Entstehung der Welt-Stadt, die kommen wird, ist die sich nicht zeitgerecht ausbildende Welt-Regierung, die aber unbedingt vonnöten wäre, soll diese Welt-Stadt nicht in ein administratives Chaos hineingeboren werden.

Angesichts der stetigen Ausdehnung unserer Städte, ihrem Zerfließen und dem daraus folgenden Ineinanderwachsen ist dieses Chaos schon allgegenwärtig. Politik orientiert sich nach nationalen Kriterien, die Menschen leben aber vor allem in städtischen Strukturen. Als Folge droht die Urbanisierung ins Abstrakte bloßer Ballungsräume zu geraten, die technokratische Regionalplanung greift auf ganze Städte-Komplexe aus, die Lokalverwaltungen scheinen vielfach ohnmächtig, kaum eine Stadt vermag aus eigener Kraft zu leisten, was auf ihrem Gebiet erfordert wird.

Die Stadt ist unser Schicksal (FN 77). Daher muß die Prioritätenliste für die politischen und gesellschaftlichen Verantwortungsträger schleunigst neu geordnet werden.

Bis dato fehlt eine Vorstellung und daher auch eine internationale Übereinstimmung, wie dieser globalen Verstädterung, eigentlich Bebauung, zu begegnen ist.

Nicht einmal ein Wille bei den Verantwortlichen ist konstatierbar. Scheinbar unempfindlich für Entwicklungen und Ereignisse, die jenseits der nächsten Wahl liegen, bzw. von Bedeutung sein könnten, wird die Verstädterung, die in Wahrheit eine Vervorstädterung ist, nicht zur Kenntnis genommen.

Vordergründig, weil die Dinge zu komplex und somit zu kompliziert sind. Hintergründig, weil wir es allesamt verlernt haben, uns, den Menschen, als Ganzes, in einer ganzheitlichen Sicht, zu sehen. Gleichsam aus Angst vor dieser notwendigen Totalität flüchten wir ins Partikuläre, unterstützt von einer oft fragwürdigen Empirie, die vorgibt, objektive Vergleiche anzustellen und dabei - geflissentlich? - übersieht, daß die von ihr verwendeten Parameter in ihrer letzten Konsequenz willkürlich herausgegriffen sind und folglich eine neue Qualität bilden, die zum untersuchten Gegenstand in einem schwer zu bewertenden Verhältnis stehen.

Diese Kritik ist in der vorgetragenen Schärfe notwendig, um das Fehlen ganzheitlichen und transzendenten Denkens bei der Bearbeitung - Lösung wäre zu vermessen, weil Lösungen nur vorläufig und bedingt sein können - von Problemen wie es das Leben in einer zunehmend verstädterten Welt darstellt, deutlich bewußt zu machen.

Wir brauchen folglich eine Philosophie für das Zusammenleben in der Stadt, weil sie damit gleichzeitig eine Philosophie für unser Überleben sein wird !

Drittes Kapitel

ELEMENTE EINER STADTPHILOSOPHIE

1. Die Stadtidee

Jeder Beginn ist durch eine Idee markiert. Eine Idee kann sich stets nur auf das Ganze richten. Auf das Ganze in seiner materiellen und geistigen Gesamtheit. Dies gilt in besonderem Maß für die Stadt - für den Anfang des Urbanen, ebenso wie für den Beginn eines konkreten städtischen Gebildes.

Die Realisierung einer Idee gestaltet sich jedoch meist anders als die ursprüngliche Intention es vorsah. Man kann dies durchaus als das Drama der Idee bezeichnen. Auch die Stadtidee ist reiner und unverfälschter, als alle ihre sichtbaren Umsetzungen. Trotz dieser wenig ermutigenden Erfahrungen bedarf die Stadt im allgemeinen und jede einzelne im besonderen einer Stadtidee, wie in der Folge zu beweisen sein wird.

Lewis MUMFORD hat die Stadt einmal als "die kostbarste kollektive Erfindung" bezeichnet, "einzig der Sprache selber steht sie nach in ihrer Fähigkeit, Kultur auszubreiten" (FN 1).

Es ist die Tragik der Menschheitsgeschichte, daß der zivilisatorische Quantensprung als Folge der Spezialisierung und Aufgabenteilung mit der Zeit die Konsequenz

nach sich gezogen hat, auch nur mehr partiell sehen und denken zu können. Seit wenigen Jahren wird mit viel Energie, aber bisher wenig Erfolg, die Notwendigkeit des ganzheitlichen Denkens propagiert. Ihre Verfechter reduzieren diesen Anspruch jedoch meist auf die Forderung nach mehr Interdisziplinarität. Auch das ein Dilemma am Ausgang des zweiten nachchristlichen Jahrtausends: Vertrauen oder zumindest Hoffnung ausschließlich in Wissenschaften, die (scheinbare) Resultate und unmittelbar verwertbare Aussagen zu liefern imstande sind. Obwohl oder gerade weil - um den deutschen Philosophen Rainer SPECHT zu zitieren - "niemand die Möglichkeit hat, sich von metaphysischen Positionen frei zu halten" (FN 2), drängt alles in die Empirie; selbst Geisteswissenschaftler können dem zur Untermauerung ihrer Position nicht widerstehen. Bezeichnenderweise sind es gerade die Spitzenvertreter der Naturwissenschaften, an meist moralischen Scheidepunkten ihrer Disziplin anlangend, die den Wert der Philosophie zu schätzen lernen. Philosophie als Reaktion auf Orientierungskrisen.

1.1 Planung ersetzt Idee

Die "realen" Wissenschaften fördern das sektorale Sehen, Denken und Handeln. Sie produzieren vorwiegend zur Untermauerung ihrer Thesen Zahlenkolonnen und statistische Tabellen, behindern damit aber gleichzeitig die Entwicklung von Phantasie. Zweifelsohne sind statistische Daten - auch wenn sie (künstliche) Durchschnittswerte liefern - aus Gründen der Operationalisierbarkeit gewonnener Erkenntnisse notwendig. Phantasie wiederum ist nicht ermittelbar; sie ist individuali-

stisch. Eine kollektive Phantasie ist nicht möglich.

Persönlichkeiten zeichnen sich folglich u.a. durch Phantasie aus, resp. kann sie bei ihnen vermutet werden. Wirklich schöpferische Leistungen - im Sinne von etwas Neuem - können daher nur von ihnen erwartet werden.

Die Praxis sieht aber die Dominanz der durch empirische Daten fundierten Pragmatiker, die, in Einzelwissenschaften und -disziplinen zersplittert, neuerdings um "Interdisziplinarität" bemüht sind.

Das Ergebnis ist in unseren Städten sichtbar: Eintönigkeit und Gleichförmigkeit. Die empirischen Wissenschaften können nur Hülsen produzieren. Die Seele, die Idee muß von woanders kommen.

Dieser Prozeß des geistigen Wachstums, der am effektivsten von innen her geschieht, ist ein unendlich mühevollerer als die Schaffung der äußeren Hüllen. Der Idealfall - die Kohärenz von Inhalt und Hülle - ist höchst selten.

Dazu bedarf es der Philosophie, nicht als Schafferin von Normen und Werten, sondern als ihre Aufdeckerin. Magd und Hebamme sind Personifizierungen, die die Philosophie durch ihre abendländische Geschichte begleiten. Die Funktion der Magd und jene der Hebamme sind das Grundverständnis jedes Philosophierens, insbesondere jenes über die Stadt.

Die Menschen in unseren Städten brauchen eine neue, oft nur eine wieder aufgespürte *conditio humana*, etwas Menschengerechtes, definiert als förderlich für das

Individuum. Ein Rollentausch muß stattfinden! Die Wissenschaften haben sich auf ihre ureigenste Assistenzfunktion zu besinnen und dorthin zurückzuziehen. Der Wiener Architekturprofessor und Stadtplaner Roland RAINER gehört augenscheinlich zu den ersten, die dies erkannt haben, wenn er von seiner Skepsis bei der "totalen Planung" neuer Städte schreibt (FN 3).

"Totale Planung", im Sinne einer völligen Durchstrukturierung, trägt zumindest hegemoniale, meist jedoch dogmatische Züge. Es sind die Idealstadtentwürfe, vornehmlich sozialistischer Utopisten wie FOURIER, CONSIDERANT, CABET und Robert OWEN (FN 4), die notwendigerweise einer neuen Gesellschaft entsprechen müssen oder sie gleich mitliefern. Interessanterweise sind die meisten dieser utopischen Städte schachbrettartig ausgerichtet und ähneln frappant unseren Neubausiedlungen, die beliebig in allen Städten anzutreffen sind.

Planung kann und darf nur der physische Ausdruck einer Idee sein, einer Vorstellung; Planung als Selbstzweck unter Außerachtlassung der ihr zugrundeliegenden geistigen Voraussetzungen führt zu jenen Stadtteilgebieten, die eher den Begriff Agglomeration als den der Stadt rechtfertigen.

Das planerische Credo des Erfinders der Gartenstadt, Ebenezer HOWARD, einer der großen Stadtplaner, war bezeichnenderweise geprägt durch seine Ablehnung, sich "auf eine bestimmte äußere Gestalt der Stadt, auf eine bestimmte Planungsmethode, oder auf einen bestimmten Gebäudetyp festlegen zu lassen. Die jeweilige Gestalt einer solchen Stadt mußte das Ergebnis von Landschaft

und Klima, von den gegebenen industriellen und technischen Anlagen und vor allem von dem Kunstverstand der Baumeister und Bewohner sein" (FN 5).

Der immatrielle Faktor Mensch kommt bei ihm wenigstens, wenn auch am Ende, schon vor und hat nicht zuletzt zum teilweisen Erfolg seiner Gartenstadt-Idee beigetragen.

Nochmals: Eine Idee vom Leben und Zusammenleben der Menschen in der jeweils betreffenden Stadt - beides ist fundamental: der Gesichtspunkt des Lebens in der Stadt und die Individualität einer jeden Stadt - ist Voraussetzung für die *conditio humana*, oder wie es Horst BIEBER formuliert (FN 6): "Langfristige Zielvorgaben erfordern nun nicht Planung (das ist der bei Technokraten beliebte Irrtum), sondern Vorstellungen - ganz oben und ganz unten. Mithin Werte und Phantasie."

Eben eine Stadtphilosophie, verstanden als das gemeinsame Nachdenken der Stadtbürger über das Wesen, über die Idee ihrer Stadt und deren Weiterentwicklung.

1.2 Die Erfahrung des Ganzen als Grundlage der Idee

An anderer Stelle (FN 7) habe ich nachzuweisen versucht, daß die Erfahrung des Ganzen nur durch eine "spekulative Anreicherung" möglich ist. Das Ganze entzieht sich der empirisch-analytischen Beurteilung und kann auch nur individuell erfahren werden. Individuelle Gemeinsamkeit in der Betrachtung oder Erfahrung des Ganzen sind daher Produkt von Zufälligkeiten oder von Übereinstimmungen

aufgrund gemeinsamer Bezüge und/oder Grundlagen.

Im Ganzen findet sich erst der Sinn, die wertende Begründung für eine Ablehnung oder Bejahung. Das emotionale Moment tritt hinzu. Erst diese, die der Ratio entzogene Komponente des nicht wissenschaftlich Greifbaren vermag das Ganze zu sehen und zu erkennen. Phantasien, Wünsche, Einbildungen und Vorstellungen werden mitbestimmend, mitbeteiligt bei der Erfahrung des Ganzen; des Ganzen Stadt.

Die Kommunikationswissenschaft kennt das Phänomen des Informationsfilters. Dabei werden nonverbale oder verbale Signale, die von Menschen, Tieren oder Dingen an Menschen ausgesandt werden, durch eine Art mehrfaches Sieb von Empfindungen und Reizen gefiltert. Das Signal kommt mit einem anderen oder zumindest veränderten Inhalt beim Empfänger an, als dies vom Absender beabsichtigt war. Einer der wichtigsten Filter ist das Vorurteil, verstanden in der striktesten Wortbedeutung als Urteil davor, als Vor-Urteil. Jeder Reflex, sei er optisch, mental oder sprachlich ist u.a. Resultat dieses Vor-Urteils.

Worin besteht nun der Zusammenhang zum Ganzen?

Nun, im Gegensatz etwa zur physikalischen Erscheinung der Lichtbrechung, die genau berechnet und somit kalkuliert werden kann, ist selbst bei Kenntnis und Berücksichtigung des Informationsfilters mit seinem wesentlichen Bestandteil "Vor-Urteil" die Reaktion des Adressaten nicht exakt vorhersehbar. Es bleiben Unabwägbarkeiten.

Exakt diese Unabwägbarkeiten sind die Voraussetzung für unabsehbare Entwicklungen - im Sinne von nicht vorhersehbar. Je mehr Menschen an einem Prozess beteiligt sind, desto mehr Unabwägbarkeiten liegen vor.

Die Beteiligung möglichst aller Stadtbewohner an der Gestaltung und am Leben in einer Großstadt muß von der Warte der politischen und bürokratischen Verantwortungsträger ein nahezu unkalkulierbares Risiko bedeuten, so daß es nur allzu verständlich ist, diese Unsicherheitsfaktoren nach Tunlichkeit auszuschalten. Es ergeht daher der Ruf an die Planer.

Das Ergebnis sind Städte oder Stadtteile, die auswechselbar - mit kleinen Modifikationen - in allen Industriestaaten errichtet werden können.

Das Ganze bedarf dieser Unabwägbarkeiten, dieser Reflexionen, Ideen und Assoziationen als Grundlage für die trotz allem notwendige Planung.

Ob das Wesen einer Stadt, ihre Idee - die Stadtidee -, erkennbar ist, hängt vom richtigen Mischungsverhältnis der beiden Elemente ab.

Eine der vordringlichsten Aufgaben einer Stadtphilosophie besteht folglich im Bewußtmachen dieser Zusammenhänge.

Es ist einer der schwersten Fehler von Kommunalpolitikern, sich wie gewählte Verwaltungsbeamte zu gerieren.

Stadtpolitik ist genauso Gesellschaftspolitik. Kommunalpolitiker, die mit ihren Mitbürgern nur über den berühmten klappernden Kanaldeckel diskutieren können, leben die falsche Berufung aus.

Der amerikanische Architekt österreichischer Abstammung Richard NEUTRA hat den Begriff Biotop, entsprechend der seelischen Differenzierung des Menschen, um den des "Psychotops" ergänzt (FN 8). Die Stadt ist auch Psychotop und muß als solches erfahren und zur Kenntnis genommen werden.

Das Ganze also aufzudecken, ist Aufgabe der (Stadt)-Philosophie. Die Adressaten für diese "Wiederentdeckung" sind nicht nur städtischen Verantwortungsträger, sondern jeder einzelne Stadtbürger. Heinz ROSMANN bekräftigt diese Forderung, wenn er schreibt (FN 9): "Die Stadt ist dem Menschen, der täglich in ihr lebt, als Ganzes nicht mehr bewußt."

Daß dieses Problem eine jahrhundertelange Tradition hat, belegt der letzte Vers eines Spottliedes über das egoistische Chaos der Städte von Robert CROWLEY aus dem 16. Jahrhundert (FN 10):

"An sich denkt mir jeder,
ans Ganze kein Mann."

Jede Stadt lebt, wenn sie nicht nur existiert, von ihrem spezifischen Charisma, das sich aus einer einzigartigen, vielschichtigen Komposition herauskristallisiert.

Aber es ist gerade ein Charakteristikum des österreichischen Philosophierens, Gegensätze zu integrieren und das Ganze zu einer harmonischen Einheit zusammenzufügen (FN 11).

Funktionieren kann das alles nur, wenn die Stadtbürger daran beteiligt sind. Wenn sie erkennen, daß sie in ihrer Stadt nicht nur wohnen, arbeiten und ihre Freizeit verbringen, sondern auch in ihr leben!

1.3 Der Magnet "Stadt"

Der Kreis mit den sich kreuzenden Geraden ist mit der ägyptischen Hieroglyphe für den Begriff "Stadt" identisch. Das gleiche Zeichen kann aber auch für "Haus" oder "Mutter" stehen (FN 12). Viele Aussagen und Interpretationen sind möglich. Fünf abstrahierende Begriffe sind allen drei Zuordnungen gemeinsam: Schutz, Mittelpunkt, Ausgangspunkt, Teilung und - Harmonie.

Der Kreis signalisiert Abgeschlossenheit, nach innen wie nach außen; er schützt. Die beiden sich im Kreismittelpunkt kreuzenden Geraden verstärken den zentristischen Eindruck, den ein Kreis ohnedies schon vermittelt, und die den Kreis ebenfalls vierfach kreuzenden Geraden (in alle Himmelsrichtungen) versinnbildlichen das Hinaus- und Wegstreben, aber auch wieder das Zurückkehren. Die Teilung in vier gleiche Sektoren dokumentiert einen der großen Unterschiede zum dörflichen Leben und den durch die Ausbildung von Städten erzwungenen Fortschritt

in der Menschheitsgeschichte: die Arbeitsteilung. Auch die Aufgliederung der ursprünglich einräumigen dörflichen Hütte in einen Wohn-, Schlaf-, Koch- und Feuerbereich des städtischen Hauses findet sich in dieser Symbolik wieder. Desgleichen das städtische Leben als Form des Wohnens, Arbeitens, Freizeit-Verbringens und der religiös-kulturellen Betätigung. Über all dem - Schutz, Zentrum, Ausgangspunkt und Teilung - wölbt sich der Gedanke der Harmonie, der Kreis mit den ihn und den sich selbst symmetrisch kreuzenden zwei Geraden.

Jede der drei hieroglyphischen Bedeutungen - Mutter, Haus und Stadt - sind auch in unserem abendländischen Denken, und nicht nur da, identisch mit Anziehungspunkt, mit Magnet.

Mutter (Familie), Haus und Stadt bilden auch eine Einheit und in sich - linear - eine räumliche Steigerung mit - in der Regel - umgekehrt abfallender emotionaler Bindung. Physikalische Magneten sind erklärbar, nicht jedoch solche der Seele und des Herzens.

Deswegen kommt es auch immer wieder zu Enttäuschungen, aber die meisten dieser Enttäuschungen tragen trotzdem weiterhin den Keim der Hoffnung in sich. Wie sonst ist - früher bei uns, jetzt vornehmlich in den Entwicklungsländern - die Landflucht zu erklären? Natürlich gibt es handfeste ökonomische Gründe. Aber die meisten der Menschen, auch wenn sie Analphabeten sind, wissen um die schwierigen, ja katastrophalen Lebensbedingungen in der Großstadt, d.h. eigentlich an ihrem Rand, in den Slums. Und trotzdem, ein vager Hoffnungsschimmer treibt sie dorthin, wo Hunger und Elend am massiertesten

auftreten: in die Metropole. Ihre Kraft liegt in ihrem Glauben an ihre Ausgewähltheit.

Im vorigen Jahrhundert und in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts wurde New York wegen der unglaublichen Zahl von Emigranten aus allen Ländern Europas und Asiens, die über dieses Symbol der Freiheit nach Amerika einwanderten auch Melting-Pot, Schmelztiegel, genannt.

In der Tat, Großstädte haben etwas von einem Schmelztiegel an sich. Hineingeworfen, assimiliert und als neues Wesen wieder herausgespült. Das ist das Prinzip Großstadt für den Ankommenden.

Magnet, Schmelztiegel, Schwarzes Loch oder wie in der Kulturgeschichte oft: Hure - das sind die gängigsten Klischees für den faszinierenden Moloch Großstadt.

Auch heute, wenn man mit dem Auto oder dem Flugzeug abends in eine große Stadt kommt, genaugenommen eindringt, wird man vom Lichtermeer an- und dann aufgesaugt. Eine Stadt, von einer Warte, einem Berg oder aus dem Flugzeug betrachtet, bei Tag oder Nacht, läßt einen nicht gleichgültig, sie weckt Emotionen, meistens Sympathien, seltener Antipathien.

Es wäre eine höchst reizvolle Aufgabe, eine psychoanalytisch orientierte etymologische Studie über das - im Gegensatz zu vielen anderen Substantiven - grammatikalisch idente, feminine Wort "Stadt" zu machen (FN 13).

"Die Stadt ist eine Vision des utopischen Imaginierens, des Imaginierens von Utopien. Der umzäunte Garten Eden war die erste überlieferte Utopie, die Stadt ist die zweite" (Dominik JOST - FN 14). "Wenn wir aufmerksamer untersuchen, was die Utopie mit der Stadt verbindet, so finden wir, daß die Stadt selbst eine verwirklichte Utopie ist, vielleicht sogar die erste verwirklichte menschliche Utopie" (Yona FRIEDMAN - FN 15). Beide Aussagen beleuchten eine weitere Facette des Themas Stadt als Magnet, als Schmelztiegel, als alles verschlingende Größe, aber auch als Idee. Die Utopie kann immer nur Produkt des menschlichen Geistes sein. In eine Utopie wird alles hineingelegt, was gedacht, aber - zumindest gegenwärtig - nicht realisiert werden kann. Die Stadt als permanente Utopie des Menschen: das ist eine ständige Auseinandersetzung und Herausforderung. Sie ist das ambitionierteste Unterfangen des Menschen und nie endgültig.

"Die Landschaft ist ein Geschenk der Natur an den Menschen - die Stadt ist ein Geschenk des Menschen an sich selbst", schreibt Dieter EISFELD (FN 16). Nicht immer wissen die Menschen mit Präsenten etwas anzufangen, mitunter wird das Falsche ausgewählt. Auch diesbezüglich hat die Stadt eine wechselvolle Geschichte hinter und eine mindestens ebenso aufregende vor sich.

Jeder, der sich vom Magneten (Groß)Stadt angezogen fühlt, tut dies, weil er sich ein besseres Leben erwartet. Oder mit den Worten Aristoteles (FN 17): "Die Menschen kommen in der Stadt zusammen, um zu leben; sie bleiben dort, um ein gutes Leben zu führen". Kulturpessimisten wie Lewis MUMFORD meinen allerdings, daß

die Stadt nahezu aufgehört hat "ein gemeinsames Unternehmen zum allgemeinen Besten zu sein (FN 18)."

1.4 Wesenselemente der Stadt

Die griechische Stadt zeichnete sich durch vier Charakteristika aus (FN 19): Einheit, interne Offenheit, ausgewogenes Verhältnis zur Natur und bewußte Begrenzung des Wachstums. Viele bezeichneten sie damit als Vorbild für die moderne Stadt.

Was stimmt und was ist davon allenfalls geblieben?
Gibt es mehr Elemente oder Funktionen?

Nun, in der Tat sollte die Stadt in ihrer ganzen Vielfalt und Buntheit ein einheitliches Ganzes zu vermitteln im Stande sein. Die Stadtidee, ihr wesentlichstes Merkmal, muß erkennbar sein. Das ganz ausdrückliche Spezifikum eben. Daran hat sich seit den alten Griechen nichts geändert. An der Anforderung. Die Realität spricht eine andere Sprache. Eine der Ursachen ist die eklatante Dominanz der Planung zu Ungunsten der Geduld und des Vertrauens auf natürliches Wachstum, mit dem Kernproblem der fehlenden Beteiligung der Stadtbürger an der Stadtentwicklung. Darunter ist nicht nur das ursächlich Kommunalpolitische zu subsumieren, sondern vor allem die gesamtgesellschaftliche Entwicklung und Veränderung.

Der zweite Grund für die meist fehlende Einheit moderner Städte liegt in der Nichterfüllung des vierten griechischen Prinzips: der bewußten Begrenzung des Wachstums.

Was den Griechen möglich war, nämlich die Gründung neuer Städte, wenn die alten eine bestimmte Größe erreichten, geht heute mangels Möglichkeiten nicht mehr. Jedenfalls nicht in dicht besiedelten Industrieländern Europas, Asiens und Nordamerikas. Das Zusammenwachsen der Städte zu Agglomerationen, die nahezu jedes urbane Element bis auf die dichte Bebauung und die Menschenballung vermissen lassen, ist eine Entwicklung, die in Wahrheit nicht aufzuhalten ist. So bedauerlich dies ist.

Das ist eine völlig neue Ebene in der Zivilisationsfortschreibung, so daß wir in Ermangelung von Vergleichsmöglichkeiten nicht auf den reichhaltigen Fundus der Geschichte zurückgreifen können. Damit aber auch eine neue Herausforderung auch an die Stadtphilosophie, Antworten auf diese neue "Qualität" zu geben.

Zu dieser "Verstädterung" der Landschaft paßt auch die dritte griechische Stadtanforderung: das ausgewogene Verhältnis zur Natur. Auch die können wir nicht (oder noch nicht wieder) erfüllen. Wenn etwas aus dem Gleichgewicht geraten ist, dann unser Verhältnis zur Natur, zur Umwelt. Gerade Untersuchungen der jüngsten Zeit (FN 20) dokumentieren die materielle und immaterielle Notwendigkeit eines ländlichen Umlandes für die Prosperität einer Stadt. Neben den als bekannt vorausgesetzten ökonomischen Argumenten für dieses Faktum, sollte man die sozialen und kulturellen nicht außer acht lassen. Der Freizeit- und Erholungswert ist das eine, die Anregung und Inspiration aus der Begegnung mit der Natur das andere. Während die Stadt das dynamisch-vorwärtstreibende Element darstellt, verkörpert die rurale Umgebung das statische, aus dem aber die

Kraft für das fesselnde, brodelnde und peitschende Großstadtleben geschöpft werden kann. Jene Muße, die noch vor einigen Jahrhunderten Kennzeichen der privilegierten Schichte war, kann, wenn überhaupt, und das ist fast ein Treppenwitz, nur unter vorheriger Anstrengung, eben der hierfür notwendigen Anreise in das grüne Umland, erzielt werden. Die Muße war und ist aber eine der Urquellen für unser Weiterkommen. Ruhe und Nachdenkbarkeit sind keine ausgesprochen urbanen Wesenszüge.

Die Stadtphilosophie wird daher Augenmerk auf die Erhaltung dieses Stadt-Land-Paradigmas Wert legen müssen - Lewis MUMFORD (FN 21) spricht von einer Begriffserweiterung von der ausgewogenen Stadt zugunsten der ausgewogenen Region - ,und zwar in Form eines Einwirkens auf die Stadtbürger selbst und die Verantwortungsträger, wobei das Schwergewicht sicher beim einzelnen liegt. Das kollektive Bewußtsein, nicht endlos in die grüne Wiese zu expandieren, ist bereits gegeben; die Schwierigkeiten beginnen bei einer allfälligen individuellen Betroffenheit. Hier Nein sagen zu können, will noch gelernt, bzw. begriffen sein.

Schließlich bleibt als viertes Charakteristikum der griechischen Stadt die interne Offenheit. Da haben wir nun tatsächlich einen beachtlichen Vorwärtssprung gemacht. Die griechische Offenheit bezog sich nur auf die freien Bürger und die stellten allerhöchstens 10 Prozent der Gesamtbevölkerung einer Stadt. Heute sind formal alle Stadtbürger gleichberechtigt; aber eben nur formal. Dabei handelt es sich jedoch um ein gesamt-demokratiepolitisches Problem, dessen eingehende Erörterung den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. Nur soviel: selbst-

verständlich bestehen Maßnahmen oder Vorschläge, abgestimmt auf das Leben und Zusammenleben in der Großstadt, die dem einzelnen Stadtbürger ein Mehr an Beteiligung und Mitwirkung offerieren, bzw. ihn fast dazu zwingen. Aber nur fast. Weiter unten werde ich mich damit ausführlicher auseinandersetzen.

Seit der Antike hat sich auch unser städtischer Erkenntnisprozeß weitergedreht und unser Wissen um zusätzliche urbane Wesenselemente vergrößert.

Von Rousseau (FN 22) stammt die Definition: "Häuser machen einen Marktflecken, aber Bürger machen eine Stadt." Die Fähigkeit, in symbolischer Gestalt und menschlichen Formen den wesentlichen Teil einer Kultur zu vermitteln, ist das auszeichnende Merkmal der Stadt.

Leopold KOHR (FN 23) wiederum sieht die ursprüngliche Aufgabe der Stadt als Sammelpunkt der Muße, des Denkens, der Eleganz und der Kultur. Was die beiden ersten Merkmale anbelangt, wenn er Denken im Sinne von Nachdenken und nicht Forschen versteht, so offenbart sich Kohr auch hier als einsamer Rufer in der Stadtwildnis.

Auch Lewis MUMFORD (FN 24) kommt zu der Erkenntnis, daß die wichtigste Funktion der Stadt darin besteht, Macht in Form zu verwandeln, Energie in Kultur, tote Materie in lebendige Kunstwerke und biologische Vermehrung in gesellschaftliche Schöpferkraft.

Für Leonardo BENEVOLO (FN 25) sind es allgemeine Größen wie Kontinuität, Komplexität und Konzentration. Elemente, die sich bereits in der mittelalterlichen Stadt

abgezeichnet haben und heute noch das Kernstück für die Strahlkraft, die Anziehungskraft der Stadt ausmachen. Die komprimierteste Form des Lebens ist die urban-mondiale. Symbolisch steht dafür der Kreis mit den sich kreuzenden Geraden.

1.5 Was ist die Stadt, ihre Idee?

Zunächst: Gleichgültig, welche Stadtidee am Anfang eines Gemeinwesens gestanden haben mag, eine politische, eine ökonomische, eine kulturelle oder eine völlig andere - nach einer Reihe von Generationen kann sie sich erschöpfen. Die Stadt verfällt, wenn es ihr nicht gelingt, sich eine neue Bedeutung zuzulegen (FN 26).

Die Stadt ist Menschenwerk und damit endlich, zumindest was den sie ausmachenden Geist, ihre Identität und Idee ausmacht. Sie ist eine Schaffung der Menschen für die Menschen. Die Stadt sollte - laut MUMFORD (FN 27) - ein Organ der Liebe sein, und die beste Ordnung der Städte liegt in der fürsorglichen Pflege des Menschen. Als vom Menschen hervorgebrachte Schöpfung ist sie auch Verantwortungsraum des Menschen (FN 28). Dessen sind wir uns leider viel zu wenig bewußt. Die Stadt als Abstraktum kann sich - im wahrsten Sinn des Wortes - nicht selbständig machen. Alles was in ihr und mit ihr geschieht, ist Wille - meist sogar konkludenter - ihrer Bürger.

Die Stadt ist damit aber auch, theoretisch wie praktisch, Laboratorium für gesellschaftliche Prozesse und Experimente. Es liegt an den in ihr wohnenden Men-

schen, ob es zu einer Identifikation mit ihrer Stadt kommt. Eine Mitvoraussetzung ist die vom zeitgenössischen französischen Philosophen und Soziologen Henry LEFEBRE postulierte These, derzufolge die Stadt "eine aus der Landschaft abgeleitete Persönlichkeit entwickeln" muß (FN 29). Der Mensch ist schließlich u.a. Produkt seiner Umwelt und der Natur und steht im Bezug zu ihnen, aus denen er letztlich stammt.

Einen Beitrag zur Beantwortung der obgenannten Frage, was die Stadt ist, liefert auch Dieter EISFELD, indem er die Ansicht vertritt, "daß keine Feststellung für die Stadt folgenreicher ist, als die, daß sie eine Fortsetzung der Wohnung in einer anderen, und zwar gesellschaftlichen Dimension ist". Damit verschaffen wir "uns einen Einblick in die Gedanken und Gefühle des Menschen zur Stadt" (FN 30). Erinnern wir uns der Bedeutungsidentität der ägyptischen Hieroglyphe für Haus und Stadt.

Alle diese Aussagen sind jenem Teil des Ganzen zugehörig, der sich einer empirisch-analytischen Untersuchung und Beurteilung entzieht. Daher darf es nicht weiter Wunder nehmen, wenn ein Wissenschaftler wie der Stadtgeograph Reinhard STEWIG zu folgendem Schluß kommt (FN 31): "Denn von diesem Standpunkt aus (der Berücksichtigung der kulturellen Dimension der Stadt - Anm.d.Verf.) gelangt man nur schwer zur generalisierenden, theorieorientierten Erfassung und Darstellung der Stadt. Die geistig-philosophischen, künstlerisch-ästhetischen, ethisch-religiösen, kurz die kulturellen Erscheinungen der Gesellschaft im engeren Sinne finden ihren Ausdruck in den individuellen Zügen der Gesell-

schaften, nicht zuletzt in den Städten. Warum aber sollte man nicht, wenn man mit dem Thema 'Die Stadt in Industrie- und Entwicklungsländern' die Frage nach dem Vorhandensein universaler Erscheinungsformen der Stadt stellt, jene Erscheinungsformen - ohne sie zu negieren - aus der Betrachtung ausschließen, von denen man annehmen darf, daß ihr Wesen in ihrer Einzigartigkeit liegt?"

Stewigs Meinung ist durchaus repräsentativ für seine Zunft, die das spekulative Element in die Kategorie des Einzigartigen, Individuellen verbannen möchte. Diese Zitatstelle illustriert - wie mir scheint - sehr eindeutig die Notwendigkeit einer philosophisch orientierten und holistisch geschulten Betrachtungsweise des Phänomens Stadt.

2. Das Faszinosum Stadt

Die Stadt ist von Menschenhand geschaffen. Sie ist ein Geschenk der Menschen an sich selbst. Nach Edgar PISANI (FN 32) ist der Bau einer Stadt der "vielleicht ambitionierteste menschliche Akt". So etwas läßt nicht gleichgültig. Die Stadt fordert heraus. Sie ist Herausforderung. Ihr ambivalent oder gar neutral zu begegnen, ist unmöglich. Friederike MAYRÖCKER (FN 33) befällt angesichts ihrer Heimatstadt Wien manchmal Übelkeit, Brechreiz und Ekel, um im nächsten Moment festzustellen: "Ich ruhe in ihr, ich vertraue ihr und ich vertraue darauf, daß sie mich hält, wie sie mich schon immer gehalten hat." Die Stadt ist Mutter, dann wieder Hure und zwischendurch eine "unmögliche Geliebte"

(Friedrich HEER über Wien). Das Weibliche schlechthin verkörpert sich in ihr; voller Widersprüche; sich nie festlegend, überströmend, dann wieder kalt ablehnend und abstoßend.

Dem Inhalt und Leben nach waren Städte immer maßlos. Heute sind sie es auch in ihren räumlichen Wucherungen, zudem, weil sich Wucherungen keiner Formgebung unterwerfen.

In die Stadt kann man eintauchen, um in ihr aber auch unterzugehen. Alles überstrahlend, kann sie einen blenden und Blindheit droht.

Überhaupt ist sie eine große Droherin - und dabei unberechenbar. Stille und Lärm wechseln einander ab, können aber auch parallel existieren. Ihre Lautstärke soll wohl manchmal Leere übertönen. Eine Leere, die im günstigsten Fall zu Oberflächlichkeit mutiert.

Eine Landschaft ohne Menschen ist denkbar. Eine Stadt ohne Menschen nur vorübergehend (Dieter EISFELD - FN 34). Wir, die Menschen, sind die Stadt; die Natur kommt ohne uns aus - sogar besser. Städte verbrauchen aber auch Menschen (Alexander MITSCHERLICH - FN 35).

2.1 Freiheit über alles

"Die Eigenart städtischen Lebens besteht ja gerade in der Möglichkeit, jede Minute des Tages in einer von Menschenhand geschaffenen, von lebendiger Vielfalt erfüllten Umgebung zu verbringen", schreibt György SEBESTYEN

(FN 36) und zeigt sich damit vom vermeintlichen städtischen Freiheitsideal stark beeindruckt. Es sind die Anonymität ("Stadtluft macht frei") und die Vielheit (FN 37), die beide für die urbane Freiheit verantwortlich gemacht werden.

Masse, die dominiert, Druck ausübt, gleichzeitig aber individuelles Ausleben ermöglicht. Diese offenkundige Toleranz resultiert vom Wegsehen, genaugenommen vom Nichthinsehen. Auch das eine Facette des großstädtischen Miteinanderlebens: nicht hin- oder wegschauen. Keine Betroffenheit, kein Bezug, obwohl gerade die Großstadt gleich einem Spinnennetz Beziehungsgeflecht ist. Diese Beziehungen spannen sich mehr soziologisch als geographisch. Ist das dörfliche Sich-gegenseitig-Kennen vom räumlichen Bezug geprägt ("Aus meinem Dorf"), entstehen Bekanntschaften in der Großstadt schichtspezifisch ("Arbeits- oder Studienkollege").

Freiheit als Freisein von Verantwortung mißinterpretiert, birgt natürlich auch die Gefahr der Entfremdung in sich. Man lebt sich schneller auseinander, weil man nie so fest miteinander verbunden war.

Freiheit schafft Unruhe. Unruhekerne zur geschichtlichen Veränderung waren immer die Städte (FN 38).

Es ist eine nachdenkenswerte Metapher, daß man ausgerechnet von der Freiheit "überwältigt" wird. So ist das nun mal mit der Stadt und den Menschen: sie nehmen beide, ohne lange zu fragen.

György KONRAD (FN 39) klingt fast pathetisch, wenn er die Großstadt als die prachtvollste Schöpfung der Menschheit bezeichnet. "Es gibt kein Kunstwerk, das es mit der Lebensgemeinschaft der Großstadt aufnehmen könnte. Sie ist ein sich selbst aufbauendes Subjekt, sie ist Konzentration und Illumination, sie ist Kampf gegen die Trägheit des Materials und des Menschen, sie ist der menschliche Zusammenschluß und die Vereinigung des Menschen als Schöpfung. Die Großstadt ist die eigentliche Kreation, das trifft umso mehr zu, je weltstädtischer sie ist. Künstliche Anti-Wirklichkeit, sich selbst entwickelnde Freiheit. Hier ist der Mensch nicht nur Spielball blinder Kräfte, sondern der Mensch ist selbst auch Spieler. Die Großstadt ist die höchste Stufe der vorhandenen Freiheit. In der Großstadt konzentriert sich der Freiheitswille derart, daß die Unterdrückung zumindest gelindert wird."

Diesem Euphorismus kann ich nur bedingt folgen. Reduziert sich nicht die großstädtische Freiheit auf ein bloßes Ausweichen-Können? Sozialer Druck lastet nicht so massiv. Im eigenen Lebens- und Wirkungsbereich existieren nach wie vor Konventionen und Spielregeln, die es einzuhalten gilt. Die Großstadt mag die Permissivität fördern und erleichtern, so daß wahrscheinlich eine höhere Toleranz anzutreffen ist.

Eine Toleranz, die sehr oft Züge von Gleichgültigkeit trägt.

Diese Gratwanderung zwischen Gut und Schlecht, dieses Oszillieren zwischen Aufstieg und Fall, macht sicherlich einen Gutteil des Faszinosums Stadt aus. Ja, und

schließlich stellt die Stadt "die komprimierteste Form von Welt dar" (FN 40). Ein nie versiegender Erlebnisstrom (FN 41). Strom imaginiert immer Freiheit. Es ist alles in Fluß, manchmal jedoch im Fluß - dann hat es die Funktion des Hinwegschwemmens.

Die Stadt ist widersprüchlich, nicht leicht zu fassen. Es ist die Komplexität, dieses Wirrnis an Einflüssen, die so impressiv sind, daß die Stadtmenschen bei den Landbewohnern so oft einen exzessiven Eindruck erwecken.

Unabdingbare Voraussetzung für eine faszinierende Großstadt ist ein geographisches und geistiges Zentrum, in dem sich die Strahlen einer Stadt bündeln und focusieren können. Schiere Menschenansammlungen ohne sozialen Mittelpunkt sind keine Städte, sondern bloß verbautes Gebiet.

2.2 Die Stadt in der Kunst

Ich habe an verschiedenen Stellen wiederholt geklagt, daß das Grundübel der mangelnden Urbanität und der Unwirtlichkeit moderner industrieller Großstädte im separatistischen Denken der auf ihre Fachgebiete spezialisierten Experten und Wissenschaftler liegt, die sich mit städtischen Teilproblemen beschäftigen. Oft nicht absichtlich, aber eben letztlich dominant, sind sie für die Aufgesplittertheit des städtischen Erscheinungsbildes verantwortlich.

Die Aufgabe einer Stadtphilosophie ist die ganzheitliche Betrachtungsweise der Stadt, vor allem - eigentlich ausschließlich - von der Warte des Menschen. Es geht nicht nur um eine Interdisziplinarität zwischen den einzelnen Fach- und Wissenschaftsbereichen, wobei der Philosoph die Rolle des Koordinators und Diskussionsleiters zu übernehmen hätte, sondern um jenes Quentchen Esprit, nennen wir es Phantasie oder Wunschvorstellung, das dazu gehört, um eine Stadt interessant, anziehend, liebenswert, spannend, modern, tolerant, geistvoll und weltoffen zu finden. Vorbilder und Anreger für dieses Denken sind die zahllosen Literaten, Bildhauer, Komponisten und Intellektuellen, die sich in Vergangenheit und Gegenwart mit der Stadt auseinandergesetzt haben. Und es war und ist immer eine Auseinandersetzung, ein Ringen. Die Stadt ist dabei nicht immer gut weggekommen. Im Gegenteil: sie wird für viele Mißstände, auch in gesamtgesellschaftlicher Hinsicht, verantwortlich gemacht. Trotzdem, meist schimmert doch so etwas wie Wohlwollen durch; schließlich ist die Großstadt, die Metropole, ein konkurrenzloser Anreger und Animator und mit diamantener Schärfe imstande, Mißstände herauszuarbeiten.

Viele Intellektuelle empfinden die Stadt als Phänomen, als in ihrem gesamten Umfange nicht greifbar - aber was ist schon der gesamte Umriß einer Stadt? Die Wirkungen, die von einer Stadt ausgehen, lassen eine Grenzziehung unmöglich erscheinen. In einem Gedicht von Günter KUNERT (geb. 1929) "Es sind die Städte" (FN 42), klingt das so:

Die Stadt ist die Erde.
Die Stadt fängt an.
Die Stadt beginnt.
Die Stadt ist der Stein.

-

In den See geworfener Stein.
Nun Kreise ziehend.

und weiter unten:

Von hier geht,
vom Mund geht
die Erregung ins Land.
Die Faust und das Auflockern.
Fahne, Rot, Frische.
Nach überall.

-

In vielen Wellen.

Ein extremer Denker wie NIETZSCHE muß zwangsläufig auch zu einer extremen Sicht der Stadt kommen. Seine Verdammnis der Stadt ist wuchtig und darin schon wieder beeindruckend. In seiner Frühschrift "Die Geburt der Tragödie" (FN 43) begegnet uns die Stadt der Moderne im fahlen Licht einer ausgeglühten Kraterlandschaft, auch ohne atomare Katastrophe ist aus ihr alles Leben verschwunden: "Überall Staub, Sand, Erstarrung, Verschmachten." Seinen Zarathustra läßt er sagen: "Mich ekelt vor dieser großen Stadt - und ich wollte, ich sehe schon die Feuersäule, in der sie verbrannt wird!" Die Stadt, so wird wiederholt, sei "Anti-Natur", "hybri-

des Machwerk und anmaßender Frevel". Sie sondert ab, grenzt ab, entwurzelt und denaturiert den Menschen. Im Idealfall würde sie nicht nur den Wechsel der Jahreszeiten, sondern auch den von Tag und Nacht abschaffen.

Für RILKE (FN 44) sind die großen Städte "Verlorene und Aufgelöste". Ihnen eignet nicht die Würde jener Wirklichkeit, wie sie den Gestalten und Hervorbringungen der Natur zukommt; sie "sind nicht wahr" (FN 45).

Bis in die neuere Zeit hat die abwertende Beurteilung der Stadt auch im Schauspiel und in der erzählenden Kunst angehalten (Bert BRECHT: "Im Dickicht der Städte"; Alfred DÖBLIN: "Berlin, Alexanderplatz").

Demgegenüber stehen positive Einstellungen zur Stadt (FN 46). Sie wurden ausgedrückt durch Friedrich SCHILLER, der die arbeitsteilige Stadt pries, durch Johann Gottfried HERDER, der die Städte als Heerlager der Kultur auffaßte, durch MONTESQUIEU, der im Leben in Paris mehr Freiheit und Gleichheit als in der Provinz erkannte. Durch A. RÜSTOW, der die Auffassung vertrat, daß alle Hochkultur Stadtkultur sei. Auch der Kleinstädter RAABE (FN 47) schildert in "Akten des Vogelsangs" überwältigt und fasziniert die undurchdringliche Fülle des städtischen Treibens.

Bereits in der Antike ist die Preisung der Stadt von PERIKLES bis OVID Gegenstand der Rhetorik. Ihr Schicksal, ihre Zerstörung und ihre Gründung gibt auch den Horizont für die größten Epen der Alten Welt ab: des homerischen Liedes auf die Brandschatzung Trojas und des Vergilschen Gesanges auf die Geburt Roms. Von der Grün-

dung der Stadt, ab urbi condita, wird die Zeit gerechnet (FN 48).

Spricht Heinrich BÖLL in seiner Nobelpreisrede von "unseren Städten, den Endprodukten unserer totalen Vernunft", klingt das 2000 Jahre früher bei CICERO ganz anders (FN 49): "Die Stadt, die Stadt! Gib dich ihr ganz hin und lebe in ihrem unvergleichlichen Licht! Als junger Mann bin ich zu diesem Entschluß gekommen, und ich bin ihm immer treu geblieben. Sich aus irgendeinem Grund aus ihr zu entfernen, bringt üble Nachrede und Vergessenheit mit sich, für einen jeden von uns, die wir die Fähigkeit besitzen, zu Roms Ruhm durch unsere Arbeit beizutragen."

Diese Euphorie über das antike Rom ist auch heute noch faszinierend und - in Anbetracht der damals ungleich schlechteren Lebensbedingungen für die meisten Römer - erstaunlich. (Obwohl zwei Millionen Menschen in ihr wohnten, blieg sie trotzdem "fußläufig".) Das ging soweit, daß noch nach der Plünderung Roms im fünften Jahrhundert der Dichter Rutilius NAMATIANS voll unverminderter Bewunderung sagen konnte: "Du hast die weite Welt zur Stadt gemacht" (FN 50).

Für einen Wiener wäre der literarische Bogen unvollständig, fehlte der Hinweis auf die Wiener Kaffeehausliteraten der Zwischenkriegszeit, deren jüngste Repräsentanten TORBERG und WEIGEL wie Wesen von einem anderen Stern in die Jetztzeit herüberreichen. Es spricht nicht unbedingt für Wien, daß Hans Weigel seit einigen Jahren nicht mehr das Kaffeehaus als Anreger braucht.

Trotzdem oder obwohl jede Stadt ständig ihr Gesicht verändert und das Kleid wechselt, hat der Ausspruch von Jean PAUL nichts von seiner Gültigkeit verloren (FN 51): "In einer großen Stadt zum Fenster hinaussehen, gibt eine epische Stimmung: in einem Dorfe nur eine satirische oder auch idyllische."

Die Liste derer, die sich in den unterschiedlichsten Ausdrucksformen zur Stadt in Vergangenheit und Gegenwart geäußert haben, muß nolens volens unvollständig bleiben.

3. Der Organismus Stadt

Wie jedes organisch Wachsende bedarf auch die Stadt der Entwicklung, um jenes ganz spezifische Charakteristikum auszustrahlen, welches allem eigen ist, das nicht in einem Guß auf dem Reißbrett entstanden ist.

Als Stadt kann nur jenes Gebilde angesehen werden, das über viele, eine Stadt ausmachende und auszeichnende funktionale Elemente verfügt. Dadurch unterscheidet sie sich z.B. von verbauten Gebieten mit ausschließlicher Einfamilienhausstruktur.

Städte sind der Menschen Werk. Folglich sind sie organisch in ihrem täglichen Getriebe. Stadtgründer zu sein, gehört zu den großen Ruhmestaten und -titel im Buch der Geschichte. Diese Faszination und Herausforderung reicht bis in unsere Tage.

3.1 Städtische Funktionen

Drei große Sektoren existieren: der private, der berufliche und der öffentliche. Die Grenzen verwischen sich oft, weil die verschiedenen städtischen Funktionen nicht nur immer einem der drei Sektoren zuzuordnen sind.

So berührt die kulturelle Komponente, die wichtigste aller urbanen Faktoren - weil sie die Spreu vom Weizen trennt, soll heißen: am Ausmaß und Umfang des Kulturellen einer Stadt kann man ermessen, ob es sich um ein etwas zu groß geratenes Dorf oder um eine Weltstadt handelt -, alle drei Sektoren. Kulturelle Angebote, zu denen auch Bildungsmöglichkeiten zählen, oszillieren zwischen öffentlichem und privatem Bereich, betreffen aber die berufliche Sphäre genauso.

Vor kurzem (FN 52) hat erst der Vorsitzende des Kultur Ausschusses des Deutschen Städtetages, der Nürnberger Kulturreferent Hermann GLASER auf die Dominanz der Kultur als urbaner Leistungsträger hingewiesen, weil 60 % aller kulturellen Ausgaben bei den Städten liegen.

Gerade erst die Großstadt, die Metropole, die Weltstadt, sind imstande und befähigt, die ganze Palette von der Sub- bis zur Hochkultur in sich aufzunehmen und zu verarbeiten. Im Grunde ist der kulturelle Umfang einer Stadt das wichtigste Indiz für ihre Bedeutung in Europa und in der Welt.

Auch die Vielfalt des Wirtschaftslebens ist ein Indikator für die Größe einer Stadt und ihrer internationalen Machtposition. Das Banken-, Versicherungs- und Werbe-

wesen bestimmen heute das Geschehen in diesem Bereich. Dienstleistungssektor und Informationsflut bündeln sich in der Groß- und Weltstadt. Neben diese Marktfunktion tritt noch die Versorgungsfunktion (FN 53).

Ähnlich gravierend, in seiner Funktionalität hingegen bisweilen bestritten (FN 54), ist der Verkehr; sowohl der private, wie auch der öffentliche. Die Stadt ist auch diesbezüglich Anziehungspunkt und daraus resultierend Knotenpunkt, eine Art Relais also. Auch das ist wieder ein besonderes Merkmal der Großstadt: daß nämlich neben den örtlichen ein überregionaler Verkehr tritt, und je mehr sich die Relationen zum überregionalen Verkehr verschieben, desto mehr bestätigt sich das Metropolenhafte einer Stadt.

Die Dimension, welche der Verkehr im Konzert der städtischen Funktionen einnimmt, wird auch darin deutlich, daß der Verkehr und seine benachbarten Sektoren mehr Platz benötigen - und bekommen - als der Wohnbereich. Mehr Quadratmeter gehen für Verkehrsanlagen (Straßen, aber auch Parkplätze und Garagen, Bahnhöfe und Flughäfen) verloren, als für den Bau von Wohnhäusern. Daß es sich dabei nicht um eine Erscheinung der letzten Jahre angesichts des Booms beim Individualverkehr handelt, belegt eine Statistik der deutschen Städte um 1930 (FN 55).

Schließlich sei noch auf den Bildungsbereich hingewiesen und hier insbesondere auf den der gehobenen Fachausbildung, aber auch auf den gesamten Forschungskomplex.

Wirtschafts-, Kultur- und Bildungs-, aber auch der Transportbereich erfüllen dabei auch stets Funktionen, die über die Stadtgrenzen hinauswirken (FN 56).

Funktionale städtische Elemente sind darüber hinaus: der Freizeitsektor, soziale und Gesundheitsbetreuung, Energie, Ver- und Entsorgung und der gesamte politisch-administrativ-legistisch-jurisdiktische Bereich; letztlich die großen Blöcke Wohnen und Arbeiten.

Da alle angeführten Elemente ihre Standorte haben, kommt es zu einer "Entmischung unserer Städte in Wohn-, Arbeits-, Einkaufs- und Vergnügungszonen" (Alexander MITSCHERLICH - FN 57). Dadurch werden sie antistädtisch (FN 58). Das Rennen ist vorderhand noch offen, ob die Urbanität unserer Städte wegen der Entmischung ihrer Elemente oder wegen der in Agonie zu erstarren drohenden vielen Funktionen des Lebens verloren geht (FN 59). Wahrscheinlich werden beide Gründe dafür maßgeblich sein. Die Stadtphilosophie könnte einen Beitrag zum Stop dieses Erosionsprozesses leisten, wenn sie nicht nur auf diese Entwicklungen aufmerksam macht, sondern auch versucht, Antworten und Ratschläge zu geben, um diesen bedenklichen, weil nivellierenden Tendenzen Einhalt zu gebieten.

3.2 Die Stadt als etwas Gewachsenes

Die Städte wachsen nicht nach einer Eigengesetzlichkeit, sondern nach den Zielen, die die Menschen entweder mit Bewußtsein und Willen, oder unbewußt und indirekt durch die Verfolgung anderer Ziele geben (FN 60). Sie sind

"nichts anderes, als zu Stein gewordene Politik. Die Städte sind Abbild von Geist und Macht der jeweiligen Zeit" (Erich EDEGGER - FN 61).

Ein typisch technokratischer Irrglaube ist es, Gebäude und Einrichtungen der Städte als etwas vom Menschen Getrenntes, als sein Werk anzusehen. Funktionell sind jedoch Bauten ebenso "Erweiterungen" des menschlichen Körpers wie Kleider, Werkzeuge und Maschinen. Es sind zusätzliche, künstlich geschaffene Organe, welche die Leistungsfähigkeit und den Schutz des Zellkörpers verbessern. Allerdings: So wie jedes Organ wirken auch sie auf die anderen zurück (FN 62). Winston CHURCHILL (FN 63) erklärte einmal: "Wir gestalten unsere Gebäude und anschließend gestalten diese uns." ("We shape our buildings and afterwards our buildings shape us"). Der Lebensrhythmus der Städte scheint ein Abwechseln zwischen Verkörperlichung und Vergeistigung zu sein. Das feste Bauwerk befreit sich durch eine menschliche Reaktion und nimmt symbolische Bedeutung an, indem es den Wissenden und das Gewußte vereinigt; während subjektive Vorstellungen, Ideen und Ahnungen, die in ihrer ersten Ausdrucksform nur teilweise Gestalt gefunden haben, ihrerseits körperliche Eigenschaften in sichtbaren Bauwerken annehmen, welche durch ihre Größe, Lage, Verschlungenheit, durch ihren Aufbau und ihre ästhetische Form den Bereich ihres Wertes und ihrer Bedeutung ausdehnen, der sonst nicht auszudrücken ist (FN 64).

Die Stadt ist das dynamische Element im Gegensatz zum Land. Hier finden die Veränderungen, die Umwälzungen statt, und unsere Großstädte sind die Schwerpunkte

des zivilisatorischen Fortschrittes, besser: eines fortwährenden Umbaues; sie sind Experimentierlaboratorien, Schmelztiegel der Zeit (FN 65).

Die Großstadt entwickelt aber auch ein ganz bestimmtes Milieu (FN 66), das als Verbindung räumlicher und sozialer Faktoren gesehen werden muß. Meist wird diese Verbindung nicht erkannt, oder als nicht gleichwertig angesehen. Eine Komponente wird überbetont, die andere vernachlässigt. Dabei wäre es so entscheidend, beide Faktoren gleich wichtig, weil gleichrangig, zu respektieren. In der Praxis bedeutet dies ein Duell zwischen den Technikern und den Sozialwissenschaftlern. Übersehen werden die Geisteswissenschaftler, unterdrückt die Philosophen. Das Gesamtkonzept "Mensch", gleichermaßen fugen- wie uferlos, geht aus dem Blickpunkt oder physikalisch betrachtet: trainiert, dreidimensional zu denken, allenfalls imstande, die Zeitdimension zu berücksichtigen, sind wir für die fünfte Dimension, die Humandimension, unfähig. Sie überschreitet offenkundig unser menschliches Vorstellungsvermögen. Dabei sind wir das selbst. Dieser Eindruck wird einem aber angesichts aktueller kommunal- und urbanbezogener Gesellschaftspolitik vermittelt. Für die Zuständigen, die wir als Wähler letztlich selbst wieder sind, hat sich diese Teilung und Zersplitterung in fast unendlich viele Segmente städtischen Lebens fürs erste scheinbar bewährt: Die Verantwortung hat sich so gut wie aufgelöst. Eine Pyrrhus-Wohltat. Die Konsequenzen haben wir täglich selbst zu tragen. Unsere Städte werden nicht nur unwirtlicher, sie werden auch immer unvollständiger; ihre Idee ist abhanden gekommen. Doch daß dem so ist, liegt - wie gesagt - an uns: unsere Städte sind unser Werk. Unser

aller.

Scheinbar unfähig mehrere Dinge gleichzeitig zu erkennen oder zu tun, kann sich seine Sensitivität immer nur auf ein Objekt hin ausrichten. Im letzten Jahrzehnt hat angesichts der eklatanten Umweltbelastungen eine Sensibilisierung breiter Bevölkerungsschichten für Umweltbelange eingesetzt. Die Kritik richtet sich dabei auf Luft- und Bodenverschmutzungen, mit Abstrichen auf Lärmbelästigungen und - zuletzt - auf eine Verschandelung der Natur.

Gerade bei letzterem offenbart sich diese menscheigene Schizophrenie. Handelt es sich denn nicht auch um eine Zerstörung der Umwelt, wenn aus eben diesem neu erwachten Umweltbewußtsein alles an den Stadtrand oder ins Umland der großen Städte drängt, beseelt vom sehnlichen Wunsch nach einem Haus im Grünen? Doch nur unter der Voraussetzung, daß die lieb gewordenen großstädtischen Faszilitäten, insbesondere die verkehrsmäßige Anbindung - Bahn, Bus oder Autobahn, von allen will man aber in ihren Auswirkungen persönlich tunlichst verschont bleiben -, erhalten bzw. mitgeliefert werden.

Jeder Organismus birgt die Gefahr in sich, nicht mehr zu wachsen, sondern zu wuchern. Die Maßlosigkeit des Menschen ist mythologisch. So richtig zum Ausbruch kommt sie jetzt beim Zerfließen der Großstädte. Werden bestimmte Grenzen überschritten, dann geht auch die frühere Wirkung verloren (FN 67). Dieses Zerfließen und Ineinanderübergehen, dieses Zusammenwachsen städtischen Gewebes, führt zu einer Konurbation, und diese Konurbation ist ein Nichts (FN 68), wird vielfach für das

Endstadium in der Entwicklung der Stadt gehalten, ist Anti-Stadt (FN 69). Genau wie bei der Anti-Materie vernichtet die Anti-Stadt die Stadt, wann immer sie mit ihr zusammenstößt. Für die Kultur einer Stadt ist es wesentlich, daß die regionale Umwelt, der grüne Mutterboden, erhalten bleibt (FN 70). Kultur- und geschichtslos, wie der moderne Mensch nun einmal ist, setzt er alles daran, seine städtische Kultur und damit seinen eigenen geschichtlichen Background umzubringen.

Von Manes SPERBER stammt die Feststellung (FN 71), daß der Mensch verdammt ist, zu hoffen. In diesem Sinne zitiere ich abschließend eine Passage aus einem Artikel von Horst BIEBER (FN 72) über Brasiliens Betonhauptstadt Brasilia, die in der einschlägigen internationalen Literatur gerne als die Inkarnation einer vom Reißbrett geschaffenen, städteplanerisch auf den Menschen nicht Rücksicht nehmenden Un-Stadt angesehen wird. Aber Brasilia hat, wie alle Städte dieser Welt, zumindest ein zweites Gesicht: "Brasilia ist nicht vollständig ohne einen Besuch der 'Satelliten'-Städte. Ursprünglich waren es Bauarbeiter-Siedlungen, Hütten-Siedlungen, die wieder verschwinden sollten. Doch daran konnten nur die Planer glauben: die Siedlungen blieben, wuchsen und wurden Städte a la brasilienne, mit mehreren zehntausend Einwohnern, unbekümmert in die Landschaft hineingewachsen, lebende Organismen, das genaue Gegenteil der sterilen Retortenstadt. Alles, was Brasilia fehlt, Leben, Farbe und Unordnung findet sich hier im Übermaß."

Derartiges Machen-in-Optimismus wäre unvollständig, unterbliebe der Hinweis auf das Dauerprovisorium "Naschmarkt" in Wien. Ursprünglich als Überbrückung für die

Zeit der Ausgestaltung der Wienzeile zu einem Boulevard nach Pariser Vorbild um die Jahrhundertwende entstanden, existiert der Naschmarkt - trotz mancher Krise in der Vergangenheit - noch heute und ist aus dem Stadtbild nicht wieder fortzudenken. Genau: fortzudenken; er ist im Bewußtsein der Wiener und ihrer Gäste Bestandteil oder Interpretation des Wiener Charmes - was immer das nun konkret sein mag.

4. Die Erscheinungen der Stadt

Die Stadt ist nicht etwas Vorgegebenes, Naturhaftes, sondern Produkt menschlichen Geistes und Wollens. Städte sind politische Räume (FN 73). Passieren die zivilisatorischen Wachstums- und Entwicklungsschübe durch Kriege sprunghaft, so erfolgen sie stetig in und durch die Großstadt. Es ist doch bemerkenswert, daß Errungenschaften der westlichen Industrienationen, Freiheit der Meinungen, des Glaubens, der Freizügigkeit, des freien Zugangs zum Wissen und vieles andere mehr, Erscheinungsformen der langsam entstandenen Einsicht der Städte sind; Ausdruck einer Lebensweise, in welcher die intellektuelle Auseinandersetzung frühere Formen gewalttätigen Wettstreits wenigstens ein Stück weit ersetzt hat. Freiheit ist stadtgeboren.

Die Stadt gilt als Chance für die freiheitliche Entfaltung des einzelnen. Dem steht die Stadt als ein Laufgitter und Kanalsystem gegenüber, wo angepaßte Gleichförmigkeit eingeübt und erworben wird.

Die Gratwanderung zwischen Euphorie und Depression ist nirgendwo so lang und so spannend wie im Asphalt-dschungel der Großstadt. Die Höhen, die man dort erreichen kann, sind höher als der höchste Berg. Die Tiefen aber auch tiefer als der Meridianengraben. "In der Stadt ist sichtbar, was die Jahrzehnte aus einem Menschen zu machen fähig sind. Die Angebote der Stadt offenbaren das Abwässersystem der menschlichen Seele" (Dominik JOST - FN 74).

Nirgendwo ist der Erlebnisstrom so dicht, wird die Einsamkeit so intensiv verspürt, kann die Monotonie so impressiv werden und die Langeweile tödlich. "Ihr halber Ärger" schrieb Rudyard KIPLING 1896 an William JAMES, "ist der Fluch Amerikas - nackte, hoffnungslose, wohlgeordnete Langeweile; und das wird eines Tages der Fluch der ganzen Welt sein" (FN 75). Hier legte Kipling schon damals den Finger auf den schwachen Punkt (vor)städtischen Lebens.

Seit damals ist dieser schwache Punkt zu einer offenen Wunde geworden. Die Welle der Verstädterung begann über uns hinwegzurollen. Die Folge war ein merkwürdiges Phänomen: der langsame Untergang der Stadt (FN 76).

Die Existenz der Stadt hat Vieles hervorgebracht. Doch nun droht durch Konurbation, laut MUMFORD ein Nichts, ein Kippen in ein Schwarzes Loch. Die Stadt beginnt, ihr Antlitz zu verlieren. Wie sich die Gesellschaft weltweit vereinheitlicht (siehe Theorie der Leitgesellschaft, S. 99 ff), werden die Gesichtszüge immer einheitlicher. Vereinheitlichung bedeutet aber immer Nivellierung, und Nivellierung Abbau einer bereits erreichten Position.

Die Stadt ist noch immer die größte Herausforderung des Menschen, eine Art modernes Abenteuer. Damit dies so bleibt, muß sie ihre Attraktivität, ihren ganz spezifischen Reiz, der sich in keiner anderen Stadt wiederfindet, be- und erhalten können. Die Stadt ist ein Psychotop (Richard NEUTRA). Aus psycho-hygienischen Gründen muß die Stadt ein starker (Wider)-Part des Menschen bleiben. Schließlich ist das Gestalten und Umgestalten des Ichs eine der wichtigsten Funktionen der Stadt (FN 77).

Voraussetzung dazu ist aber wieder die Hinwendung zum Menschen. Das Erkennen von Wünschen und das Sehen von Problemen von der Warte des einzelnen, nicht des Experten. Technokratische Lösungen sind meist inhuman, sind Ausdruck von Berechnungen. Vor lauter Objektivierung geht das Subjekt verloren, dessentwegen optimiert werden soll. Das oben zitierte Beispiel Brasiliens belegt eindrucksvoll, daß die durchrationalisierte Stadt auch desintegrative Tendenzen in sich birgt (FN 78).

Reißbrettanlagen sind nicht zuletzt auch Ausfluß des Einflusses der Bürokratie, welche systemimmanenterweise immer nach mehr Kontrolle und Reglementierung strebt. Eine besondere Perfidie solcher Entwicklungen und Erscheinungen ist das Monopol in seiner extensivsten Interpretationsmöglichkeit. Merkwürdigerweise führt städtische Vielfalt zu Ballung und Konzentration und in der Folge zu Monopolen; nicht nur im primär wirtschaftlichen Bereich. Monopole können auch Ghettos bilden. Wieder in der breitestmöglichen Auslegung. Es gibt ja bekanntlich sowohl elitäre als auch

entwürdigende Ghettos. In ihrer Art sind sie wieder Monopole. In der Großstadt finden sich so gegensätzliche Erscheinungen wie das Monopol der Einsamkeit als auch jenes des Nicht-ungestört-sein-Könnens bzw. -Dürfens.

Die Stadt ist ein Kompressor. Hier geschieht alles mit und unter Druck. Die Stadt ist Magnet, vor allem Biomagnet. Großstädte sind Sammelbecken von Problemgruppen (FN 79). Minoritäten haben einen unverhältnismäßig hohen Anteil an der städtischen Bevölkerung, wobei sich die Frage aufdrängt, ob denn nun nicht jeder von uns Teil einer Minorität ist. Eine diesbezügliche Frage wäre einwandfrei mit "Ja" zu beantworten. Der kleine Unterschied besteht nur darin, daß es gesellschaftlich anerkannte Minderheiten gibt, oft sogar als solche gar nicht identifiziert, und eben andere, die als nicht erwünschte Teile unserer Gesellschaft scheel angesehen werden.

Es ist fast müßig, auf die Neurose als großstädtische Erscheinungsform hinzuweisen, obwohl A.MITSCHERLICH mit Recht daran erinnert (FN 80), daß lediglich das Thema "Kleinstadt und Neurose" in der Weltliteratur durch klassische Romane bereits auf das glänzendste abgehandelt worden ist.

Neurosen entstehen in zunehmendem Maße durch Stress in der Freizeit. Ungesundes Leben, wenig körperliche Betätigung und vor allem ein sozialer Druck, das Bedürfnis "in" zu sein, führen zuzeiten zu Belastungen, die ursprünglich der Regeneration gewidmet hätten sein sollen. Die olympionikische Formel des "schneller, höher, stärker" begleitet uns nun in unsere Freizeit

und fordert ihren Tribut.

Die modernen Arbeitstechniken und das soziale Umfeld schaffen immer mehr Freizeit, die erst (sinnvoll) verbraucht werden will. Wir haben zwar eine Berufs-, aber keine Freizeitausbildung, obwohl die Freizeit mittlerweile länger dauert, als die Arbeitszeit. In der Industriegesellschaft begegnet uns Freizeit in drei Erscheinungsformen, die alle die Stadt als Quellgebiet haben (FN 81): die tägliche kleine Freizeit, die Wochenendfreizeit und die Urlaubsfreizeit. Vor allem erstere, ihrem Umfang nach die bedeutendste, wird in der Stadt verbraucht.

Wenn es eine Informationsgesellschaft geben sollte, dann existiert ebenso eine Freizeitgesellschaft (FN 82).

Die Freizeitgesellschaft verfügt ebenso über eine eigene Sprache, wie die Städteplaner, Baubehörden und Architekten. "Stadterneuerung, Auslichtung, Entkernung, Sanierung, Durchgrünung und Entballung" (FN 83) ist ein typisches Stadtplaner-Vokabular.

Diese Begriffe sind aber auch symptomatisch für die Trends in der Stadtplanung: zum einen die Wiederbelebung der traditionellen, aber meist abgewohnten Stadtviertel, zum anderen aber auch der Griff auf das Umland. Stellvertretend für Viele sei die Gartenstadt-Idee genannt.

In der Tat ist es nicht besonders solidarisch, bzw. zeugt von hohem Egoismus und einem ausgeprägt vorhandenem "Floriani-Prinzip", wenn Haus um Haus das grüne Umland erobert wird und man dabei die Vorteile der Groß-

stadt gleichermaßen nutzen möchte, wie jene des Landes. A.MITSCHERLICH hat es drastischer ausgedrückt (FN 84): "Das Einfamilienhaus, ein Vorbote des Unheils, den man immer weiter draußen in der Landschaft antrifft, ist der Inbegriff städtischer Verantwortungslosigkeit und der Manifestation des privaten Egoismus."

Diese Entwicklung führt zu einem Rattenschwanz weiterer. Eine davon hat Leopold KOHR sehr eingehend beschrieben (FN 85): das Entstehen von Masse - überhaupt ein Kernzeichen der Großstadt in jedem nur erdenklichen Sinn - als Resultat einer multiplizierten Tagesumlaufgeschwindigkeit. (Tempo, Geschwindigkeit, sind übrigens zu meist wenig beachtete Merkmale der Großstadt). So beläuft sich die Einwohnerschaft New Yorks auf ungefähr acht Millionen. Mit ihrer Tagesumlaufgeschwindigkeit hat sie aber, je nach Tageszeit, die Masse einer Bevölkerung von 20 - 50 Millionen. Verstopfung und Verkehrschaos sind die Folge. Im Bemühen, diesen Mißstand zu beseitigen, wird mit allen Mitteln versucht, den Verkehr zu beschleunigen. Die Konsequenz ist in aller Regel aber nicht eine Erleichterung der Situation, sondern im Gegenteil eine Verschärfung (z.B. ist die Wiener Süd-Ost-Tangente als Verkehrsentlastung für den bis dahin durch das Stadtgebiet flutenden Verkehr konzipiert, heute zu den Stoßzeiten oft hoffnungslos verstopft. "Schuld" daran ist nicht so sehr die absolute Zunahme an Kraftfahrzeugen, sondern die "Einladung", dieses Straßenangebot zu nützen, drückt die Hemmschwelle, auf andere öffentliche Verkehrsmittel umzusteigen. Die isolationistische und egoistische Tendenz des Großstadtlebens kommt auch in der Nichtausgelastetheit der Autos zum Ausdruck. Zu den rush hours sitzt in der Regel, nur eine

Person, der Lenker, im Auto).

Man hat bisweilen den Eindruck, seit rund eineinhalb Jahrhunderten stülpt sich die Stadt um, kehrt sie ihr widerlichstes Innere nach außen und geht aller Errungenschaften verlustig, die sie früher auszeichnete. Nichts Gutes kommt mehr von und aus ihr.

Und trotzdem, gerade in den letzten Jahren ist - von den USA ausgehend - etwas entstanden, das uns hoffen und an den guten und intakten Kern der Stadtmenschen glauben läßt: die Selbsthilfebewegung. In einem Leitartikel der New York Times (FN 86) stand einmal der bemerkenswerte Satz: "Die Selbsthilfebewegung ist eine der wenigen wirklich erfolgversprechenden Entwicklungen in armen städtischen Gemeinden." Die Selbsthilfebewegung ist nicht nur eine Antwort auf mangelnde oder fehlende staatliche Einrichtungen, primär im Sozialbereich, sondern darüber hinausgehend die wiederentdeckte Tugend der Eigeninitiative, der Selbstverantwortung, des Sich-auf-eigene-Beine-Stellens, des Bewußtmachens der eigenen Fähigkeiten und Werte.

5. Die Begrifflichkeit städtischer Formen

In einer stadtphilosophischen Gesamtkonzeption darf natürlich nicht ein Definitionsversuch der verschiedenen Stadttypen und Stadterscheinungsformen fehlen. Selbstverständlich gibt es zahlreiche Unterscheidungskriterien, die sich zunächst und vor allem an der Einwohnerzahl orientieren. Ein Kriterium, das stets nur bedingt aussagekräftig war, aber angesichts einer galoppieren-

den weltweiten Verstädterung eigentlich bloß einer Konurbationierung, immer mehr an Tauglichkeit verliert. Deshalb versucht man heute in vielen Fällen eine zweigeteilte Einwohnerzahlenangabe: jene der Kernstadt, d.h. innerhalb ihrer politischen Grenze, und eine zweite, die Auskunft über die Bevölkerungszahl in der Stadtregion gibt. Beide haben letztendlich nur Hinweisfunktion, weil sie schlußendlich soziale Differenzierungen und verschiedene Lebensbedingungen nicht erfassen.

Umgekehrt ist es schwierig, sonstige Bezugspunkte und allgemein als gültig anerkannte Gemeinsamkeiten von Städten herauszufiltern.

Aufgerufen, zu allen Fragen und Problemen, die Stadt betreffend, nachzudenken und Antworten zu geben, darf sich die Stadtphilosophie auch dieser Aufgabe nicht entziehen.

Wie schon festgehalten, machen, entgegen der Ansicht von Bevölkerungsstatistikern, Kunst, Kultur und politische Zielsetzung eine Stadt aus, nicht die Menschenzahl (FN 87). Überhaupt, so Lewis MUMFORD (FN 88), ist die Fähigkeit, in symbolischer Gestalt und menschlichen Formen den wesentlichen Teil einer Kultur zu vermitteln, das auszeichnende Merkmal der Stadt.

Es gibt natürlich auch handfestere Definitionskriterien der Stadt wie jenes von Arnold J. TOYNBEE (FN 89): Demnach ist die Stadt eine Siedlung, "deren Einwohner innerhalb der Stadtgrenzen nicht die gesamte Nahrung produzieren können, die sie zu ihrem Lebensunterhalt benötigen. Dieses Merkmal haben Städte aller Art ge-

meinsam".

Der Geograph Karl PFEIL hat in seiner 1935 verfaßten Dissertation über die indische Stadt (FN 90) den Basar als Merkmal einer Stadt angesehen, im Gegensatz zum Wochenmarkt der größeren Dörfer. Ein Hinweis, der auch für unsere kulturellen Breiten Gültigkeit hat.

Die Stadt ist jedenfalls ein System, d.h. jede Stadt setzt sich aus einer Fülle von materiellen und immateriellen Teilsachverhalten zusammen, die untereinander in Beziehung stehen, ein Wechselwirkungsgefüge bilden. Das gegenseitige Aufeinander-Einwirken vollzieht sich als Prozeß; jede Stadt ist also auch ein Prozeß, der sich in der Dimension der Zeit abspielt. Es ist deshalb gerechtfertigt, von einem dynamischen System zu sprechen, da jede Stadt auch in der Dimension des Raumes existiert, kann jede Stadt auch als Regionalsystem bezeichnet werden. Zusammenfassend läßt sich also jede Stadt als dynamisches Regionalsystem formal definieren (FN 91).

Ob darüber hinaus eine Stadt auch über Charme oder Charisma verfügt, hängt nicht zuletzt davon ab, ob ihr die Möglichkeit zu einem ständigen, nach Tunlichkeit stetigen Wachsen gegeben ist. Eine "aus einem Kern wachsende Stadt" (FN 92) hat diese Chance.

Zum Ausgangspunkt dieses Abschnittes zurückkehrend, lassen sich in der Tat folgende größere Stadttypen unterscheiden, wobei ich vorweg kurz auf städtische Untergliederungen hinweise.

5.1 Wohnumfeld, Quartier (Grätzel), Stadtteil (FN 93)

Das Wohnumfeld hat gegenüber dem Quartier den geringeren Umfang. Es umfaßt den Außenwohnraum von Freiflächen und Straßen in der unmittelbaren Nachbarschaft der Wohnung.

Unter Quartier - der Begriff entstammt der einschlägigen deutschsprachigen Literatur und entspricht auf Wiener Verhältnisse umgelegt in etwa dem "Grätzel" - wird jener Lebensraum verstanden, in dem sich die elementarsten Vorgänge des Alltagslebens rund um das Wohnhaus herum abspielen. Es ist derjenige Bereich, den man zu Fuß durchmessen kann, der deshalb räumlich und sinnlich erfaßbar ist und in dem die Bewohner sich - wenigstens oberflächlich - kennen. Das großstädtische Quartier wird in der Regel durch räumliche Barrieren wie Bahngleise oder breite Straßen begrenzt.

Der Stadtteil dagegen ist als städtischer Teilbereich definiert, der mehrere Quartiere umschließt und der eine eigene historische, politische und kulturelle Identität aufweist oder noch zu entwickeln hat.

Die Übergänge vom Quartier zum Wohnumfeld einerseits und zum Stadtteil andererseits sind fließend. Das Quartier ist also keine eindeutig und objektiv festlegbare Größe. Entscheidend ist, daß es sich um einen Lebensraum handelt, zu dem der jeweilige Bewohner ein Verhältnis findet, den er für sich entdecken und sich emotional aneignen kann.

5.2 Die Großstadt

Für fast alle Bezugspunkte - gleich welcher Disziplin - lassen sich auch entsprechende Größenangaben machen. Hinsichtlich von Zahlenangaben für die Größe und einer daraus abzuleitenden Relevanz von Großstädten sind Vergleiche, etwa auf internationaler Ebene, schwer möglich.

Allgemein spricht man von einer Großstadt bei einer Einwohnerzahl von 100.000 bis eine Million. Oft wird der Term "Großstadt" auch nur als Synonym für eine große Stadt verwendet.

Schließlich fällt gerade der Begriff "Größe" unter eine besondere Subjektivität und muß daher auch in Relation zu anderen Meßgrößen gesehen werden. So wird in Österreich schon eine Stadt mit 40/50.000 Einwohner als Großstadt akzeptiert, während z.B. in China gegenwärtig schon rund 50 Millionenstädte gezählt werden. Umgekehrt, ich werde unter dem Punkt nochmals darauf zurückkommen, gibt es statistische Definitionsaussagen, denen zufolge eine Stadt mit mehr als einer Million Einwohner eine Weltstadt ist, was aber nur bei ein oder zwei chinesischen Städten (Peking, evtl. Shanghai) tatsächlich der Fall ist. Hier bestimmt der Quantitätsden Qualitätsgedanken.

Eine verwendbare Definition bietet der Wiener Stadtentwicklungsplan aus dem Jahre 1985 (FN 94), nach welchem sich eine Großstadt dadurch auszeichnet, daß sie in vielen Bereichen Spitzen- und Sondereinrichtungen auf-

nimmt, die in der Stadt - oft auch darüber hinaus - einmalig oder selten sind (Universitäten, Krankenhäuser, Theater, Bundesdienststellen, Luxusgeschäfte, Luxusrestaurants, aber auch spezielle Sport-, Erholungs- und Freizeiteinrichtungen u.a.). Die Konzentration solcher einmaliger Einrichtungen in der Stadt macht die Qualität städtischen Lebens aus.

5.3 Die Metropole

Im Gegensatz zur Großstadt wird bei der Beschreibung bzw. Erfassung der Metropole nie der Versuch einer zahlenmäßigen Bestimmung unternommen.

Beim Definitionsversuch der Metropole ist das Qualitäts- gegenüber dem Quantitätskriterium bereits eindeutig dominant. Metropolen sind Zentren - nicht auf einem Gebiet; dann würde es sich um ein Zentrum handeln - in geistiger und materieller Hinsicht.

Kulturelle Dichte nicht nur im reproduzierenden, sondern vor allem im produzierenden, kreativen Angebot, ebenso wie finanzielle Potenz durch Börsen, Banken- und Versicherungszentralen. Verkehrsknoten und -drehscheiben wie Hochburg der Bildungsinstitutionen und -möglichkeiten. Relaisstation für den Austausch von Informationen, Sitz von Nachrichtenerzeugern und -vermittlern, aber auch Begegnungsstätte für Menschen der verschiedensten Kulturen. Die Metropole ist vor allem "Trendsetterin."

Die nicht zu registrierende zahlenmäßige Einordnungsbe-
mühung wird aber auch dadurch charakterisiert, daß es
verschiedene Metropolen gibt, die trotzdem in unter-
schiedlicher Intensität das bisher Geschriebene bestäti-
gen: Die Metropole einer Region, eines Landesteiles
(Ruhr-, Donaumetropole) und die Metropolen der Welt,
eben die

5.4 Weltstädte

Wie schon mehrmals bemerkt, stellen Zahlenangaben kein
eindeutiges Zuordnungskriterium dar. Dennoch, bei einer
Weltstadt, scheint es angebracht, erst ab etwa einer
Million Einwohner (FN 95) von einer solchen zu spre-
chen. Während eine größere Einwohnerzahl nicht auto-
matisch für den Stempel "Weltstadt" ausreichen muß,
kann umgekehrt aber ausgeschlossen werden, daß weniger
als eine Million imstande sind, jene Breite und Vielfalt
zu bilden, wie sie für das Niveau einer Weltstadt kenn-
zeichnend sind.

Deskriptiv ist es hingegen sehr schwer zu sagen, worin
das Weltstädtische einer Atmosphäre besteht und wann
eine Stadt aufhört, Weltstadt zu sein. Vielleicht könnte
man sich darauf einigen, daß von ihr Faszinationen
ausgehen, wodurch eine bestimmte Form zu leben auch dem
Fremden deutlich erkennbar sein muß; daß sie fähig
ist, einen Mythos zu bilden (FN 96). Oder in den Worten
György KONRADS (FN 97): "Die große Komplexität der
Identitäten ist es, was die Weltstadt ausmacht. Welt-
stadt ist dort, wo es eine intellektuelle Elite von
Weltrang gibt, die auch der Intelligenz anderer Nationen

Neues und Wichtiges zu sagen hat."

Friedrich HEER hat einmal von der "Polyphonie der Weltstadt" gesprochen (FN 98). Die Weltstadt singt mit tausend, oft mit dem äußeren Ohr kaum vernommenen Lauten und Tönen, die nicht mit dem Lärm der Hupen und Sirenen, der Lastwagen und der Pfeifen zu verwechseln sind.

5.5 Ballungen

Bei den bisher beschriebenen Stadttypen handelt es sich um traditionelle Stadtformen, d.h. sie sind aus einem Kern herausgewachsen und verfügen auch heute noch um eine City als charakteristisches Merkmal. Als ein besonderes Kennzeichen des industriellen Zeitalters und seiner Epigonen hat sich die Stadtregion entwickelt. Und von dieser Form haben sich dann wieder neue abgespalten.

Im Rahmen der Volkszählung 1981 in Österreich wurde erstmalig der Versuch unternommen, Aussagen über die Stadtregionen Österreichs zu treffen. In dieser Studie wurden die Stadtregionen folgendermaßen abgegrenzt (FN 99):

Die städtischen Kernräume werden aus allen größeren Städten und ihren Nachbargemeinden gebildet, wenn sie untereinander einen Arbeitspendleraus-tausch von über 30 % haben. Wenn also Arbeitskräfte und Arbeitsplätze nahe beieinander liegen und über die Gemeindegrenzen täglich viele Menschen hin- und herströmen. So einen Kernraum bezeichnen die Statistiker als vereini-

gungswürdig.

Um alle Städte herum gibt es noch eine sogenannte "Außenzone". Das sind Gemeinden, die noch stark von der nahen Stadt beeinflusst werden. Als Kriterium wurde angenommen, daß mindestens 20 % der dort wohnhaften Berufstätigen ihren Arbeitsplatz in der Kernstadt haben.

In der Literatur werden solche Stadtregionen gelegentlich auch als Agglomeration bezeichnet. So R. STEWIG (FN 100), der in einer Agglomeration ein geschlossenes, dicht verbautes Siedlungsgebiet sieht, das sich aus etlichen Stadt- und Dorfgemeinden zusammensetzt, unbeschadet seiner Verwaltungsgrenzen, seiner historischen Siedlungskerne und seiner geographischen Namen, wenn man es als Siedlungseinheit ansieht und benennen will.

Dieser Argumentation und ihrer begrifflichen Konsequenz kann ich mich nicht ganz anschließen, weil ich zwischen der Agglomeration und der Stadtregion doch einen Unterschied sehe: Die Stadtregion ist ein Raum, bestehend aus einer Kernstadt mit einem überproportional hohen Einwohneranteil an der gesamten Region und um dieses Zentrum herum gruppierte autonome Gemeinden oder kleine Städte, die in einer sehr engen Wechselwirkung - etwa gemäß der Definition für Stadtregionen der Volkszählungsstudie 1981 folgend - untereinander, aber vor allem mit der Kernstadt, stehen. D.h., es ist zu einem natürlichen Zusammenwachsen bereits bestehender und funktionierender Zentren gekommen. Genau diese Tatsache scheint mir aber das Entscheidende zu sein. Jede Gemeinde, jeder kleine Ort, hatte schon vor dem Zusammenwachsen seine städtischen oder dörflichen Strukturen ausgebildet und

sie trotz der erfolgten Verschmelzung weiter behalten; oft wurden sie dadurch erst wieder gestärkt, weil sie den Ausdruck der eigenen Identität, der Verbundenheit mit dem Wohnumfeld und dem Quartier (siehe oben) dokumentieren.

Im Gegensatz dazu ist die Agglomeration, wörtlich die Anhäufung, Ergebnis einer mehr oder weniger wild wuchernden Ausdehnung einer Großstadt, so daß durch die radiale Vergrößerung schrittweise urbane Elemente verlorengehen, ohne daß sich aber umgekehrt dörfliche Merkmale abzeichnen oder herauskristallisieren.

Das Zusammenwachsen solcher Agglomerationen nennt man Konurbation. Im Hinblick auf das eben Dargelegte ist der Feststellung Lewis MUMFORDS durchaus zu folgen, nach der "die Konurbation ein Nichts" (FN 101) ist.

5.6 New Town

Dieser nicht wünschenswerten Ausbildung von Agglomerationsräumen setzen die Briten das New-Town-Konzept entgegen (FN 102). Unter einer New Town versteht man eine planmäßig geschaffene Satelliten-, Trabanten- oder Entlastungsstadt, die nicht nur dem Wohnen dient - also keine reine Schlafstadt ist -, sondern auch zahlreiche Arbeitsplätze des sekundären (und tertiären) Sektors aufweist.

Die New Town setzt sich aus mehreren Strukturelementen zusammen (FN 103):

- dem Industriegebiet an der Verkehrsleitlinie (Bahn und Straße) zur Kernstadt,
- dem (Haupt-)Shopping Center (zur täglichen und mittelfristigen Bedarfsdeckung) am Bahnhof der Bahnlinie (mit ihren Vorortezügen) zur Kernstadt
- den Wohngebieten
- den kleinen Geschäftsgruppen innerhalb der Wohngebiete (zur täglichen Bedarfsdeckung).

Bei aller Faszination, der unkontrollierten Ausdehnung einer großen Stadt in Gestalt einer ungeplanten Suburbanisierung und damit der Zersiedlung der Landschaft vorzubeugen, muß doch auf die Künstlichkeit dieses Projektes hingewiesen werden. Der ausgetüfteltste Reißbrettplan bedarf erst der "Vermenschlichung" durch die Benutzer, d.h. die Bewohner.

5.7 Solitärstädte

Als Appendix, weil in keine Systematik passend, sei abschließend auf die Solitärstädte hingewiesen.

Darunter werden Großstädte verstanden, die die einzigen ihres Landes sind. Das kommt gar nicht so selten vor. Wien, Budapest, Brüssel, Helsinki, Luanda, Lagos und Addis Abeba sind solche Beispiele (FN 104).

Die soziologischen Konsequenzen einer derartigen Situation sind nicht unerheblich. Bedeutet dies doch nichts anderes, als daß alle urbanen Elemente - Urbanität schlechthin, wie im nächsten Kapitel dargelegt - in einem Punkt, in einer Stadt des Landes konzentriert sind.

6. Elemente der Urbanität

Es existieren wenige Begriffe, die so oft verwendet werden, deren inhaltliche Bedeutung aber dennoch so diffus bleibt, wie jener der Urbanität.

Da er mit der Großstadt zusammenhängt, ist er noch relativ jung. Etwa seit 1800 findet er allgemeine Verwendung (FN 105). Natürlich in der ursprünglichen Wortbedeutung, nämlich städtisch, aber darüber hinaus steht urban auch als Synonym für gebildet und weltmännisch.

Gerade dieser übertragene Sinn schafft die Verwirrung, Unklarheit aber auch die Freude, diesen Begriff ziemlich wahllos anzuwenden.

Zunächst: Stadt ist Konzentration, ist Vielschichtigkeit und Komplexität. Die Stadt fordert, sie ist Herausforderung; nicht nur das: sie ist Konfrontation. Man reibt sich an ihr. In dem Moment, wo sie einen zu ersticken droht, gibt sie Luft zum Atmen. Mit den Worten Hölderlins: "Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch."

Die Stadt ist bewußtseinsformend, vorantreibend (FN 106). Sie ist ein System und bewegt sich daher. Rasten heißt abseits stehen. Verschnaufpausen werden nicht toleriert. Überhaupt, die ach so tolerante Stadt akzeptiert nur Toleranz in der Bewegung, getreu dem Motto: Wo gehobelt wird, da fliegen Späne. Muße, Innehalten wird als Nichtmithaltenkönnen verstanden. Die Stadt ist unbarmherzig.

Die Stadt ist ein Spannungsfeld mit einem immensen Beziehungsgeflecht. Wie HASS und EIBL-EIBESFELDT nachgewiesen haben (FN 107), ist sie für den Menschen ein einziger "Stressor".

Die Stadt ist erst Stadt durch die in ihr lebenden Menschen. Individuen bilden ein soziales Gebilde. MUMFORD spricht von der "gemeinschaftsbildenden Kraft der Stadt" (FN 108). Sie ist Biotop und Psychotop. 1975 hat Friedrich HEER in Wien über Urbanität gesagt: "Urbanität kann sich nur bilden in relativ kleinen, überschaubaren, begehbaren Räumen: in Straßen, Plätzen und kleinen Räumen, in überschaubaren menschlichen Beziehungen, in kleinen Kreisen... Urbanität ist nicht eine Sache von Super-Städten, von Übermenschen, von Weltraumprojekten... Urbanität ist eine ebenso diffizile, wie schlichte Sache..." (FN 109).

Urbanität, das ist das gelungene Oszillieren zwischen Privatheit und Öffentlichkeit. Wolf-Dieter MARSCH hat dies in einem Rundfunkvortrag zum Thema "Die Stadt als Ort der Utopie" so formuliert (FN 110): "Städtertum, Urbanität - d.h.: ein gelungenes Miteinander von privater, subjektiv bestimmter Lebensgestaltung einerseits, und öffentlicher, sozial geformter Lebensteilnahme andererseits; es heißt: eine selbstbewußte Freiheit einerseits und ein selbstverständliches Mitmachen-Können im zivilisatorischen Betrieb andererseits; individuelle Unabhängigkeit und zugleich Anpassung, Individuation und Partizipation. Dieses Miteinander kennzeichnet den Städter, dies 'kann' er."

Der Mensch, der einzelne, muß die Stadt annehmen. Nach Friedrich HEER bedeutet ja auch Urbanität, griechisch verstanden: "Der Mensch wird zum Menschen, indem er sein Leben in voller Öffentlichkeit auf der Straße, auf den Plätzen der Stadt, in den allen Bürgern zugänglichen öffentlichen Gebäuden, in den Bädern und Gymnasien der alten Welt, in den Wandelhallen und städtischen Hainen, zubringt" (FN 111).

Solche Konfrontation, solches Hineingehen, solche Auseinandersetzung, solcher Diskurs fördert die Freiheit, die persönliche. Urbanität hat etwas mit Freiheit, mit Freiheiten zu tun (FN 112). Die Stadt läßt nicht unberührt. Sie verlangt Stellungnahme. Indifferenz wird nicht geduldet. Der Stadtmensch muß, will er nicht an ihr scheitern, sich weiterentwickeln, sich bilden, ausbilden. Für Wolf Jobst SIEDLER (FN 113) ist die "Verfeinerung durch die Stadt" die Urbanisierung. Sie setzt geschmackliche Sensibilität, intellektuelles Raffinement und emotionale Differenziertheit voraus.

Friedrich HEER verweist auf die Erinnerungen des jungen Manes SPERBER über seinen Freund Alfred ADLER, daß dieser sich, im Spiel auf der Straße, mit den Gassenbuben in Wien die Grunderfahrungen seiner Psychologie erworben hat: die Erfahrung, daß der Mensch zuerst und zuletzt dies braucht: eine Gesellschaft, die ihn aufnimmt, in der er mitstreiten, mitlachen, mittun kann, in der er seine Minderwertigkeitsgefühle überwinden, seine Überheblichkeit abbauen kann. Und HEER folgert, daß ohne dieses Leben auf der Straße, ohne die Kommunikation, die tägliche, auf der Straße, Urbanität nicht zu gewinnen ist (FN 114).

Die Stadt ist der größte und engste Konfliktraum (FN 115). Städtischer Friede, der Friede der Urbanität, ist ja kein fauler Friede, sondern ist ein Leben in Konflikten. Eine Stadt kann nur urbaner werden, mitmenschlicher, menschenfreundlicher, vielstimmiger, innerlich vielfarbiger, offener, gastlicher, wenn diese Faktoren sich gegenseitig erziehen, einfordern, auch in schwieriger Konfrontation. Dieses Hochziehen an den Anforderungen kann auch scheitern: Spracharmut, ein dürftiger Sprachschatz, mangelnde innere Mehrsprachigkeit sind das sichtbarste Zeichen von Nicht-Urbanität (FN 116). Eine Beobachtung, die wir gerade heute zu unserem Leidwesen sehr häufig machen müssen.

Dieser innere Verlust der Mehrsprachigkeit, die ein langes Sicheinfühlen in fremde Leute voraussetzt, ein Verstehenkönnen, auch wenn die Sprache des fremden Gastes selbst fremd bleibt, ist die Mitursache für die Ungastlichkeit vieler Städte, die bedeutende Einwohnermassen besitzen und verwalten. Wiederum ein sichtbares Zeichen für Nicht-Urbanität (FN 117).

Zu den wesentlichsten Funktionen der Stadt zählt das Sammeln, Austauschen und schöpferische Vermehren von Kultur (FN 118). HERDER nannte die Städte auch das "stehende Heerlager der Kultur" (FN 119). Der Städter muß Kultur geben, annehmen und weiterreichen.

Ein in sich verharrender Mensch ist kein urbaner Mensch. Der urbane Mensch lebt immer und ist geprägt von der Stadt, aber er kennt keine Grenzen. In den Grenzen der Stadt erfährt er die Grenzenlosigkeit des Geistes.

Es bedarf der gewaltigen Implosion im Stadttinneren, um diese Erkenntnis zu gewinnen.

Urbanität also als ein Prozeß ständiger Selbsterziehung, Selbstaufklärung: als Bildung der eigenen Person zu einem Weltbürger (FN 120), zu einem Zeit-Genossen aller Menschen aller Zeiten, denen es um Menschenrechte, Menschenwürde, um Freiheit in allen gesellschaftlichen Bezügen und Dimensionen geht.

Urbanität ist eine Haltung, ein Lebensprinzip, im Sinne eines bewußt großstädtischen Verhaltens, das zugleich weltbürgerlich und individualistisch, zugleich universal orientiert und selbstverantwortlich frei ist.

Nicht jede Stadt ist automatisch eine urbane Stadt. Eine Stadt wird durch den urbanen Menschen zur Stadt. (FN 121). Jedenfalls besitzt die urbane Stadt die Fähigkeit zur Wiedergeburt, ja sie lebt in der ständigen Wiedergeburt. Diese Fähigkeit der Wiedergeburt ist eng verbunden mit der Befähigung zu hoher Osmose: die urbane Stadt saugt als Weltstadt, als ein lebendiger, offener Organismus, Elemente in sich auf, die aus anderen Weltstädten stammen (FN 122).

Urbanes Verhalten ist aber nicht, obwohl dort vor allem und auch prägend und festigend, an die Groß-, an die Weltstadt gebunden. Von Louis WIRTH stammt der Ausspruch "urbanism as a way of life" (FN 123), und signalisiert die "Überörtlichkeit" der Urbanität.

Nochmals: Urbanität ist nicht erlernbar; sie wird erlebt und man eignet sie sich an. Man muß aber auch ständig

um sie kämpfen. Sie verlangt den ganzen Stadtmenschen. Sein Bekenntnis zur Stadt und dem Leben in ihr mit den anderen Stadtbewohnern. Weil Bekenntnis, gestattet sie keine Kompromisse.

7. Das Ist und das Soll der Stadt

Die bisher behandelten Elemente einer Stadtphilosophie gehören vorwiegend zum Bereich des immateriell Immateriellen. Der folgende Abschnitt wendet sich dem immateriell Materiellen zu.

Aufgabe der Philosophie, in concreto der Stadtphilosophie, sollte es bekanntlich sein, über das rein Empirische hinaus, Antworten auf anstehende oder aufgeworfene Fragen, jedoch ohne die dogmatischen Glaubensklauseln des Religiösen, zu geben. Dabei muß die Philosophie vom Grundsatz eines holistischen Weltbildes ausgehen.

Das Dilemma der modernen Wissenschaften, für das sie zunächst noch nicht schuldig sind, ist ihre Fachdisziplinierung und damit, was in diesem Zusammenhang wesentlich ist, die Reflexion eines Problems aus der zentristischen Sichtweise der betreffenden Fachrichtung. Die dabei auftretenden Schwächen sind so evident, daß es selbstverständlich Bemühungen nach Interdisziplinarität gibt. Das ist zwar schon ein Fortschritt, aber simple Interdisziplinarität faßt das Problem nicht an den Wurzeln und kann damit nicht beseitigt werden.

Beistand in dieser Zwickmühle leistet die Philosophie. Jene Philosophie, die im Niemandsland zwischen den Wis-

senschaften und der Religion angesiedelt ist. Sie, die imstande ist, neben der Kategorie der Erfahrbarkeit auch jene der Erkennbarkeit zu stellen, ohne jedoch vorzugeben, endgültige Antworten parat zu haben.

Den spekulativen Beitrag bei der Analyse der Stadt, der in ihr lebenden Menschen und der Rahmenbedingungen für ihre zukünftige Gestaltung liefert die Stadtphilosophie. Ihre Konzentration und besondere Aufmerksamkeit gilt dem Immatriellen.

Auch hinsichtlich der in den vergangenen Abschnitten behandelten stadtphilosophischen Elemente, die - wie erwähnt - vorwiegend dem Immatriellen zuzuordnen sind, kann nicht ausgeschlossen werden, daß seitens verschiedener Wissenschaftsdisziplinen Bestrebungen im Gange waren und sind, Gemeinsamkeiten und Normierungen für diese Immatriellen zu finden. Daß dabei etwas auf der Strecke bleibt, wurde schon hinlänglich dargelegt.

7.1 Das Ist der Stadt

Die Stadt hat zwei Generalfunktionen für ihre Bewohner (FN 124). Sie ist Ort der Sicherheit, der Produktion, der Befriedigung vieler Grundbedürfnisse, die lebenswichtig sind, andererseits ist sie der Nährboden, der einzigartige Ort menschlicher Bewußtseinsentwicklung - sowohl im Einzelnen als auch auf der Gruppenebene, als Wir-Bewußtsein.

Städte wirken also, mit Richard NEUTRA zu sprechen, als Psychotope. Sie stellen ein Stück der Selbstvergewisse-

rung für den dar, der dieser Stadt mit verdankt, was er ist. Deshalb wird die Stadt, wenn sie in Ordnung ist, zum Lieblingsobjekt ihrer Bürger, Ausdruck einer umfassenden, Generationen umspannenden Gestaltungs- und Lebenskraft; sie besitzt eine Jugend, unzerstörbarer als die der Geschlechter, ein Alter, das länger dauert als das der Einzelnen, die in ihr aufwachsen. Die Stadt wird, wenn sie in Ordnung ist, zur tröstlichen Umhüllung in Stunden der Verzweiflung und zur strahlenden Szenerie in festlichen Tagen. Oder wir übertragen unsere Enttäuschungen auf dieses Gebilde, als seien sie von ihr, der Stadt verschuldet; kehren ihr den Rücken zu, entfremden uns ihr.

Ähnlich wie bei den Gegenständen unserer nächsten Umgebung neigen wir dazu, unsere Stadt zu personifizieren, mit ihr in einen Dialog einzutreten.

Die Stadt ist ihrem Wesen nach zwiespältig. Aufstieg und Fall liegen dicht nebeneinander. Genauso wie der Kontrast zwischen der Erhabenheit einerseits und der Alltäglichkeit andererseits (FN 125), der uns in und mit der Stadt ständig begegnet.

Im Gegensatz zum Dorf bietet die Stadt mehr Aktivitäten - im Sinne von Tätigkeiten. LE CORBUSIER (FN 126) unterscheidet vier solcher Grundaktivitäten:

- Wohnen
- Arbeiten
- Kultivierung von Geist und Körper
- Fortbewegung

Davon wird das Leben in der modernen Stadt bestimmt. Die Realisierung all dieser Aktivitäten ist aber Voraussetzung, um behaupten zu können, man lebe in der Stadt. Ansonsten müßte man einschränkenderweise von einem Wohnen oder Arbeiten in der Stadt sprechen. Der Stadt wird man jedenfalls nur in ihrer Vielfalt und gleichzeitiger Totalität gerecht, wenn man in ihr und mit ihr, d.h. auch mit ihren Einwohnern, lebt.

Die Stadt hatte jahrhundertlang die Möglichkeit, organisch zu wachsen. Das Industriezeitalter veränderte dies schlagartig. Die stürmische technische Entwicklung gab auch der Stadt ein vollkommen neues Gesicht. Ihr, die nicht zuletzt entscheidenden Anteil an dieser neuen Ära in der Menschheitsgeschichte hatte.

Im wesentlichen sind es drei urbane Neuerungen, die das Antlitz der Stadt neu prägten (FN 127); nicht unbedingt zu ihrem Vorteil:

- das Element der Massenhaftigkeit
- der unaufhörliche Druck technischer Erfindungen
- die eminente öffentliche Aufgabenlast.

Die Folgen für die Stadt des 20. Jahrhunderts sind, daß sie vielen Menschen zu hektisch, zu laut, zu schmutzig, zu kalt, zu hart, zu lieblos, zu ungesellig, zu grau, zu unmaßstäblich und damit zu unmenschlich geworden ist. Alle diese Eigenschaften sind zwar immer mehr oder weniger ein Element des städtischen Lebens gewesen, doch was seit einiger Zeit neu daran ist, sind die Übertreibungen und die Tatsache, daß sie sich immer mehr ausbreiten. Die Übertreibungen kommen zustande, weil niemand in

der Lage zu sein scheint, den Zuzug immer weiterer Menschen in die Städte zu verhindern - auch wenn es sich um die urbane Peripherie handelt. Oder sie beruhen auf der fatalen Neigung, alles, was technisch möglich ist, auch zu versuchen und einzuführen - unabhängig vom wirklichen Nutzen. Und die Stadtbürokratie, geschaffen, um die neuen Aufgaben für die Bewohner möglichst gut zu erledigen, verselbständigt sich und arbeitet gegen die Bewohner. Eben diese historische Transformation der Ausnahme, die zur Regel wird, des vorübergehenden Schreckens, der zum dauernden wird, belastet die Stadtmenschen. Sie betrifft alle großen Städte mehr oder weniger gleich stark und gleichzeitig, so daß es nicht möglich ist, sich ihnen durch Flucht in die Nachbarstadt zu entziehen.

Konkret auf die oben angeführten drei prägnantesten Neuerungen in der jüngsten Stadtgeschichte eingehend, muß festgehalten werden, daß lediglich die dritte - die eminente öffentliche Aufgabenlast - echte Chance auf Linderung hat. Die beiden vorgenannten sind entwicklungs- und systemimmanent und können letztlich nur oberflächlich mit geringfügiger, unterschiedlicher Tiefenwirkung "behandelt" werden.

Auch in der Masse ist Qualität möglich, vor allem dann, wenn man bereit ist, die Individualität nicht nur zu erkennen, sondern sie auch zu fördern, zum allgemeinen Besseren.

Der unaufhörliche Druck technischer Erfindungen wird uns nicht genommen werden. Er kann höchstens kanalisiert und dadurch gemildert werden. Voraussetzung ist gerade

hier der gebildete (und ausgebildete) kritische Stadtbürger.

Gegenwärtig ist der Zustand der Stadt alles andere als zufriedenstellend. Die Stadt hat ihre Rolle als Dynamo für Entwicklungen, weil selbst Anreger, gänzlich verloren. Geblieben ist eine physische, verschwunden eine psychische Existenz. Die meisten Städte haben ihre Seele, ihre Idee, ihre Begründung ausgehaucht. Sie bieten nur mehr Platz, aber nicht Inspiration.

7.2 Das Soll der Stadt

Die Stadt soll, ja muß, wieder Lebensraum werden. Lebensraum in umfassendstem Sinne. Dies indiziert u.a. aber das Bemühen um eine Stadt, in der man nicht nur gezwungenermaßen arbeitet und wohnt, sondern auch gerne seine Freizeit verbringt; möglichst im Wohnumfeld, weil das Wohnen in der Stadt gleichfalls Genuß und nicht Belastung sein soll.

An dieser Stelle ist eine Diskussion über die richtige Stadtgröße unvermeidlich, wobei sich Größe durch die einschlägige Literatur seit mehreren tausend Jahren hindurch immer auf die Zahl der Einwohner bezieht. PLATO und ARISTOTELES beschäftigten sich schon mit diesem Problem. Die Griechen gehören in der Tat zu den Ausnahmen in der Geschichte, weil sie bei Erreichen einer bestimmten Einwohnerzahl die Stadt sozusagen "dicht" machten und an anderer Stelle eine neue gründeten. Dies war in der Antike oder in den ersten Jahrhun-

derten der Kolonisierung Nordamerikas, wo dies auch üblich war, aufgrund der flächenmäßigen Ressourcen möglich.

Heute ist diese Variante obsolet. Trotzdem ist es die Diskussion darüber nicht. Im Gegenteil, sie wird immer dringlicher. Lösungsansätze können aber fraglos nur in Richtung der festzulegenden adäquaten Größe für ein autonomes Stadtgebiet gehen. Autonomes Stadtgebiet, das ist ein Grätzel oder Wohnviertel, ein Bezirk oder Stadtteil, innerhalb dessen die Bewohner bei bestimmten, genau zu beschreibenden Fragen volles Selbstbestimmungsrecht haben. Es gilt also den geographischen und/oder zahlenmäßigen, sowie den inhaltlichen Umfang dieses Selbstverwaltungskörpers festzustellen und gesetzlich zu verankern, wobei innerhalb einer Großstadt mit mehreren Millionen Einwohnern, ja selbst schon von der Größe Wiens oder sogar kleiner, eine Staffelung von Zuständigkeiten zwischen der kleinsten, z.B. dem Grätzel, und der größten Einheit, der Stadt in ihren politischen Grenzen, beispielsweise in Form von Bezirken oder ganzen Stadtteilen, notwendig und sinnvoll ist. Darüber hinaus ist - wie die Entwicklungen der letzten Jahrzehnte zeigen - die Stadt in ihren politischen Grenzen realiter auch nicht länger die größte Einheit, sondern es ist die Stadtregion. Um ein effektives Zusammenwirken aller kommunalen Kräfte zu gewährleisten, zu denen, was bei dieser oft verwendeten Formulierung immer gerne vergessen oder verdrängt wird, der einzelne Stadtbewohner ebenso dazugehört, muß in Hinkunft also nicht nur stärker dezentralisiert, sondern dort, wo es angebracht ist, Kompetenz auf eine höhere, ebenfalls erst neu zu schaffende, Ebene abgegeben werden. Vielleicht findet

man aber auch das Auslangen in einer permanenten Kooperation zwischen den Verantwortlichen der verschiedenen Gebiete, die aber organisch mittlerweile eine Region, ein Gebilde darstellen. So ein Beispiel für die Notwendigkeit einer Zusammenarbeit über die politischen Stadtgrenzen ist der Verkehrsverbund-Ost zwischen den Bundesländern Wien, Niederösterreich und Burgenland, wo der Tatsache Rechnung getragen wurde, daß das verkehrsmäßige Einzugsgebiet der Bundeshauptstadt die politischen Grenzen gesprengt hat. Ähnliche Problematiken sind beim Umweltschutz, aber auch in der Krankenhausversorgung entstanden. Das Wiener Beispiel kann getrost als repräsentativ angesehen werden. In Vielem sind die Dinge hier sogar unkomplizierter, weil es ein eindeutiges Zentrum gibt. Schwieriger gestalten sich die Lösungen von Problemen, wie die eben angeführten, in Gebieten, wo gleichberechtigte und gleich starke Regionen aufeinandertreffen. Das Ruhrgebiet oder die aneinandergrenzenden Stadtregionen Hannover und Hamburg, oder Regensburg und Nürnberg sind solche Beispiele.

7.2.1 Das KOHR'sche Größenmodell

Aus der Vielzahl der Debattenbeiträge über die "richtige" Stadtgröße möchte ich jene von Leopold KOHR, dem "small is beautiful"-Verfechter herausgreifen, weil es mir besonders originell erscheint und auch eine Differenzierung nach gewissen Kriterien vornimmt (FN 128).

KOHR geht von der These aus, daß nur Gemeinschaften einer bestimmten Größe Auswahlmöglichkeiten bieten (FN

128) und daß eine Gesellschaftsgröße durch ihren Zweck bestimmt wird. (Übrigens umfaßt bei KOHR die Größe einer Gemeinschaft vier Elemente: Zahl, Dichte, Integration und Geschwindigkeit der Bevölkerung.) Er unterscheidet vier Gemeinschaftsformen: die soziale, wirtschaftliche, politische und kulturelle Gemeinschaft.

7.2.1.1 Die gesellige Gemeinschaft

Die erste und wahrhaft grundlegende Funktion der Gesellschaft scheint rein gesellig zu sein. Theoretisch könnte der gesellige Zweck durch eine Gesellschaft von nicht mehr als drei oder vier Menschen erreicht werden. Immer die selben drei oder vier Gesichter zu sehen, würde jedoch bald unerträglich werden. Um die Aufgabe der Geselligkeit restlos zu erfüllen, d.h. also, um sowohl die Mannigfaltigkeit der Kontakte als auch die Beständigkeit der Verbindungen zu gewährleisten, bedarf es daher vielleicht einer Mitgliederzahl von 80 - 100 Menschen. Durch eine größere Gruppe würde zwar die Mannigfaltigkeit gesteigert, aber die Beständigkeit gefährdet. Durch eine kleinere Gruppe würde der Zusammenhalt gefestigt, aber die Mannigfaltigkeit verringert.

7.2.1.2 Die Wirtschaftsgesellschaft

Die gesellige Gemeinschaft muß sich erst finanzieren, d.h. sie muß erwirtschaftet werden. Dazu bedarf

es der Spezialisierung, die allerdings eine zahlreichere Gemeinschaft bedingt als Geselligkeit. Wenn ein Schuhmacher einen Tag braucht, um ein Paar Schuhe anzufertigen und wenn ein Paar Schuhe in einem Jahr verschlissen ist, wäre eine hundertköpfige Gesellschaft offensichtlich zu klein, um einen eigenen Schuhmacher zu unterhalten. Er würde an 200 von 365 Tagen nichts zu tun haben und hungern. Wenn also die Schuhmacherei als typische Tätigkeit angenommen werden kann, müßte eine Gemeinschaft, die ihre wirtschaftliche Funktion zu erfüllen beginnt, mindestens 300 Erwachsene umfassen. Zählt man noch die Kinder und Alten hinzu und zieht in Betracht, daß man nicht alle Güter im Verhältnis von einer Einheit im Tag herstellen kann, setzt die wirtschaftlich optimale soziale Größe in Wirklichkeit einen Mitgliederkreis von vielleicht tausend Erwerbstätigen oder eine Gesamtzahl von vier- bis fünftausend Einwohner voraus. Eine optimale Wirtschaftsgesellschaft ernährt also etwa zehn bis fünfzehn optimale gesellige Gemeinschaften.

7.2.1.3 Die politische Gesellschaft

Die Spezialisierung entspricht zwar den Bedürfnissen des geselligen als auch des wirtschaftlichen Optimums einer Gemeinschaft, aber sie läßt andererseits Schwierigkeiten aufkommen, die es vorher nicht gab. Sobald nämlich der Mensch seinen Lebensunterhalt durch Warentausch erwirbt, entstehen auch Streitigkeiten über den Wert dieser Waren. Und wenn erst einmal Streit entsteht, kann es unter

den Menschen einer Gemeinschaft zu Tötlichkeiten kommen. Die dafür notwendige Exekutive, legistische, judizielle aber auch administrative Gewalt muß erst geschaffen werden. Keine kann von den Individuen zusätzlich bewältigt werden. So entwickelt sich aus der wirtschaftlichen Funktion wiederum eine neue, die nur die Gesellschaft als Ganzes zu erfüllen vermag, die politische Funktion. - Die Konsequenz ist im übrigen die Umwandlung einer staatenlosen Gesellschaft in einen Staat. Die politisch optimale Größe umfaßt vielleicht rund 1.500 Erwerbstätige oder eine Gesamtbevölkerung von sieben bis zwölftausend Menschen. Das entspricht der Einwohnerzahl blühender Staatsgebilde wie Andorra, Monaco, San Marino und Liechtenstein. (Interessanterweise haben die meisten Schilderer utopischer Gesellschaften für ihre vollkommenen Staaten ähnliche Bevölkerungszahlen vorgesehen, je nach dem, ob sie lediglich gesellig-wirtschaftliche oder auch politische Funktionen im Sinne hatten. PLATO hielt eine Bevölkerung von 5040 Menschen für die beste. In den Städten von Thomas MORUS' UTOPIA lebten 6000 Familien. Charles FOURRIERS Phalansterien umfaßten 400 bis 600 Familien oder 1500 bis 1600 Menschen. Robert OWENS Parallelogramme hatten 500 bis 2000 Mitglieder und Horace GREELEYS Genossenschaften "einige hundert bis ein paar tausend".). Bei dieser Größe müssen bereits einige hundert für die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung, aber auch für die administrative Abwicklung abgestellt werden.

7.2.1.4 Die Kulturgesellschaft

Wenn der Mensch aber ein wirklich erfülltes Leben führen will, bedarf er auch der Kultur. Nun ist zwar Kultur kein Produkt der Gesellschaft, sondern wird von einzelnen Dichtern, Musikern, Malern und Gelehrten geschaffen, aber nur die Gesellschaft bietet jene Umwelt, in der diese Menschen ihre Gaben entfalten können. Die optimale Kulturgemeinschaft erfordert einen Kreis von vielleicht 50.000 bis 200.000 Menschen. Eine solche Gesellschaft ist nämlich statistisch groß genug, um die größte Auswahl an künstlerischen und wissenschaftlichen Begabungen zu bieten und gleichzeitig auch die notwendige Zahl gewöhnlicher Bürger, die an der Fülle des kulturell Gebotenen ausreichend interessiert sind, um diese Menschen materiell zu unterhalten.

Leopold KOHR ist sich durchaus im klaren, daß gerade der Begriff des politischen Optimums elastisch genug ist, eine Ausdehnung bis zur Deckung mit der kulturellen, optimalen Größe zuzulassen, ohne die optimale Wirkungsweise der politischen Gesellschaft dadurch zu beeinträchtigen (FN 130). Für ihn scheint die absolut äußerste Grenze, bis zu der eine Gesellschaft über die Mitgliederzahl von 200.000 oder 300.000 hinaus erweitert werden kann, ohne daß die optimale Erfüllung ihrer Funktionen beeinträchtigt wird, bei Bevölkerungsgrenzen von 12 bis 15 Millionen zu liegen (FN 131).

Die KOHR'schen Überlegungen beziehen sich auf ein optimal funktionierendes Staatsgebilde, sind aber durchaus schlüssig auch auf Groß- bzw. Millionenstädte umlegbar im Sinne einer faktischen und formalen Untergliederung von Städten, die gleichermaßen Individualität wie Komplexität des Menschen zu berücksichtigen gedenken.

7.2.2 Die polyzentrische Stadtstruktur

Folgt man nun den Gedanken KOHRS unter Zugrundelegung der realen Gegebenheiten und Vorfindungen, so ist mit Fritz DABBERT gesprochen (FN 132), in Großstädten der Übergang von der monozentrischen zur polyzentrischen Stadtstruktur wünschenswert.

Es wäre blind, würde man etwa in Großstädten die Existenz von Subzentren leugnen. Wien z.B. besteht nicht nur aus 23 Bezirken, sondern aus Dutzenden von Grätzeln und Vierteln, die allesamt historisch gewachsen sind. Allen diesen Grätzeln ist ein optischer Mittelpunkt, meist eine Kirche, als Zentrum gemeinsam. Diese Viertel sind aber nicht nur historisch gewachsen, in der Folge sind sie auch organisch miteinander verschmolzen und somit vielfach ihrer Identität verlustig gegangen; insbesondere gilt dies für die innerhalb des Gürtels oder bis zur Vorortelinie gelegenen Grätzeln. Am Stadtrand oder in den Bezirken jenseits der Donau (Floridsdorf und Donaustadt), aber auch im riesigen Liesing (23. Bezirk) sind die alten dörflichen Strukturen, denn um solche handelt es sich hier, unverfälschter erhalten geblieben. So liegen z.B. Stammersdorf oder

Strebersdorf im 21. Bezirk durch Äcker und Felder ziemlich exakt von anderen Bezirksteilen getrennt.

Je stärker die Identität des Grätzels erhalten geblieben ist, desto deutlicher drückt sich das auch im sozialen Verhalten des Bewohners aus. Die Sozialkontakte sind ungleich intensiver, als in den gestalt- und konturenlosen Wohngegenden der übrigen Stadt. Auch die Freizeit wird eher in diesem Wohnumfeld verbracht, nicht zuletzt wegen der in diesen Grätzeln stark repräsentierten Einfamilienhausstruktur (FN 133). Einfamilienhäuser, welche früher meist Gehöfte waren.

Die berufliche Spezialisierung und Entmischung der städtischen Lebensbereiche konnte jedoch auch hier nicht verhindern, daß ein berufsbedingtes extremes Auspendeln der Bewohner stattfindet.

Die Forderung nach der polyzentrischen Stadtstruktur versucht dem zu begegnen. Es ist die Übertragung des HOWARD'schen Verlangens nach der "organisch gebauten Stadt" (FN 134) auf das Viertel.

Sie beruht auf der Auffassung (FN 135), daß sich Menschen am wohlsten fühlen, wenn sie ihre Ziele in der Stadt zu Fuß erreichen können. Als Ziel fungiert neben dem Kultur- und Freizeitsektor auch die Arbeitsstätte. Anzustreben ist daher eine weitestgehende Vermischung bisher entflochtener Lebensbereiche. Die Komplexität unserer Arbeitswelt, des internationalen Wirtschaftslebens überhaupt, verhindert ohnedies a priori ein hundertprozentiges Erreichen

dieses Ansinnens. Trotzdem, oder gerade deswegen - ansonsten käme es zu einem weiteren Auseinanderdriften der Lebensbereiche - hat die Forderung nach Schaffung polyzentrischer Stadtstrukturen absoluten Vorrang.

Begünstigt wird die Verwirklichung durch die technologische Entwicklung und ihren ökonomischen Konsequenzen. Der Wechsel von der Industrie- zur Informationsgesellschaft forciert den Dienstleistungsbe- reich, der sich seinerseits durch die immer stärkere Individualisierung der Bedürfnisse in einer klein- und mittelbetrieblichen Struktur auszeichnet, die z.T. wiederum standortunabhängig oder umgekehrt, auch in kleinen regionalen Einheiten betriebswirt- schaftlich vertretbar ist (FN 136). Zu dem kommt, daß diese neuen Techniken meist emissionsfrei, geruchlos und lärmarm arbeiten, und damit der zu- nehmenden ökologischen Sensibilisierung der Menschen Rechnung tragen (FN 137). Derartige Unternehmen können also mit der Akzeptanz einer benachbarten Wohnbevölkerung rechnen, zumal sich rein optisch zwischen Wohnhäusern und Betriebsstätten kaum noch Unterschiede finden. Auf die klassische Fabrik wird man in Zukunft immer seltener stoßen. Mehr Menschen könnten damit im fußläufigen Umfeld ihrer Wohnung arbeiten. (Die eben beschriebenen Tendenzen werden ihre Auswirkungen nicht nur auf das innerstädtische oder innerstadtregionale Leben haben, sondern auch das Pendlertum zur Freude aller reduzieren.)

Eine polyzentrische Stadtstruktur mit vielen kleinen Zentren, die auf dem Fußgängerverkehr beruht, würde

- so nebenbei - auch die Lösung eines großen Teils der städtischen Verkehrsprobleme bedeuten (FN 138) und damit einen Beitrag zu verbesserten Umweltbedingungen leisten. Die gefürchteten rush hours wären weniger schlimm und überhaupt müßten die Verkehrseinrichtungen nicht mit Blick auf derart extreme Belastungsspitzen konzipiert werden, womit wir uns sicherlich auch von dieser Warte die eine oder andere Schnellstraße oder Stadtautobahn quer durch die Stadt ersparen könnten.

Die kleinen Zentren, Grätzler, müssen hinsichtlich der wohnlichen, sozialen, kulturellen freizeit- und arbeitsmäßigen Bedingungen jene Ausgewogenheit (FN 139) widerspiegeln, wie es für das Erscheinungsbild einer Großstadt, einer Metropole, einer Weltstadt charakteristisch ist. Damit entsteht jener Aufforderungscharakter (FN 140), der den Stadtbewohner sein eigenes Grätzler wieder bewußt erlebbar macht. Er fühlt sich von der Überschaubarkeit, die eine Tugend ist, angezogen. Das Erlebnis der Einheit hat für das Zurechtfinden, aber auch für die Identifikation ganz reale Vorteile (FN 141).

Die In-die-Tat-Setzung der polyzentrischen Stadtstrukturidee erfordert bei der Belegung an sich bereits vorhandener Grätzler teilweise andere Maßnahmen als bei der Schaffung neuer Viertel durch Stadterweiterung. In beiden Fällen gilt die Feststellung des Münchner Stadtbaurates Uli ZECH: "Bis ein solches Zentrum wirklich funktioniert, dauert es 15 bis 20 Jahre" (FN 142). Bei schon vorhandenen wahrscheinlich etwas weniger.

Das dabei wohl schwierigste Unterfangen, weil wohl auch von nicht beeinflussbaren Außenfaktoren abhängig, ist das Ansiedeln von Unternehmen in bis dato traditionellen Wohngebieten. Steuerliche Maßnahmen, Vereinfachung des behördlichen Genehmigungsverfahrens, Förderung der Adaptierung von bisher als Wohnraum dienende Unterkünfte, eine adäquate verkehrstechnische Infrastruktur, besonders des ruhenden Verkehrs, könnten hier wertvolle Incentivs sein.

Die Renovierung, Wiederbelebung oder die Errichtung eines neuen Grätzelzentrums sind eine weitere Maßnahme. Ist im innerstädtischen Bereich wahrscheinlich eher der Schaffung von sportiven Freizeiteinrichtungen das Augenmerk zu schenken, wird es am Stadtrand eher der kulturelle Sektor sein, der Beachtung verdient.

Klar muß aber sein, daß ein Subzentrum niemals alle Leistungen und Angebote, wie die Stadt als Ganzes, bieten kann. Die großstädtische Miniatur im Grätzel sollte dennoch "anstrebbare Utopie" bleiben.

Für den Stadtrandbereich gilt als oberstes Gebot die Verhinderung einer plan- und konzeptlosen agglomeratorischen städtischen Ausdehnung. Im Gegensatz zu bereits vorhandenen Grätzeln und den dort notwendigen Umstrukturierungsmaßnahmen, die sich oft schwieriger und zeitaufwendiger gestalten, besteht hier die Möglichkeit des totalen Neuanfanges, der

Vieles wesentlich unkomplizierter schon vorweg konzipieren läßt.

Sinnvolle Beispiele für attraktive Subzentren sind die unter 5.6 beschriebenen britischen New Towns oder das Konzept für die neuen französischen Städte (FN 143), die darauf angelegt sind, bis zum Ende des Jahrhunderts allmählich 100.000 bis 400.000 Einwohner aufzunehmen. Sie sind voneinander sehr verschieden, verfolgen jedoch alle drei Ziele:

- die Integration ins umgebende Stadtsystem: durch ihre Verbindung erscheint die neue Stadt als Teil eines größeren Netzes;
- den Willen, einen sehr starken räumlichen Zusammenhang zwischen den verschiedenen menschlichen Einrichtungen zu schaffen: Wohnungen, Ort, Arbeitsplätze, kulturell-gesellschaftliche Einrichtungen und Freizeit;
- den Willen, ein Milieu mit stark betontem städtischen Charakter, dicht, vielfältig und attraktiv zu schaffen, das über die Stadt selbst hinaus ausstrahlt.

Beim letzten Punkt einhakend, sei nochmals festgestellt, daß die Städte stets auch Funktionen erfüllen, die über die Stadtgrenze hinaus wirken; als Wirtschafts-, Kultur- und Bildungszentrum und auch als Arbeitsstandort (FN 144). Es hängt von der Intensität und Weite der Ausstrahlung ab, ob von

einer Großstadt, einer Metropole oder ob gar von einer Weltstadt gesprochen werden kann.

Die künftige Aufgabe der Stadt besteht darin, die Mannigfaltigkeit und Individualität von Regionen, Kulturen und Persönlichkeiten auf den höchsten Gipfel der Entfaltung zu bringen (FN 145). Die wichtigste Funktion der Stadt besteht nämlich darin, Macht in Form zu verwandeln, Energie in Kultur, tote Materie in lebendige Kunstwerke, biologische Vermehrung in gesellschaftliche Schöpferkraft (FN 146).

Anzustreben ist eine Stadt, die den Bewohnern ein hohes Maß an Chancengleichheit bietet, sei es in der Wahl der Wohnung, des Arbeitsplatzes, der Freizeitgestaltung, der Erholungs- und Bildungsmöglichkeiten oder der kulturellen Angebote (FN 147).

Im Mittelpunkt steht aber die Perspektive der "überschaubaren, offen gegliederten Stadt" (FN 148) als Gleichgewicht zur funktional, durchrationalisierten Stadt. Sie muß menschengerecht sein, definiert als förderlich für das Individuum. Und sie muß sich jene Qualität erhalten, um Raum des "denkenden Aufstandes" (FN 149) zu bleiben.

8. Die notwendige Rückkehr zum Souverän

Unsere Epoche läuft endgültig und unwiderruflich auf das Geregelte zu (FN 150). Besonders werden wir damit in der Großstadt konfrontiert. Sie, die dem einzelnen so

viel Freiraum bietet, ihm die Chance zum Versinken in die Anonymität gibt, ihn aber auch soziale und berufliche Sprünge machen läßt, die außerhalb nicht denkbar wären, bedarf zur Aufrechterhaltung ihrer Funktionsfähigkeit der Ordnungsvollmacht. Das sind die beiden-Gesichter der Stadt. Gefragt ist lediglich das Ausmaß des Regulierungsbedürftigen und die Methodik ihrer Durchsetzung.

Außer Streit steht die personale Würde des Menschen, seine Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit. Daraus leitet sich das Grundrecht auf Selbstbestimmung ab, das absolut unverletzlich ist. Es ist die moralische Legitimität für das System der Demokratie. Das konkrete Festlegen der demokratischen Spielregeln ist bereits der abstrakten, transnationalen Ebene des Denkens entzogen und fußt auf sehr realen, historischen und kulturellen Traditionen des betreffenden Landes, wobei es auch auf diesem Niveau des Konkreten Gemeinsamkeiten gibt, die quasi erst die Ausformung und Verwirklichung des demokratischen Gedankens gewährleisten, wie z.B. das MONTESQUIEU'sche Dogma der Gewaltenteilung.

Was für ein ganzes Land gilt, gilt auch für die einzelne Stadt. Es existieren Stadtverfassungen; zumindest sollten sie existieren. Bekanntlich sind die Französische Revolution und die Amerikanische Unabhängigkeitserklärung die Geburtsdaten der modernen Demokratie. Es wäre müßig, in dieser Arbeit den mühevollen, dornenreichen und blutigen, mit Rückschlägen gepflasterten Weg der demokratischen Entwicklung nachzuzeichnen.

Bis vor wenigen Jahren blieb alles im Gerüst der rund zweihundert Jahre alten Ideen. Das Gebäude - um bei der Metapher zu bleiben - wurde aus- und umgebaut, komfortabler gestaltet, aber am wesentlichen, dem Gedanken der Repräsentanz, wurde nicht gerüttelt. Demokratie schien nur möglich - und war es lange Zeit wohl auch -, wenn der einzelne einen Vertreter wählte, der seine Anliegen, gemeinsam mit denen vieler anderer, vertrat.

Daraus entwickelte sich mit der Zeit (auch - wie immer - die zunehmende Komplexheit des Lebens war mit schuld) der Hochmut der Experten und Insider. Das Beauftragungssystem wurde zwar offiziell nie in Frage gestellt, de facto wurde - im günstigsten Fall - die Kompetenz des Wählers in Zweifel gezogen. Es ist daher nicht weiter verwunderlich, wenn vor einiger Zeit in den Straßen Wiens ein Plakat auftauchte, in dem auf Artikel 1 der österreichischen Bundesverfassung hingewiesen wurde: "Österreich ist eine demokratische Republik. Ihr Recht geht vom Volk aus."

Bildung, Informationsmöglichkeit und damit Hebung des staatsbürgerlichen Selbstbewußtseins haben das Ihrige dazu beigetragen, daß dieser Grundpfeiler des Demokratie-modells herkömmlichen Zuschnitts, das Repräsentanzsystem, zwar von der großen Mehrzahl der Bevölkerung nicht abgelehnt wird, aber eine Ergänzung in Gestalt einer unmittelbaren und direkten Mitbestimmungs- und Mitentscheidungsform erhalten sollte. Der griechische Ursprung war wieder entdeckt: die direkte Demokratie. Volksbefragung, Volksbegehren und Volksabstimmung sind einige dieser neuen, auf die direkte Bürgerbeteiligung abzielende Varianten, um das Repräsentationsprinzip zu

durchbrechen.

Dabei handelt es sich um konstitutive Elemente. Nicht formalisierte sind Bürgerinitiativen, Aktionsgruppen, Plattformen, u.ä. Der Bürger, der einzelne, will gehört werden; möglichst frühzeitig. Er ist aber auch bereit, mitzuwirken, konstruktive Beiträge zu leisten. Ja, wir begegnen heute oft schon dem Phänomen, daß sich unter den "betroffenen" Bürgern ein Experte befindet, der dem zuständigen Bürokraten an Kenntnissen weit überlegen ist. Sowaß schafft natürlich Unsicherheit. Hüben wie drüben. Autoritätsverlust und seine verschiedenen Begleiterscheinungen sind die Folge.

Beide Seiten, Bürger wie politische und bürokratische Verwaltung, müssen sich erst an diese neue Situation gewöhnen. Sie ist aber letztlich Produkt des wiedererkannten Selbstwertgefühls des Menschen, das ihm das Recht und den moralischen Auftrag zur Selbstbestimmung gibt.

Nicht eine neue philosophische Denkschule war für diesen Qualitätsprung im schon etwas morschen Demokratiegefüge verantwortlich, sondern - gerade in den Städten - katastrophale ökologische Zustände und mangelnde Sensibilität der Verantwortlichen.

Von Verantwortlichen, die bis dahin gewohnt waren, den einzelnen Staats- und/oder Stadtbürger zu bevormunden - oft in gutem Glauben.

Die frühzeitige Einbeziehung der "Beplanten" (FN 151) hat jedenfalls zu einem wichtigen und erfreulichen

Fortschritt in der Gestaltung und Führung des Staates und der Stadt, der Kommune, geführt. Damit wurde ein wesentlicher Schritt zu einer in der Tat am Menschen orientierten Staats- und Stadtpolitik gesetzt. Es kann nur im Selbstverständnis eines modernen, aufgeklärten, demokratischen Staates liegen, von selbständigen, eigeninitiativen und verantwortungsgewußten Bürgern in toto gelenkt zu werden.

Entscheidend wird es sein, in den nächsten Jahren die "richtige Mischung" zwischen repräsentativen und direkt demokratischen Elementen zu finden und diese Relation auch immer neu zu überdenken und zu definieren.

Generalziel muß eine maximale, direkte Bürgermitbeteiligung sein. Nicht allein aus altruistischen Gründen, sondern auch um der Forderung nach einem möglichst liberalen Staat gerecht zu werden. Voraussetzung dafür ist aber eine kleinstmögliche Bürokratie, die sich primär als Exekutor der Bürgerwünsche versteht, und nicht, wie bisher, Eigenleben und damit Eigendynamik entwickelt. Eine stärkere Einbindung des einzelnen hat aber langfristig auch zur Folge, daß sein persönliches Verantwortungsgefühl steigt. Die bisherige Maxime staatlichen Handelns und Regierens: "Von der Wiege bis zur Bahre, Formulare, Formulare", die dem bevormundenden und zwangsbeglückenden Charakter gegenwärtigen Staatslenkens entspricht und beim einzelnen Staatsbürger sowohl das Gefühl der Ohnmacht als auch der totalen Daseinsfürsorge entstehen hat lassen, ist gerade aus letztgenanntem Grund a la longue nicht mehr finanzierbar.

Gerade in der Kommune, dem Stadtviertel, dem kleinen Grätzel besteht aber die hervorragende Chance, diesen direkt demokratischen Prozess zu erproben; mit ihm umgehen zu lernen. Das ist auch noch jene Ebene, die für den Laien überschaubar ist, wo er imstande ist, geplante Vorhaben in direkter Relation zu seinen eigenen Bedürfnissen zu setzen, wo aber andererseits ein überregionales Interesse nicht, oder in einer vernachlässigbaren Größe gegeben ist, so daß auch hierbei keine Interessenskollisionen entstehen können.

Nicht zuletzt wird aber der einzelne Stadtbürger erkennen, wie zeitraubend und engagementerforderlich eine aktive Bürgerbeteiligung selbst in der kleinsten Einheit ist. Das ist insofern von Nutzen, weil er dadurch die schon etwas in Verruf geratene repräsentative Demokratie aus einer anderen Perspektive, der eigenen Betroffenheit, wieder neu schätzen lernt. Nicht nur das - er wird mehr den je von ihrer Notwendigkeit und Existenzberechtigung überzeugt sein. Und vielleicht bekäme er Lust, für eine bestimmte Zeit selbst in der Repräsentanzdemokratie mitzuwirken. Es muß ja nicht gleich der Nationalrat sein. Viele berufliche Interessensvertretungen leiden heute am Desinteresse ihrer Mitglieder und haben einen eklatanten Funktionärs-mangel. Die Konsequenz eines solchermaßen breiter gestreuten Engagements läge nicht zuletzt in einer Qualitätsverbesserung unserer städtischen und staatlichen Funktionäre und Mandatsträger, weil bei einem größeren Angebot eine bessere Auswahl gegeben ist.

Also zusammenfassend: Durch mehr Direktdemokratie in der kleinen Einheit das Verantwortungsgefühl des einzelnen

für die Gemeinschaft schärfen und damit gleichzeitig den Stellenwert der z.Zt. ramponierten Repräsentanzdemokratie wieder erhöhen.

8.1 Die Tugend der Überschaubarkeit

Die Forderung nach der "menschengerechten und umweltgerechten Stadt" (FN 152) kann nicht anhand technokratischer Erkenntnisse, beispielsweise des Verkehrsflusses und seiner Kanalisierung, realisiert werden, sondern bedarf der Orientierung am Wesen des Menschen und seiner Bedürfnisse.

Vorweg: "Der Mensch ist keineswegs beliebig formbar" (FN 153). Seine Reaktionen fügen sich deshalb nur beschränkt in die Konzepte rationeller Organisation. We should keep it in mind! Um sein Wohlbefinden zu sichern - und damit das Wohlbefinden der Gemeinschaft -, kommt es nicht nur auf Hygiene, Sicherheit und Bildung an. Nicht minder wichtig - wenn nicht noch wichtiger - sind Maßnahmen und Strukturbildungen, die den angeborenen sozialen Bedürfnissen entgegenkommen. Und zu diesen gehöret vorrangig die Bandbildung zum Mitmenschen, also Einrichtungen, die kommunikative Anreize bieten sowie eine kreative Freizeitgestaltung, welche die persönliche Entwicklung fördert. Der angeborenen Verhaltensstruktur gemäß, sind wir indes an kleinere Gemeinschaften gebunden, deren es bedarf, um Gefühle der Sicherheit und des Selbstwertes innerhalb eines überschaubaren Territoriums, eines individualisierten Verbandes, zu entwickeln. Dies ist eine Tatsache, mit der man sich auseinandersetzen muß. Sie ist nicht

weniger wichtig - wahrscheinlich sogar noch wichtiger - als viele der heute für "Lebensstandard" und "Wohlfahrt" gültigen Kriterien (FN 154).

Arnold J. TOYNBEE ist sich dessen ebenfalls bewußt, wenn er schreibt (FN 155), daß "der unmittelbare Lebensraum des Einwohners von Ökumenopolis nicht größer sein darf, als ein ländliches Dorf, dessen Bewohner noch im eigentlichen Sinn Nachbarn sind, die persönlichen Kontakt miteinander haben. In einer solchen städtischen Gemeinde von der Größe eines Dorfes wird der Heimatlose, der in der 'einsamen Menge' verloren ist, die Möglichkeit haben, wieder zum Glied einer Gemeinschaft zu werden."

Geborgenheit wird dort erfahren, wo Überschaubarkeit vorherrscht (FN 156). Oder in der deftigen Diktion Leopold KOHRS (FN 157): "Das ist es, daß man sich im Zeitalter des Gigantismus vor Augen halten muß. Die wirklich revolutionäre Alternative zu Kapitalismus, Imperialismus, Kommunismus, Nationalismus - zu Schwarz, Rot, Blau oder Braun - ist nicht Grün, sondern Klein."

8.2. ... Die oft vernachlässigte Frage der Maßstäblichkeit

Die menschengerechte Stadt hat sich konsequenterweise am menschlichen Maß zu orientieren und es vor allem zu respektieren. Gerade von einer neuen Stadtphilosophie muß dies in in einem Zeitalter des Gigantomanismus mit Verve verfolgt werden.

Diese Gigantomanie ist Produkt eines verquerten und hoffentlich schon überholten Denkens, das in der Annahme verhaftet ist, einzig Quantität rechnet sich ökonomisch. Diese These hat Eigendynamik entwickelt, weil immer größere Vorgaben größerer Antworten bedurften. Sichtbarstes Zeichen ist der innerstädtische Verkehr mit dem "Freiheitssymbol" Auto, längst degradiert zum Fetisch.

Ein anderes Beispiel sind die Wolkenkratzer, besonders nordamerikanischer Städte. Ab einer gewissen Stockwerkszahl werden sie unrentabel, weil die benutzbare Fläche in keiner betriebswirtschaftlich vertretbaren Relation zu den Errichtungs- und Erhaltungskosten steht. Nicht zuletzt durch die überproportional steigende Zahl von notwendigen Aufzügen, deren Schächte schließlich Platz wegnehmen. Ich habe diese beiden Beispiele bewußt erwähnt. In beiden Fällen schreitet die Gigantomanie fort, obwohl das wirtschaftliche Argument längst eine Umkehr oder Abkehr hätte erzwingen müssen. Nichts dergleichen ist passiert. Es werden immer mehr Autos produziert und der Wettlauf um das höchste Gebäude der Welt dauert unvermindert an. Beide Exempel illustrieren eindrucksvoll die Irrationalität des Gigantomanismus.

Leidtragender ist der Mensch - obwohl letztlich selbst dafür verantwortlich. Bloß stellt sich die Frage, inwieweit der einzelne auf diese Entwicklung Einfluß nehmen kann. Ohne breite Bewußtseinsänderung und real verspürbaren Druck für die politisch und bürokratischen Verantwortlichen durch die Bevölkerung wird sich wohl nichts ändern.

Um dem Menschen wieder das Diktat des Handelns in die Hand zu geben, wird es nötig sein, strukturelle Voraussetzungen hierfür zu schaffen. Der Grundsatz muß lauten: dezentrale vor zentrale Lösungen (FN 158). Damit ist der Stadt der Zukunft ihre wichtigste Aufgabe gestellt: eine sichtbare regionale Struktur zu schaffen, die dazu angetan ist, den Menschen in seinem eigentlichen Ich und seiner weiteren Umwelt heimisch zu machen, gebunden an die Leitbilder menschlicher Pflege und Liebe (FN 159).

Das Maß für die menschliche Maßstäblichkeit in der Stadt ist wohl der fußläufige Radius. Alles, was in einem natürlichen Umfang von der Wohnung aus zu Fuß zu erreichen ist, bleibt überschaubar. Der günstigste Stadtdurchmesser beträgt für einen Fußgänger etwa vier Kilometer (FN 160). Folglich müssen alle Maßnahmen ergriffen werden, die dem einzelnen mehr als bisher die Möglichkeit einräumen, seine täglichen Wege und Besorgungen zu Fuß zu verrichten. Dies gilt insbesondere für den Berufsalltag. Die Zahl jener Stadtbewohner, die ihre Arbeitsstätte ohne Auto oder öffentliche Verkehrsmittel erreichen, ist z.Zt. eine besorgniserregende Minderheit. Dieser Zustand ist hauptverantwortlich für das tägliche städtische Verkehrschaos. Polyzentrische Stadtstrukturen, wie unter 7.2.2 skizziert, könnten einen echten Beitrag zur Beseitigung dieser Misere leisten. Gleichzeitig werden sie der menschlichen Maßstäblichkeit gerechter.

Eine weitere Anregung, wie mehr humane Maßstäbe erzielt werden könnten, ist die Erkenntnis und ihre

reale Beachtung, die Stadtgestaltung nach den selben Gesichtspunkten und Kriterien zu planen, als würde es sich dabei um eine Wohnung handeln. Namhafte ganzheitlich denkende Stadttheoretiker (EISFELD, MUMFORD, RAINER, BENEVOLO) vertreten die Auffassung, daß die Stadt nach den selben Merkmalen erbaut, renoviert und verwaltet werden sollte, wie das der Mensch mit seiner Wohnung tun würde. Die Wohnung Stadt, in der es sich leben läßt! Ein schier unlösbarer Auftrag, der aber als anstrebbare Utopie dennoch eine stete Beachtung finden sollte. Die Maßstäblichkeit der Wohnung übertragen auf die ganze Stadt.

9. Der einzelne ist aufgefordert ...

Gerade, weil ich überzeugt die These vertrete, daß nichts bis ins letzte geplant werden darf, wenn es andere Menschen nutzen oder realisieren sollen, darf ein Abschnitt über die Rolle des einzelnen im Stadtverbund nicht fehlen.

Sehen wir doch den Dingen ins Auge, wenn auch nicht gelassen - dazu ist keine Veranlassung: es ist zu einer "Entmischung" (FN 161) - falls es eine Vermischung überhaupt jemals gegeben hat - zwischen der großen Zahl der "stummen" Bürger und den Bürokraten in den Rathäusern gekommen. In den letzten Jahren wurde diese Polarisation glücklicherweise durch bürgerinititative Einsprengsel etwas aufgelöst. (Ich habe das bereits ausgeführt, s.Pkt.8). Ohne aktive Beteiligung ihrer Bürger ist die Stadt nur eine äußere Hülle, die Wohlstand und Geschäftigkeit kennen kann, die aber

nicht die lebendige Gemeinschaft bildet, die ein Gemeinwesen allein durch den tätigen Anteil seiner Glieder an seinen Geschicken werden kann (FN 162). Es müssen ja nicht gleich die US-amerikanischen Bürger als Vorbild dienen, die sich - ihrer Mentalität entsprechend - immer gleich in Freiwilligen-Verbänden zusammenrotten. Derzeit sind schon mehr als 20 Millionen Amerikaner (FN 163) in irgendwelchen Verbänden zur Lösung örtlicher Probleme organisiert.

Mir schwebt da schon eher der Citoyen Manes SPERBERS (FN 164) als Beispiel vor. Ein Staats- und Stadtbürger, der mit unverbrüchlichem individuellen Recht denkt, handelt, in das Geschehen eingreift. Ein Stadtbürger - aufgeklärt, informiert, aktiv -, der sich seiner stadtbürgerlichen Verpflichtung (FN 165) voll bewußt ist und sich ihr nicht entzieht.

Die absolute Freiwilligkeit muß gegeben und gewahrt bleiben. Keinen Sinn, weil widernatürlich und ineffektiv, gäbe es, würde man die bisherigen Spielregeln der Stadtgestaltung und -verwaltung total auf den Kopf stellen und jeden Stadtbürger zwangsweise zu einer Mindestbürgerbeteiligung verpflichten. Das käme ja einem "Unter-Kuratel-Stellen" des mündigen Bürgers gleich. Die Zeiten eines SOLON sind - gottlob! - vorbei, der, als er sah, daß Athen oft in Aufruhr stand, einige Bürger jedoch "aus Leichtsinne den Dingen ihren Lauf ließen", ein eigenes Gesetz gegen diese einbrachte, demzufolge ein jeder für ehrlos erklärt wurde und am Staat keinen Anteil mehr hatte, der bei einem Aufruhr in der Stadt nicht die Waffen zugunsten einer Partei aufnahm (FN 166).

Ich muß immer wieder auf die Forderung nach einer polyzentrischen Stadtstruktur zurückkommen. Einfach deshalb, weil solche dezentralen, überschaubaren Einheiten die Grundvoraussetzung für den Beginn einer aktiven Bürgerbeteiligung auf breiter und freiwilliger Basis darstellen. Der Bürger muß die Möglichkeit erhalten, selbst erkennen zu können, daß er selbst beeinflussend mitgestalten und mitentscheiden kann. Sein Beitrag bewirkt etwas.

In diesem Zusammenhang ist es gar keine Frage, daß man ernstlich von Demokratie nur reden kann, wenn der Bürger an der Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse aktiv beteiligt ist. Alexander MITSCHERLICH geht sogar soweit (FN 167), die "sogenannte Repräsentativ-Demokratie" als in sich nicht genügend zu bezeichnen, um als Demokratie angesehen zu werden. Mischen wir uns also in unsere eigenen Angelegenheiten ! Ja, es ist sogar höchste Zeit dafür, wie Peter KAMPITS (FN 168) feststellt, "daß der Bürger, der von den großen und kleinen politischen Entscheidungen in mehr oder weniger großem Ausmaß betroffen ist, wieder beginnt, sich in seine eigenen Angelegenheiten einzumischen, und daß der Politiker seinen Auftrag, nämlich Mandatar, Beauftragter zu sein, wiederum gründlich ernst nimmt." Darüber - nämlich zur Politikeraufgabe - später.

Noch dazu, wenn sich herausstellt, daß Politiker, wie z.B. der Salzburger Bürgerliste-Stadtrat Johannes VOGGENHUBER, öffentlich erklären (FN 169), der Fachmann sitze in der Bevölkerung. Das Dilemma ist bloß,

daß dieser Bürgerfachmann mit der Politik meist nichts zu tun haben will. Aber selbst der "Nicht-Bürger-Fachmann" ist in der Regel durchaus auf der Höhe, wenn es beispielsweise um die Frage geht, was in seinem Grätzels noch fehlt und was die Verwaltung tun sollte, um die Ausstattung des Grätzels mit den öffentlichen Dingen zu vervollständigen (FN 170).

Seien wir doch ehrlich: Uns mangelt es an Selbstvertrauen, aber auch an Muße und Ausdauer, manchmal an Geld oder Kontakten, um uns in unsere eigenen Angelegenheiten zu mischen. Obwohl laut dem ersten Artikel der Bundesverfassung alles Recht von uns ausgeht, müssen wir uns das de-facto erst wieder zurückerobern. Richtiger: es uns endlich sichern!

Wir denken und kämpfen dabei um uns, um unser Wohlbefinden, unser Glücklichein, um das unserer Familie und unserer Freunde. Es geht um unsere Stadt, unsere Heimat, dort, wo unsere Wurzeln liegen. Jeder einzelne von uns hat es in der Hand, seine Stadt veränderbar zu machen. Es gibt keine Ausreden. Ausreden sind das, was sie sind: Ausflüchte.

10. "Zieh Er sich zurück, Bürokrat!"

Der berühmte Diplomat und Historiker Carl Jakob BURCKHARDT, Schweizer und dennoch Europäer, schrieb in seinen "Gestalten und Mächten" über den preußischen Freiherrn VOM STEIN, dem Verfasser der preußischen Städteordnung von 1808 die den Städten die Selbstverwaltung gab, u.a. (FN 171): "Er war ein großer Be-

freier; aber merkwürdigerweise sah er die Gefahren für die Freiheit noch mehr in der Zukunft liegen, als in der Vergangenheit, vor allem das Beamtentum als Ausdruck des Anonymen erschien ihm wie eine Art Krebsgeschwür der modernen Gesellschaft. So schrieb er: 'Ich halte es für wichtig, die Fesseln zu brechen, durch welche die Bürokratie den Aufschwung der menschlichen Tätigkeit hemmt. Ihre Anhänglichkeit an das bloß Mechanische möchte ich zerstören.' Und an HARDENBERG schrieb er einmal: 'In die Reihen der besoldeten Beamten drängt sich gewöhnlich ein Mietlingsgeist ein, ein Leben in leeren Formen und Dienstmechanismen, eine Furcht vor jeder Veränderung.' Und er setzte hinzu: 'Formenkram und Dienstmechanismus werden durch Aufnahme von Menschen aus dem Gewirr des praktischen Lebens zertrümmert. An ihre Stelle tritt dann ein lebendiger, strebender, schaffender Geist.'"

Diese Kritik an den Beamten und der Bürokratie erlebte 150 Jahre später eine Ironisierung durch die satirischen Regeln für das Wachstum der Bürokratie durch Cyril Northcote PARKINSON, das Parkinson'sche Gesetz.

Es wäre aber ungerecht, in eine Einzelhatz auf den Beamten zu verfallen. In diesem Sinn ist auch nicht die Kapitelüberschrift zu verstehen. Die Kritik STEINS und PARKINSONS richtet sich ja auf die Bürokratie als solche und das PARKINSON'sche Gesetz gilt ja nicht nur für staatliche oder kommunale Bürokratie. Sie zielt auf jede Form der Bürokratie, die größeren Strukturen immer zu eigen ist. Der Mensch des 20. Jahrhunderts stöhnt mittlerweile wegen vielfacher bürokratischer Begegnungen, die nicht nur mit Beamten im

klassischen Sinn stattfinden. Skurril genug, wenn er, selbst Bürokrat, mit anderen Bürokraten als Privatmann oder Kollege "zusammenkracht".

Aufgabe der Bürokratie, gleich welcher, ob staatliche oder halbstaatliche Institution, ob Selbstverwaltungskörper oder ob Großunternehmen, ist die Aufrechterhaltung von Ordnung, die Sicherstellung der fehlerfreien Administration, der Kontrolle und Überwachung - also überwiegend eine passiv reagierende Funktion. ("Es bedarf einer gesetzlichen Grundlage, um von Amts wegen einschreiten zu können."). Zynisch und sophistisch könnte man ergänzen, daß sich die einzige a-priori-Aktivität oft nur im vorausseilenden Gehorsam erschöpft. Es scheint das Fatale unserer Zeit zu sein, daß der Geist unserer Epoche, wie Wolf Jobst SIEDLER schreibt (FN 172), endgültig und unwiderruflich auf das Geregelte zuläuft. Der Bürokrat ist sein Verursacher und Vollstrecker. Wir sind aufgerufen, dagegen etwas zu unternehmen. Ein schwieriges und von der Gefahr des Scheiterns besonders bedrohtes Unterfangen, wie z.B. die Ausführungen Dieter EISFELDS zeigen. Als Leiter des Bauverwaltungsamtes der Stadt Hannover selbst Bürokrat, gesteht er (FN 173): "Die Verwaltung ist in Dingen der Stadtentwicklung zweifellos das entscheidende städtische Organ. Der Einfluß der städtischen Bürokratie, die dem Rat so viel zu schaffen macht, ist eine Folge der quantitativen und qualitativen Überlegenheit." Und an anderer Stelle, gleichsam als Schlußfolgerung: "Zu der Ansicht von dem zwar unverschuldeten, aber doch eingeschränkten Wert der Tätigkeit der Kommunalpolitik des Rates muß man in jedem Fall gelangen." Ein Göttinger Ratsherr sekun-

diert ihm nach einer Notiz im Göttinger Tagblatt vom 22. Jänner 1970. Dieser bezeichnet "die Hilflosigkeit der Ratsmitglieder gegenüber der Verwaltung als besonders schmerzlich" (FN 174). Der Frankfurter Stadtverordnete K.H. BERKEMEIER hält kommunale Parlamente überhaupt für "Schein-Parlamente: Sie funktionieren, gemessen an ihrem Anspruch, nicht" (FN 175). Und dies, obwohl sie sich ohnehin nur mehr auf die Kontrolle beschränken und konzentrieren.

Nach diesen Aussagen unmittelbar Betroffener, scheint daher die in einem CDU-Regiebuch über Großstadtarbeit getroffene Feststellung, "der Bürger sieht den Kommunalpolitiker in erster Linie als Problemlöser" (FN 176), sehr fraglich.

In der Tat tobt ein Richtungsstreit, ob denn nun die Städte verwaltet oder politisch regiert werden, wobei jedoch die Vertreter beider Denkschulen unisono die Auffassung vertreten, die Macht liege auf alle Fälle in den Händen der Bürokraten. Bloß, agieren die nun politisch oder "wertfrei"? D.EISFELD neigt offenkundig zu letzterem, wenn er schreibt (FN 177): "Sehr vieles läßt sich in der Formulierung einfangen, daß Nationen regiert, Städte aber verwaltet werden." Und weiter unten: "Daß die Stadt immer weniger mit Politik zu tun hat, liegt an einer gewissen Eindimensionalität ihrer Funktionen." Alexander MITSCHERLICH agiert überhaupt radikal, wenn er fordert: "Wissenschaftliche Erkenntnisse müssen an die Stelle der heute üblichen Ideologien treten. Sie allein können gemeinsam mit den Vorstellungen von Leben in einer freien Gesellschaft Grundlage politischer Entschei-

dungen sein" (FN 178). Schlüssiger scheint mir die Feststellung von der "Wertbezogenheit politischen Handelns". Dies auch im Sinne der Aussage des Architekturkritikers Lucius BURCKHARDT, der "mit dem Märchen vom unpolitischen Fachmann aufräumt: in jeder Phase ist er politisch, legt Grenzen für zumutbaren Lärm, für zumutbare Zahlen von Verkehrsunfällen fest, entscheidet über die 'gerechte Verteilung' von Umweltbelastungen auf die Bevölkerung" (FN 179).

Ich gehöre zu jenen, für die es das wertfreie und total objektive Handeln nicht gibt, der menschlichen Natur nach gar nicht geben kann, und daß offenkundig in der städtischen Administration der Bürokrat die dominante Figur ist und nicht der Politiker, der vom Wähler Beauftragte und Legitimierte.

Der Bürokrat, obwohl selbst Stadtbürger und Wähler, findet sich daher in einer Position, die meinem Selbstverständnis vom mündigen, eigenverantwortlichen und initiativen Stadtbürger widerspricht.

Folglich muß er auf das notwendige, erträgliche und vertretbare Maß reduziert werden. Das von Dieter EISFELD in seinem Buch "Stadt der Zukunft" skizzierte Modell des Lebens in "Future City", wo die Bürokratie, auch quantitativ auf das absolute Minimum reduziert, nur mehr mit der regelmäßigen Befragung der Stadtbürger und mit der Erfüllung ihrer Wünsche beschäftigt ist, muß Illusion bleiben.

Interessant ist aber, daß er gleichfalls den Weg einer massiven Dezentralisierung beschreitet, um

die Bürokratie zurück und den Stadtbürger nach vor zu drängen.

Vermessen wäre es aber, die Existenzberechtigung von Spitzenbürokraten und vor allem politischen Mandatären zu leugnen, die wertend agieren (und hoffentlich regieren). Stadtpolitik ist Gesellschaftspolitik. In der städtischen Konzentration ereignet sich unser soziales Zusammenleben in seiner komprimiertesten Form. Einen Kommunalpolitiker darf demnach nicht nur der berühmte klappernde Kanaldeckel beschäftigen, sondern auch Fragen unseres Wirtschaftslebens, der Bildungs- und Forschungspolitik oder der Sozialpolitik.

11. Grundgedanken einer Stadtverfassung

Eine Stadtphilosophie, deren zentrales Anliegen das menschengerechte Zusammenleben darstellt, sollte zumindest den Versuch unternehmen, auch einige Grundgedanken für eine Stadtverfassung zu entwerfen, die ja das Grundgerüst für den Ordnungsrahmen bildet, in dem sich das Miteinander der Bürger abspielt.

Es gilt, elementare Fragen wie jene nach der Legitimation des Regierens der Stadt oder nach der Art und Weise der Administration zu beantworten.

Vorweg gilt es aber noch, eine auf den ersten Blick gar nicht mehr so relevant scheinende Frage, die

sich dennoch durch die einschlägige Literatur wie ein roter Faden zieht, einer etwas eingehenderen Untersuchung zu unterziehen.

11.1 Das Eigentum an Grund und Boden

Der Boden ist eine Kernfrage in der städtischen Entwicklung überhaupt (FN 180), weil Bodennutzung auch Infrastrukturnutzung ist. Und schließlich bedeutet Boden auch eine Nutzung von ökologischen Ressourcen.

Die Frage des Zugriffsrechtes und der Verfügungsgewalt auf und über den Boden ist wesentlich für die Gestaltung einer Stadt. Das Auskaufen vieler Eigentümer wird als eines der großen Hindernisse für eine gute öffentliche Verwaltung angesehen (FN 181), weil ein solcher Vorgang nicht nur oft zu lästigen Verzögerungen führt, sondern auch Anlaß zu Erpressung und Korruption allgemeiner Art bietet. Seit vielen Politikergenerationen ist die Verhinderung der Bodenspekulation ein zentrales Anliegen von Stadtregierungen.

Es kommt daher nicht von ungefähr, wenn das Recht auf privates Eigentum an Grund und Boden immer wieder zur Diskussion gestellt wird. Bezeichnend für die Hilf- und Phantasielosigkeit vieler Technokraten und Theoretiker ist ihre Schlußfolgerung, die zur Forderung erhoben wird, daß nämlich, in Ermangelung einer schnellen und zufriedenstellenden Lösung, die der Individualnatur des Menschen gerecht wird, die Einschränkung oder Abschaffung des privaten Grundbesitzes verlangt wird. Unter dem Titel einer quasi

"allgemeinen Wohlfahrt" und der Notwendigkeit des Erreichens "neuer städtischer Ufer" - in beiden Fällen muß das Individualbedürfnis unweigerlich zurückstehen - klingt das bei Alexander MITSCHERLICH dann z.B. so: (FN 182): "Ohne diese Einschränkung des privaten Eigentumsrechtes an städtischem Grund und Boden ist freilich keine Freiheit für die Planung einer neuen Urbanität zu denken." Für Ebenezer HOWARD, dem berühmten Propagandisten der Gartenstadtidee, muß das Wachstum einer Stadt in die Hände einer repräsentativen Behörde gelegt werden und diese, will man gute Ergebnisse erreichen, Vollmacht haben, den Boden zu erwerben (FN 183).

Langfristig scheint mir dieses Denken, nämlich Probleme einer effektiven öffentlichen Administration durch Einschränkung des persönlichen Handlungsspielraumes - und als solches muß man den Verlust oder die reduzierte Verfügbarkeit von Eigentum an Grund und Boden sehen - lösen zu wollen, als äußerst bedenklich, weil die wirtschaftlichen und sozialen Folgen unabsehbar wären. Eine derartige Argumentation wirkt auch wie eine Flucht vor der Auseinandersetzung über das rechte Maß zwischen privatem Interesse, Freiraum des einzelnen und öffentlichem Wohl. Das oszillierende Spannungsfeld dieses Verhältnisses von Öffentlichkeit und Privatheit wird damit negiert.

Die beiden Verhaltensforscher Hans HASS und Irenäus EIBL-EIBESFELDT haben nachgewiesen, daß das Bedürfnis, Besitz zu erwerben und zu erhalten, beim Menschen stark ausgeprägt ist. Besitz und Eigentum garantiert Sicherheit und Kontinuität. "Der Besitz von Grund

und Boden' leitet sich deutlich von der Revierbildung und der territorialen Verteidigung bei den höher entwickelten Tieren ab" (FN 184). Wie sehr eingehende Studien bei den Buschleuten zeigen (FN 185), die noch heute auf der Entwicklungsstufe des Jägers und Sammlers leben, haben auch sie Hordenreviere, die sie verteidigen. Und Felsmalereien, die sie bei kriegerischen Auseinandersetzungen zeigen, weisen darauf hin, daß es vor Ankunft der Europäer nicht anders war. Damit wird die idealisierende These vieler Anthropologen widerlegt, der altsteinzeitliche Jäger und Sammler - gleichsam der Mensch im Urzustand - sei besitzlos glücklich, frei und unbeschwert umhergezogen. So vertritt auch der Kulturhistoriker Lewis MUMFORD die Auffassung (FN 186), das Eigentum sei eine große Neuerung des städtischen Lebens und erblickt in HAMMUARBIS Gesetzbuch (etwa 1700 v.Chr.) erste Hinweise auf die Entstehung "dieses neuen Rechtsbegriffes".

Privates Eigentum an Grund und Boden wird also von den meisten einschlägigen Theoretikern zumindest hinderlich für die kollektive Entwicklung der Stadt angesehen. Da sie sich aber alle über den hohen Stellenwert des Eigentums, das sie wohl auch persönlich zu schätzen wissen, im klaren sind, beschränken sie sich auf Allgemeinplätze wie "Einschränkung des privaten Eigentums an Grund und Boden" oder überhaupt - sehr darüber hinwegwischend - mit dem Hinweis, privates Eigentum bremst den Fortschritt. Nähere Auskünfte sind kaum zu erhalten. Auch die aktuelle Programmatik der beiden Großparteien widmet dieser Thematik wenig bzw. gar keinen Raum. So heißt es beispielsweise in den

Leitlinien für eine sozialistische Kommunalpolitik lediglich (FN 187): "Die Bodenordnung erschwert die Planung, schränkt die Möglichkeiten einer sinnvollen Gemeindeentwicklung im Interesse der Mehrheit der Bevölkerung ein und erhöht die Kosten für die Errichtung von Wohnungen und öffentlichen Einrichtungen. Dieser Zustand ist möglich, weil den Gemeinden nur beschränkte Eingriffsmöglichkeiten zur Verfügung stehen, aber selbst diese Möglichkeiten von den Gemeinden oft nicht ausgenutzt werden". Im kommunalpolitischen Programm des christdemokratischen Gegenübers, der ÖVP (FN 188), die grundsätzlich wesentlich eigentumsfreundlicher ist, wird über diese Problematik der Einfachheit halber gleich gar kein Wort verschwendet. Beide großen ideologischen Lager negieren faktisch die an sich virulente Tatsache des oft gegenständlich werdenden Gegensatzes zwischen privaten und öffentlichen Interesses in Fragen des Bodeneigentums und seiner Nutzung hinweg.

Das hängt aber wahrscheinlich damit zusammen, daß eine neuerliche Diskussion a priori der Zurücklassung liebgeordener Argumente und Meinungen bedürfte, um zu "neuen Ufern" zu gelangen.

Einen originellen Beitrag in dieser in inhaltlicher Hinsicht eher tristen Debatte liefert Dieter EISFELD in seinem Buch "Stadt der Zukunft" (FN 189) mit dem Untertitel: "Eine neue Stadtverfassung für das 21. Jahrhundert". Seine Stadt der Zukunft heißt auch dementsprechend FutureCity. Während also MORE, CAMPANELLA und BACON bei ihren Utopien noch auf dem Standpunkt standen, nichts sei so entscheidend für eine

glückliche Verfassung, wie die Abschaffung des Privateigentums, bekennen sich die Bewohner von FutureCity zu genau dem Gegenteil, nämlich der Erweiterung des Privateigentums auf Kosten des öffentlichen Eigentums. In FutureCity ist nicht der Privatbesitz verstaatlicht, sondern umgekehrt der öffentliche Besitz privatisiert worden. Jeder Bewohner ist also sowohl Alleineigentümer seiner - im weitesten Sinn - persönlichen Sachen, als auch Miteigentümer jener Teile des Stadtganzen, die keinem Menschen alleine zustehen. Diese Lösung, die im Vergleich zu den vorangegangenen von den Bewohnern für revolutionär gehalten wird, verändert die inneren und äußeren Beziehungen der Menschen zu ihrer Stadt in einer Weise, die ihnen einerseits mehr persönliche Freiheit gewährt als je zuvor und zum anderen ihr Selbstwertgefühl als Stadtbewohner erheblich stärkt.

Soweit in geraffter Form die Idee EISFELDS, die es wert wäre, konkreter bedacht zu werden. Das Neue ist in der Tat der Gedankengang, daß - entgegen der bisherigen Entwicklung - Eigentum an Grund und Boden nicht kommunalisiert wird, sondern im Gegenteil privatisiert. Der einzelne Stadtbewohner ist in rechtlicher Sicht somit Miteigentümer und die Annahme EISFELDS, daß dadurch die persönliche Betroffenheit gesteigert würde, ist zwar zunächst sehr optimistisch (vergl. dazu die begrenzte motivatorische Wirkung des Miteigentums am Unternehmen, in dem man beschäftigt ist; ab 100 bis 120 Mitarbeiter verschwindet dieser Faktor), aber tendenziell liegt er richtig. Vor allem dann, wenn man diese Maßnahme mit einer Reihe anderer koppelt.

11.2 "Je weniger Regierung, desto besser" (Thomas JEFFERSON - (FN 190))

Zur modernen Präzisierung: Der Begriff der Regierung umfaßt auch die Administration, also die Bürokratie. Vielleicht könnte man daher sagen: "Je weniger beauftragte Autoritäten, desto besser."

Zunächst gilt es, einige Grundsätzlichkeiten abzuklären: In welchem Verhältnis steht der einzelne zum Staat? Welche Funktion hat der Staat? Für Staat kann auch das kleinere Organ Stadt gesetzt, bzw. gedacht werden. Die Aussagen sind auf beide gleichermaßen zutreffend.

Die Entwicklung der modernen Demokratie in Gestalt des Wohlfahrtsstaates bedarf zumindest einer Novellierung des Gesellschaftsvertrages. Der Staat hat sich verselbständigt, hat Eigendynamik gewonnen, ist zu einem anonymen Abstraktum geworden. Das Selbstbestimmungsrecht ist nicht einmal mehr eine Fiktion. Der Artikel 1 der österreichischen Bundesverfassung mit der Feststellung, alles Recht geht vom Volke aus, ist eine schöne Erinnerung an eine Zeit, die in Wahrheit in dieser Form nie existierte. Ohnmächtig gegenüber der Allmacht des Staates und seines Apparates fühlt sich der einzelne immer mehr degradiert; nicht einmal mehr das "Rädchen-Gefühl" will so recht aufkommen. Konsequenz dieser galoppierenden Persönlichkeitsschwindsucht ist der rapide Abbau des persönlichen Verantwortungsgefühls und die Zunahme des Ver-

trauens in die Schutz- und Versorgungsfunktion des Staates.

Forciert wird diese unglückselige Entwicklung durch die zunehmende Komplexität - vor allem des Wirtschaftslebens, aber die Auswirkungen reichen in alle Bereiche des Lebens - und der falschen Schlußfolgerung, nur durch eine Zentralisierung der Kompetenz, sprich: der Macht, kann dem einigermaßen begegnet werden.

Die Antwort kann aber nur lauten: Dezentralisierung, strikte Respektierung des Subsidiaritätsprinzips, Abgabe staatlicher Macht und Kompetenz, Rückzug aus grundsätzlich allen Wirtschaftsbereichen, (beispielsweise dürfte es keine Konkurrenz für private Unternehmen durch staatliche oder kommunalisierte Unternehmen unter Wahrung eines stets zu überprüfenden öffentlichen Interesses geben).

Der Staat hat die Rolle einer Versicherung. Als Staatsbürger bin ich quasi haftpflichtversichert, zahle also Steuern. Doch vom Ausmaß meiner Versicherungsleistung hängt auch der Leistungsschutz ab. Im Sinne eines richtig verstandenen Leistungsprinzips muß es ein Auffangnetz für die tatsächlich unverschuldet in Not Geratenen geben, aber nicht wie bisher ein nahezu undifferenzierendes Gießkannenprinzip, das - nebenbei - auch Mitschuld am Versorgungsdenken und dem mangelnden solidarischen Verantwortungsbewußtsein hat. Wir haben uns selbst zu einer Nehmergesellschaft erzogen, dabei leider aber vergessen, daß wir für alles, was wir nehmen, auch aufkommen müssen. (Grotesk

sind die staatlichen Abnahmegarantien für diverse, speziell landwirtschaftliche, Produkte.)

Folglich kann eine Gegenstrategie nur in der funktionalen Aufwertung des einzelnen für das gemeinsame Ganze bestehen. Der einzelne muß sich seines Stellenwertes in der Gesellschaft und für diese wieder bewußt werden. Realistischerweise konzentriert sich diese Maßnahme auf die kleinste gesellschaftliche Sozietät über den Rahmen der Familie: im städtischen Bereich auf das Grätzel.

Neue städtische Organisationsformen werden zum gesamtgesellschaftlichen Wendepunkt, oder in den Worten Dieter EISFELDS (FN 191): "In diesem Zusammenhang kann eine Stadtphilosophie von heute zur Staatsphilosophie von morgen werden: eine Stadt, die zum Modell des Staates wird, ist es wieder wert, daß man alle Aufmerksamkeit auf sie richtet."

Diese erste Ebene oberhalb der Familie dürfte zahlenmäßig nicht größer sein, wie ein mittlerer Betrieb oder ein größeres Gymnasium oder eine mittelgroße Fakultät. Betriebsrat, Schulsprecher oder Fakultätsvorsitzender sind mit den Anliegen und Problemen noch vertraut, weil sie selbst mitten drin stehen und für den einzelnen grundsätzlich jederzeit zu erreichen sind. Sie können, bzw. müssen aber diesen Job neben ihrer eigentlichen Tätigkeit ausfüllen, d.h. nicht hauptamtlich oder hauptberuflich. Das Element des Zusatzverdienstes fällt somit ebenfalls weg; nicht unwesentlich für die Bereitschaft, nach einer gewissen Zeit anderen die Sprecherrolle zu

überantworten. Schließlich bedürfen diese Funktionen keiner besonderen Qualifikation, sind also von fast allen zu erfüllen. Betriebsrat, Schulsprecher und Fakultätsvorsitzender werden direkt oder nur mit einer Zwischenstufe gewählt. Der einzelne ist also de facto an der Kür beteiligt; auch deswegen, weil bei der relativ geringen Stimmenanzahl jede einzelne Stimme naturgemäß ein größeres Gewicht hat, als dies sonst bei Wahlen der Fall ist. Alle diese Funktionen haben Entsprechungen auf der nächsthöheren Ebene, die jedoch bereits von Personen ausgeübt werden, die über eine einschlägige Erfahrung verfügen und ihre Arbeit bereits professioneller gestalten. Sie werden nach dem Repräsentativsystem gewählt.

Am Beispiel Wiens seien diese Überlegungen exemplarisch dargelegt: Wien gliedert sich derzeit in 23 Bezirke. Gegenwärtig wird wieder intensiver über mehr Autonomie für die Bezirksvertretung und den Bezirksvorsteher diskutiert. Die Frage des Verantwortungsumfanges ausnahmsweise vernachlässigend, entspricht die gegenwärtige Regelung in keinster Weise den Kriterien von mehr Bürgerbeteiligung und -mitbestimmung, wenn man bedenkt, daß selbst die einwohnermäßig kleinsten Bezirke im österreichischen Durchschnitt respektable Kleinstädte darstellen würden, und die größten Bezirke zu den absolut größten Städten Österreichs gezählt werden müßten. Eine echte Dezentralisierung könnte diese Ebene des Bezirkes als Zwischenglied zwischen der kleineren, dem Grätzel, und der größeren, der Stadt, durchaus belassen. Fragen der Stadtteilgestaltung, Ensembleschutz, kulturelle Aktivitäten, Genehmigungen im gewerblichen Bereich, Ver-

kehrspannung, aber auch eine gewisse Steuerhoheit könnten im Bezirk mit Beschluß- und Vollzugskraft angesiedelt werden.

Auf dieser Ebene sollten den gewählten Mandataren, die übrigens direkt und nicht via Parteiliste zu wählen sind, Verwaltungsorgane für die Administration zur Verfügung stehen. Die jetzt zentral agierenden Magistratsabteilungen könnten, im personellen und inhaltlichen Umfang reduziert, die frei werdenden Kapazitäten den Bezirken zur bürokratischen Assistenz überlassen. Unhaltbar scheint mir jedenfalls der gegenwärtige Zustand, wo Magistratsabteilungen Beschlüsse von Bezirksvertretungen quasi nur als Empfehlungen und Anregungen, de facto als Bitten, zur Kenntnis nehmen müssen. Es muß wieder zu einer eindeutigen Priorität der Gewählten, die ihren Wählern auch Rechenschaft ablegen müssen, vor der Bürokratie kommen.

Zurück zu den Grätzeln. Ein Blick auf die historische Landkarte Wiens zeigt einige hundert dieser gewachsenen Grätzeln. Sie alle sollten wieder eine politische Funktion erhalten. Die Grätzelnbewohner wählen ihren Grätzelsprecher für jeweils zwei Jahre, ihm ist seitens der Verwaltung ein Adjunkt oder Sekretär beigegeben. Das Grätzeln verfügt über ein eigenes Budget, das sich anteilmäßig aus dem Bezirksbudget - einige Grätzeln sind immer in Bezirke zusammengefaßt - ergibt. Ein ebenfalls gewähltes Bürgerkomitee hat über die widmungsgemäße Verwendung der Mittel zweimal jährlich den Bezirksbewohnern Bericht zu legen. Der Grätzelsprecher hat regelmäßige Bürgerversammlungen abzuhalten und gleichfalls zweimal jährlich finden Grätzeln--

abstimmungen statt. Inhalt der Abstimmung sind Fragen, die primär das Grätzel betreffen, aber auch solche des Bezirkes und der Stadt als Ganzes; die Ergebnisse der beiden letzteren sind ein Meinungsbarometer und Mandatsauftrag für den Grätzelsprecher, der im Bezirksparlament mit Sitz und zu bestimmten Fragen auch mit Stimme vertreten ist. Berechtigt, Fragen für die Grätzela Abstimmung zu legen, sind der Grätzelsprecher (er darf nur zweimal in ununterbrochener Reihenfolge wiedergewählt werden), das Bürgerkomitee (darf nicht mehr als sieben bis zehn Personen umfassen; es wird genau in der Mitte der Funktionsperiode des Grätzelsprechers gewählt, damit eine gewisse Kontinuität in der Grätzelpolitik gegeben ist) oder mindestens 5 % der stimmberechtigten Grätzelbewohner. Zu den Stimmberechtigten zählen übrigens auch Firmen- und Belegschaftsvertreter, sowie Schulsprecher und dergleichen, die im Grätzel ihren Unternehmenssitz (oder ihre Niederlassung) bzw. ihre Schule haben. Bei Fragen, die z.B. Kinder betreffen, also etwa eine Spielplatzgestaltung, sind diese obligatorisch zu hören.

Wesentliche Voraussetzung für das optimale Funktionieren dieser Grätzel-Demokratie ist eine lückenlose Informationspolitik. Zu diesem Zweck verfügt jedes Grätzel über einen eigenen lokalen Radiosender, nach Tunlichkeit auch über ein eigenes - kabelbetriebenes - TV-Programm. Ein eigenes Printmedium wäre eine ideale Abrundung der Palette an Informationsformen. Überall sollen, ja müssen, die Bewohner selbst mitwirken.

Das Bezirksparlament mit seinem Sprecher ist für einen längeren Zeitraum gewählt, also etwa 4 Jahre. Auch

hier gibt es Beschränkungen der Funktionsdauer. Bis zur Ebene der Bezirke gibt es nur das reine Persönlichkeitswahlrecht. Im Stadtparlament dagegen nur das Listenwahlrecht, allerdings haben die Bezirkssprecher, ähnlich wie die Grätzelsprecher im Bezirksparlament, Sitz, und bei gewissen Fragen, Stimmrecht im Stadtparlament.

Neben dieser umfangreichen Dezentralisierung mit echter Kompetenzabtretung tritt ein System von Abstimmungen auf Grätzel-, Bezirks- und Stadtebene.

Unabdingbare ergänzende Maßnahme muß das Ziel sein, möglichst viele Unternehmen wieder im städtischen Gebiet anzusiedeln. Grätzel, in denen ein bestimmter Prozentsatz der Einwohner auch arbeitet, sollten eine besondere Förderung erhalten, beispielsweise Freizeiteinrichtungen, oder Mittel, um junge Künstler zu fördern. Die Entscheidung über die Mittelverwendung liegt aber bei den Grätzel-Bevollmächtigten.

Diese Skizze einer Stadtverfassung kann bestenfalls ein hingeworfener Entwurf sein, doch das zentrale Anliegen ist evident: Stärkung der Einzelpersönlichkeit, dadurch Identifikation mit seiner Stadt, Verständnis für Formen der repräsentativen Demokratie. Polyzentrische Stadtstrukturen führen darüber hinaus teilweise zu einer Entlastung des städtischen Verkehrs, einer Reduzierung der Umweltbelastung und in Summe zu einem Streßabbau für den durch den Verkehr

zum und vom Arbeitsplatz zusätzlich belasteten Städter. Eine stärkere Vermischung der Arbeit mit der Wohnwelt könnte indirekt auch zu einer Verbesserung des Verständnisses über Wirtschaft von noch nicht oder nicht mehr oder gerade nicht im Arbeitsleben Stehender führen. Unabdingbar ist schließlich ein Zurückdrängen der Bürokratie und ihre Beschränkung auf die Exekution von Bürgerwünschen und -beschlüssen.

**ANSTELLE EINES NACHWORTES NOCHMALS DIE FRAGE: WAS IST EINE
STADTPHILOSOPHIE UND WORIN LIEGT IHRE NOTWENDIGKEIT?**

Unter den zahlreichen Versuchen, Philosophie zu bestimmen, finden sich auch jene, die Philosophie als eine "innere Haltung" beschreiben. Für unseren Zusammenhang kann dies genügen. Christian HENKELMANN (FN 1) schreibt dazu: "Diese Haltung könnte man charakterisieren, als die Tendenz, das Staunen nicht zu verlernen, sich immer des Fragmentarischen allen menschlichen Wissens bewußt zu bleiben, niemals mit dem Fragen aufzuhören (aber auch dessen bewußt zu sein, daß es "dumme", sinnlose, daß es Schein-Fragen gibt), bei keiner sog. Selbstverständlichkeit das (wenn auch vergebliche) Nachdenken einzustellen und nichts der Kritik vorzuenthalten." Angesichts des vielschichtigen Phänomens "Stadt", das Staunen zu verlernen, will eine Kunst sein, die leider heutzutage viel zu viele Menschen bereits beherrschen.

Konfrontiert mit dem ungeheuren Facettenreichtum der Stadt im Physischen und Geistigen müßte einem das Fragmentarische allen menschlichen Wissens "bewußt" sein; ist es den meisten aber nicht, weil kaum jemand noch das Ganze, sondern nurmehr Details sieht, und folglich nurmehr Mosaiksteinchen des Gesamtbildes artikulieren kann.

Schließlich fällt es in der Selbstgefälligkeit unserer Gegenwart nicht sonderlich auf, keine Fragen zu stellen, oder gar über Selbstverständlichkeiten nicht mehr nachzudenken. Die Mimosenhaftigkeit gegenüber Kritik ist Produkt

der Anonymität, in der wir leben und die uns irritieren läßt bei Worten des Dissens.

Wenn also Philosophie als eine "innere Haltung" charakterisiert wird, die all das verlangt, was eben in Kenntnis des gegenwärtigen Zustandes unserer Gesellschaft in Abrede gestellt wurde, glaubt man nicht an die Notwendigkeit einer Philosophie; jedenfalls nicht, daß sie als solche erkannt wird, noch dazu, wo "innere Haltungen" selten visualisiert werden.

Die aktuelle Erfahrung widerlegt diese Vermutung aus drei Gründen:

Erstens schafft die Komplexität des Lebens, die Rasanz der Entwicklung, der Informationsüberfluß beim Einzelnen Irritationen. Die Orientierung gerät zumindest ins Wanken. Krisen entstehen. Auswege und Antworten werden gesucht und verlangt. Die Philosophie wird zusehends als Instanz angerufen.

Zweitens treten viele Einzelwissenschaften, insbesondere die Naturwissenschaften, auf der Stelle. Nicht im entwicklungstechnischen, sondern im ethischen Bereich. Es wurden und werden Grenzen des Forschens erreicht, wo sich der verantwortliche Experte sehr wohl die Frage nach der ethischen Rechtfertigung seines Tuns stellen muß. Er sucht Antworten, die ihm die Philosophie geben kann.

Und schließlich drittens, auch als Conclusio der beiden ersten Ursachen für eine gewisse Renaissance der Philosophie, gibt es seit einigen Jahren einen massiven Trend zu integrativ-ganzheitlichem Denken, das zur Abrundung natür-

lich in besonderem Maß der Philosophie bedarf. Leopold KOHR (FN 2) ist somit zuzustimmen, wenn er den Drang nach einer Rückkehr zu philosophischer Betrachtung ortet, der gegenwärtig auf einer Vielzahl von Gebieten gleichzeitig auftritt.

Aus dem eben Dargelegten scheint es zunächst nicht einsichtig, weshalb die Stadt noch nicht unter den vielen Gebieten aufgetaucht ist, die einer philosophischen Betrachtung wieder gewürdigt werden. Nun, das hängt wahrscheinlich damit zusammen, daß die Stadt in den Hirnen der meisten Experten und Verantwortlichen als ein Gebiet nicht existiert. (So sind ja auch Versuche, die Urbanistik als Wissenschaft von der Stadt ins Leben gerufen, eher kläglich gescheitert.) Stadt ist in der Tat nicht ein Eines, Stadt ist etwas Totales. Josef PIEPER schreibt (FN 3), Philosophieren heißt, "den Blick richten auf die Totalität der Welt". In diesem Sinne ist die Stadt auch Welt.

Den Blick auf etwas Totales richten, heißt auch immer: auf den Menschen, denn der Mensch ist die schöpferisch höchste Form der Totalität.

Die Stadt ist nicht nur eine Anhäufung von Bauwerken, Strassenanlagen, Parks und schlechter Luft, sondern sie ist vor allem und zuerst eine ungeheure Ballung von Menschen; sie ist die dichteste Form des Zusammenlebens. Deswegen ist die Polarität ja auch ein Merkmal der Stadt. Es gibt kaum eine ambivalente Haltung zu ihr. Entweder man liebt oder haßt sie. Im Grunde ist sie wenig kompromißfähig. Die Stadt wird daher immer eine Herausforderung bleiben (FN 4).

Genau genommen geht es daher weniger um eine Philosophie der Stadt als um eine Philosophie der Bewohner über ihre Stadt (FN 5).

Dem Wesen der Philosophie entspricht es, keine endgültigen Antworten geben und auch keine Normen setzen zu können, sondern sie allenfalls aufzudecken. Eine seriöse Stadtphilosophie kann daher auch keinen fix und fertigen Plan für ein optimales und zufriedenes Leben der Stadtbewohner liefern. Wohl aber einige Grundsätzlichkeiten. Dies habe ich mit der vorliegenden Arbeit versucht.

Ausgehend vom Gedanken der Re-Etablierung menschlichen Selbstwertgefühls und Verantwortung für sich und die anderen, bin ich zu dem Schluß gelangt, daß dies nur über den Weg einer größtmöglichen Dezentralisierung und einer Verschiebung der Macht zum einzelnen hin möglich ist. Menschliche Grundkonstanten wie die Überschaubarkeit und Kriterien der am Menschen orientierten Maßstäblichkeit standen dabei im Vordergrund.

Die Stadt ist ein System, sie ist ein Organismus. Jedes System, jeder Organismus verfügt über einen Kreislauf. Zu seinem Funktionieren ist es notwendig, daß alle Organe und Funktionen aufeinander abgestimmt sind und reibungslos arbeiten. Die Ausgewogenheit entscheidet. Diese Ausgewogenheit auch im städtischen Zusammenleben zu erzielen, ist Idee der polyzentrischen Stadtstruktur, die nicht nur die Selbstverwaltung durch die Bürger fördern, sondern auch zu einer Wiedervermischung bisher getrennter Bereiche wie Wohnen, Arbeiten und Freizeitverbringung führen soll.

Städte wieder zu Städten zu machen (FN 6) könnte das Kurzprogramm einer Stadtphilosophie lauten. Vorausgesetzt, wir denken über unsere Städte endlich wieder "mit Leidenschaft" nach. Das Faszinosum "Stadt", dem wir so unendlich viel verdanken, verdient es allemal.

ANHANG

EINLEITUNG

1. Zit.nach BRAND, Gerd (1978): Wozu Philosophie?, S.346
2. EISFELD, Dieter: Große Stadt, was nun?; DVA 1978
3. STEWIG, Reinhard (1983): Die Stadt in Industrie- und Entwicklungsländern, S.30 f
4. S.dazu LENK, Hans (1978): Wozu Philosophie?, S.61
5. S.dazu WIESENDANGER, Harald: Die philosophische Krankheit; Artikel in der Wochenzeitung "Die Zeit" vom 23.12.1983
6. S.dazu LÜBBE, Hermann (1978): Wozu Philosophie?, S.133
7. Zit.nach Menschengerechte Stadt (1984), Beitrag der Kammer der Evang.Kirchen in Deutschland für soziale Ordnung, S.16
8. MUMFORD, Lewis: Die Stadt; Band 1 + 2, dtv 1980
9. TOYNBEE, Arnold J.: Unaufhaltsam wächst die Stadt; Kohlhammer - Stuttgart 1971
10. MITSCHERLICH, Alexander: Die Unwirtlichkeit unserer Städte; Suhrkamp 1965 und Thesen zur Stadt der Zukunft; Suhrkamp 1971
11. BENEVOLO, Leonardo: Die Geschichte der Stadt; Campus 1984
12. EIBL-EIBESFELDT, Irenäus: Stadt und Lebensqualität; DVA/ÖBV, Wien 1984
13. HASS, Hans: s.12.
14. RAINER, Roland: Kriterien der wohnlichen Stadt; Akad. Druck- und Verlagsanstalt, Graz 1978

15. GLÜCK, Harry: s.12.
16. HEER, Friedrich: Ein Blick zurück: Die Weltstädte von einst, Beitrag in Das Gespräch; Jugenddienst-Verlag 1969 und Urbanität, heute, Beitrag in Die Stadt; Senses-Verlag 1976
17. AMERY, Jean: Stadtluft macht frei: Urbanität heute?, Beitrag in Das Gespräch, Jugenddienst-Verlag 1969
18. ARANGUREN, Jose Luis: Für eine Humanisierung der Stadt, Beitrag in Adieu, ihr Städte!; Herder-Bücherei 1977
19. LENK, a.a.O., S. 48
20. Wörtliches Zitat Josef PIEPERS in der vom ORF am 19.5.1985 ausgestrahlten "jour fixe"-Sendung
21. EISFELD, a.a.O., S 56
22. Titel eines Buches von Gernot BÖHME, erschienen bei Suhrkamp 1985
23. So gesteht Jean AMERY in Stadtluft macht frei: Urbanität heute? (s.17.), S. 5 ff, daß er "nicht mehr so definieren" kann, was Stadt, Großstadt, Weltstadt ist.
24. S.insbes. das Kapitel "Optimale Größen", S. 33 ff, in KOHR, Leopold: Die überentwickelten Nationen, 1983

1. Kapitel: **PHILOSOPHIE HEUTE**

1. S.dazu auch EIBL-EIBELSFELDT und HASS in Stadt und Lebensqualität; DVA/ÖBV 1984
2. LANDMANN, Michael in Adieu, ihr Städte!, S.27
3. PIEPER, Josef: Was heißt philosophieren, S.72
4. RIEDEL, Manfred: Wozu Philosophie?, S.269 f
5. Derselbe, S.267
6. Derselbe, S.275

7. Zit. nach EISFELD, Dieter: Große Stadt, was nun?, S.26
8. LENK, Hans: Wozu Philosophie?, S.38
9. MUMFORD, Lewis: Die Stadt, S.634
10. Beitrag von Heinz ROSMANN im politicum Nr.20, S.38
11. LENK, a.a.O., S.43
12. GETHMANN, C.F.: dortselbst, S.307
13. ZIMMERLI, Walther Ch.: dortselbst, S.181
14. NAISBITT, John: Megatrends, S.136
15. KOHR, Leopold: Überentwickelte Nationen, S.173 f
16. Zit. nach demselben, S.172
17. S.dazu MUMFORD, a.a.O., S.633
18. LENK, a.a.O., S.67
19. S.dazu KAMPITS, Peter: Zwischen Schein und Wirklichkeit, S.7
20. SPERBER, Manes: Ein politisches Leben, S.8
21. LÜBBE, Hermann: Wozu Philosophie?, S.143
22. RIEDEL, a.a.O., S.283
23. BAUMGARTNER, H.M.: Wozu Philosophie?, S.252
24. LENK, a.a.O., S.58
25. STOCKHAMMER, Morris: Philosophisches Wörterbuch, S.199
26. NAISBITT, a.a.O., S.260
27. MITSCHERLICH, Alexander: Thesen zur Stadt der Zukunft, S.102

28. Kurt BIEDENKOPF in einem in Wien gehaltenen Referat im Vorfeld des Zukunftsmanifest-Kongresses am 11.4.1985, S.5 der Mitschrift
29. Leonhard REINISCH in einem Interview mit Manes SPERBER in Ein politisches Leben, S.108
30. BAUMGARTNER, a.a.O., S.251
31. MUMFORD, a.a.O., S.115
32. H.LÜBBE im Vorwort zu Wozu Philosophie?, S.VI ff
33. BIEDENKOPF, a.a.O., S.17
34. S.dazu MUMFORD, a.a.O., S.636
35. KOHR, a.a.O., S.68
36. S.dazu EISFELD in Große Stadt, was nun?, S.42
37. Ebd. S.38 f
38. Zit.nach KAMPITS, a.a.O., S.11
39. NAISBITT, a.a.O., S. 66
40. Dominik JOST in Adieu, ihr Städte!, S.58
41. S.dazu auch NAISBITT, a.a.O., S.28
42. Ebd. S.54
43. S.dazu Ernst GEHMACHER in Adieu, ihr Städte!, S.74
44. Menschengerechte Stadt, S.15
45. EIBL-EIBESFELDT und HASS, a.a.O., S.77
46. Zit. nach NAISBITT, a.a.O., S. 338; die englischsprachige Ausgabe erschien erstmalig 1982
47. Zit. nach NAISBITT, a.a.O., S. 326, der den Bericht von Demographen am Joint Center for Urban Studies am Michigan Institute of Technology und der Harvard-Universität mit dem Titel "The Nation's Families - 1960 - 1990" wiedergibt. Die angeführten 17 verschiedenen Haushaltstypen beziehen sich auf eine Voraussage für das Jahr 1990.

48. Zit. nach NAISBITT, a.a.O., S. 326
49. BIEDENKOPF, a.a.O., S.6
50. EIBL-EIBESFELDT und HASS, a.a.O., S.62
51. S.dazu NAISBITT, a.a.O., S.24 ff
52. Ebd. S.269 ff
53. Ebd. S.105
54. S.dazu insbesondere Helmuth PLESSNER, *Conditio humana*; Suhrkamp, o.J.
55. KOCKELMANS, Joseph J.: *Wozu Philosophie?*, S.234 f
56. Ebd. S.235
57. PIEPER, a.a.O., S.11
58. SPECHT, Rainer: *Wozu Philosophie?*, S.166
59. Ebd.
60. S.dazu Odo MARQUARD in *Wozu Philosophie?*, S.87
61. PIEPER, a.a.O., S.28 ff
62. S.dazu *Wozu Philosophie?*, S.46
63. LENK, a.a.O., S.47
64. ZIMMERLI, a.a.O., S.206 ff
65. S.dazu auch LÜBBE, a.a.O., S.135
66. PIEPER, a.a.O., S.15
67. Zit.nach BUBNER, Rüdiger: *Wozu Philosophie?*, S.1
68. Zit.nach PIEPER, a.a.O., S.82
69. C.Northcote PARKINSON wird von Odo MARQUARD in *Wozu Philosophie?*, S.85, in einer Fußnote zitiert
70. Zit.nach KAMPITS, a.a.O., S.17

71. Zit.nach LENK, a.a.O., S.40
72. KRINGS, Hermann: Wozu Philosophie?, S.153
73. STOCKHAMMER, a.a.O., S.397
74. PIEPER, a.a.O., S.85
75. Siehe z.B. die diesbezügliche Wissenschaftskritik bei A.MITSCHERLICH in den Thesen zur Stadt der Zukunft, S.98
76. ZIMMERLI, a.a.O., S.194
77. PIEPER, a.a.O., S.122
78. RUSSEL, Bertrand: Philosophie des Abendlandes, Wien 1975, S. 11 f; zit.nach EISFELD, Große Stadt, was nun?, S.25 f
79. MUMFORD, a.a.O., S.126
80. ORTBRAND, Eberhard: Geschichte der großen Philosophen, S.23 f
81. DAVID, A.Rosalie: Ägypten, S.52
82. ORTBRAND, a.a.O., S.29 f
83. LANDMANN, a.a.O., S.27
84. Odo MARQUARD, a.a.O., S.71, zitiert hier Helmuth PLESSNER, Die verspätete Nation, zuerst 1955, hier Suhrkamp 1974, S.167. An dieser Stelle sei aber auf MARQUARD selbst mit seiner "soteriologischen Herausforderung", der Seelentrösterfunktion der Philosophie, hingewiesen.
85. NAISBITT, a.a.O., S 104
86. ZIMMERLI, a.a.O., S.196
87. LÜBBE, a.a.O., S.140
88. PLESSNER nach MARQUARD, S.FN 84
89. BUBNER, a.a.O., S.3

90. SPERBER, a.a.O., S.18
91. MITSCHERLICH, Alexander: Thesen zur Stadt der Zukunft, S.91
92. Zit. nach KAMPITS, a.a.O., S.19
93. PIEPER, a.a.O., S.85
94. KOCKELMANS, a.a.O., S.236
95. BUBNER, a.a.O., S.3
96. PIEPER, a.a.O., S.84
97. KRINGS, a.a.O., S.150
98. Ders., S.149
99. S.dazu auch KOHR, a.a.O., S.164
100. PIEPER, a.a.O., S.26
101. S.dazu A.MITSCHERLICH in Thesen zur Stadt der Zukunft, S.144
102. PIEPER, a.a.O., S.27
103. Ebd.
104. LÜBBE, a.a.O., S.133
105. EISFELD, Dieter: Große Stadt, was nun?, S.29
106. Ders., S.22 ff
107. S.dazu Frederic VESTER in Menschwärts, S. 7ff und John NAISBITT in den Megatrends, S.272 ff
108. Zit.nach KAMPITS, a.a.O., S. 59
109. vgl. dazu die grundlegenden Arbeiten von Leo GABRIEL, Z.B. die "Integrale Logik"
110. BRAND, a.a.O., S.353
111. PICHT, Georg: Die Situation des Menschen in der Zukunft

der technischen Welt. Rundbrief der Vereinigung Deutscher Wissenschaftler 28. Dezember 1966; zit. nach MITSCHERLICH, Thesen zur Stadt der Zukunft, S. 49

112. EISFELD, Dieter: Große Stadt, was nun?, S 23
113. VESTER, a.a.O., S. 15
114. Ebd., S. 14
115. Ebd., S. 18
116. Ebd., S. 27
117. Ebd., S. 26
118. NAISBITT, a.a.O., S. 279
119. KAMPITS, a.a.O., S. 58 ff
120. MUMFORD, a.a.O., S. 122
121. BUBNER, a.a.O., S. 6
122. PIEPER, a.a.O., S. 87
123. SAITZ, Hermann: Der Verkehr der großen Städte, S. 11 ff
124. MITSCHERLICH in den Thesen zur Stadt der Zukunft, S. 39
125. KALTENBRUNNER, Adieu, ihr Städte, S. 18
126. MUMFORD, a.a.O., S. 647
127. Ebd.
128. CULLEN, Gordon: Die Stadt als Persönlichkeit, in: Mensch und Stadtgestalt, Stuttgart 1974, S. 115; zit. nach EISFELD, Große Stadt, was nun?, S. 114
129. PIEPER, a.a.O., S. 38
130. MUMFORD, a.a.O., S. 137
131. Ebd.
132. Ders., S. 217

133. BRAND, a.a.O., S.353
134. EIBL-EIBESFELDT und HASS, a.a.O., S.59
135. MUMFORD, a.a.O., S.673
136. EISFELD, Dieter: Stadt der Zukunft, S.97
137. MUMFORD, S.586 f
138. STEWIG, Reinhard: Die Stadt in Industrie- und Entwicklungsländern, S. 17 ff
139. Ders., S.18
140. Wiedergegeben in einer ORF-Sendung im Aug.1985
141. LENK, S.51
142. NAISBITT, a.a.O., S.109 - Mein Optimismus hält sich jedoch diesbezüglich in Grenzen. Zu gut ist mir noch ein Besuch Kairos im Jahre 1983 in Erinnerung, wo ich feststellen mußte, daß ägyptische Stadtplaner, die in Europa studiert und gearbeitet haben, bei der Planung neuer Wohngebiete in Kairo die gleichen Fehler begehen wie ihre europäischen und nordamerikanischen Kollegen vor zwei und mehr Dezennien und die mittlerweile als solche allgemein erkannt sind.
143. MUMFORD, a.a.O., S.663
144. TOYNBEE, Arnold J.: Unaufhaltsam wächst die Stadt, S. 161 ff
145. Ders., S.170

2. Kapitel: ***DIE STADT: GESTERN - HEUTE - MORGEN***

1. STEWIG, Reinhard: Die Stadt in Industrie- und Entwicklungsländern, S. 41 ff und 57 ff
2. MUMFORD, Lewis: Die Stadt, S. 32 ff
3. STEWIG, a.a.O., S.57 ff

4. Ders., S 58
5. MUMFORD, a.a.O., S. 40
6. STEWIG, a.a.O., S.58
7. MUMFORD, a.a.O., S.6
8. Ders., S.5
9. Ders., S.10
10. Ders., S.37
11. JASPERS, Karl: Vom Ursprung und Ziel der Geschichte;
zit. nach H.J. STÖRIG, Weltgeschichte der Philosophie,
S.128
12. MUMFORD, a.a.O., S.64
13. S.auch HALE, John R.: Fürsten, Künstler, Humanisten
- Renaissance: Ausbruch der Neuzeit, S.76
14. MUMFORD, a.a.O., S.65
15. BENEVOLO L.: Die Geschichte der Stadt, S.30
16. MUMFORD, a.a.O., S.83
17. Ders., S.84
18. Ders., S.86
19. Ders., S.87
20. Ders., S.144
21. Ders., S.85
22. Ders., S.121
23. Ders., S.123
24. Ders., S.146 f
25. Vergl. dazu EISFELD, Dieter: Stadt der Zukunft, S.66
oder MUMFORD, S. 317

26. S.dazu den hervorragenden Essay von J.Luis ARANGUREN:
Für eine Humanisierung der Stadt in Adieu, ihr Städte,
S. 121 ff.
27. MUMFORD, a.a.O., S.160
28. Ders., S.160
29. Ders., S.168
30. Ders., S.147
31. Ders., S.274
32. Ders., S.280
33. Ders., S.285 ff
34. Ders., S.288 f
35. Ders., S.288
36. Ders., S.290
37. Ders., S.304
38. Ders., S.368
39. Ders., S.322
40. Ders., S.344 f
41. Ders., S.387
42. Ders., S.415
43. Ders., S.420
44. Ders., S.421
45. Ders., S.428
46. Ders., S.362
47. Ders., S.476
48. Ders., S.520

49. SAITZ H., Der Verkehr der großen Städte, S.17
50. MUMFORD, a.a.O., S.521 ff
51. Ders., S 535
52. Ders., S 504
53. Ders., S 509
54. Ders., S 546 f
55. Ders., S 554 f
56. Ders., S 622 f
57. Ders., S 657
58. Menschengerechte Stadt, S.132
59. SAITZ, a.a.O. S.12
60. MUMFORD, a.a.O. S.617
61. EISFELD, Große Stadt, was nun?, S.1
62. Ders., Große Stadt, was nun? S.117
63. JACOBI, Claus, Uns bleiben noch 100 Jahre, Verlag Ullstein GmbH, zitiert in der Kronenzeitung vom 11.1.1986, S. 27
64. EISFELD, Große Stadt, was nun?, S.31
65. ÖGB-Nachrichtendienst 2321/ 5f
66. S. FN 63
67. GÜNTHER, John: "Wochenpost", 1977/4 in SAITZ, a.a.O.,S.20
68. MITSCHERLICH, Die Unwirtlichkeit der Städte, S.115
69. PFEIL, E.: 1972, S.225 in R.STEWIG, a.a.O., S.296 f
70. STEWIG, a.a.O., S.324

71. Volkszählung 81 in Wien, Magistrat der Stadt Wien, Heft 1, S.13
 72. RAINER, R., Kriterien der wohnlichen Stadt, S.79
 73. NAISBITT, J., Megatrends, S.183
 74. ÖGB-Nachrichtendienst, 2329/6
 75. EISFELD: Große Stadt, was nun?, S.118
 76. TOYNBEE, A.J., Unaufhaltsam wächst die Stadt, S.161 ff
 77. STEMBERGER, Dolf: Die Stadt als Urbild, S.19
-
3. Kapitel: **ELEMENTE EINER STADTPHILOSOPHIE**
 1. Lewis MUMFORD, Die Stadt, S.13
 2. Rainer SPECHT, Wozu Philosophie?, S.167
 3. Roland RAINER, Kriterien der wohnlichen Stadt, S.64
 4. Ders., S.52
 5. MUMFORD, a.a.O., S.606
 6. Horst BIEBER in einem Beitrag in "Die Zeit" vom 6.1.1984, S.14
 7. Siehe dazu Punkt 6 des 1.Kapitels
 8. Alexander MITSCHERLICH, Die Unwirtlichkeit unserer Städte, S.60
 9. Heinz ROSMANN in einem Beitrag im "politicum", Nr.20, Mai 1984, S. 37
 10. Zit. nach MUMFORD, a.a.O., S.399
 11. Peter KAMPITS, Zwischen Schein und Wirklichkeit, S.20
 12. Vgl. MUMFORD, a.a.O., S.13 und Dieter EISFELD, Große Stadt, was nun?, S.88
 13. Die ägyptische Hieroglyphe für Stadt ist ident mit jener

für Mutter, das griechische polis, das lateinische urbs, das italienische la citta, das französische la ville, die deutsche Stadt - alle sind grammatikalisch feminin.

14. Dominik JOST in Adieu, ihr Städte!, S.45
15. Yona FRIEDMAN, Machbare Utopien, S.115
16. EISFELD, Große Stadt, was nun?, S.126
17. Zit. nach MUMFORD, a.a.O., S.132
18. MUMFORD, a.a.O., S.400
19. Leonardo BENEVOLO, Die Geschichte der Stadt, S.96
20. Siehe dazu eine von der University of Reading in England erstellte Studie über Probleme von Großstädten in der Europäischen Gemeinschaft im April 1986 ("The Economist", June 21, 1986)
21. MUMFORD, a.a.O., S.611
22. Zit. nach MUMFORD, a.a.O., S.110
23. Leopold KOHR, Die überentwickelten Nationen, S.156
24. MUMFORD, a.a.O., S.667 f
25. BENEVOLO, a.a.O., S.370
26. EISFELD, Stadt der Zukunft, S.20
27. MUMFORD, a.a.O., S.673
28. Menschengerechte Stadt, S.26
29. Zit.nach Paul BLAU in: Die Stadt, S.II
30. EISFELD, Große Stadt, was nun?, S.106
31. Reinhard STEWIG, Die Stadt in Industrie- und Entwicklungsländern, S.309
32. Zit. nach EISFELD, Die Stadt der Stadtbewohner, S.11
33. Friederike MAYRÖCKER in einem Beitrag in Westermanns

Monatshefte, April 4/1984, S.51

34. EISFELD, Große Stadt, was nun?, S.190 35.
A.MITSCHERLICH, Thesen zur Stadt der Zukunft, S.144
36. György SEBESTYEN in der Zeitschrift "morgen" II/86,
S.3
37. Siehe dazu auch Dolf STERNBERGER, Die Stadt als Urbild,
S.51
38. A.MITSCHERLICH, Thesen zur Stadt der Zukunft, S.75
39. György KONRAD im "Wiener Journal" Nr.61/Okt.85, S.14
40. EISFELD, Große Stadt, was nun?, S.32
41. JOST, a.a.O., S.61
42. Zit.nach Karl RIHA, Stadtleben - Ein Lesebuch, S.17 f
43. Zit.nach G.-K.KALTENBRUNNER, Adieu, ihr Städte !, S.12
44. Jean AMERY in Das Gespräch, Heft 80, S.11
45. KALTENBRUNNER, a.a.O., S.15
46. Siehe dazu auch STEWIG, a.a.O., S.31
47. Zit.nach Wolf Jobst SIEDLER, Die gemordete Stadt, S.78
48. Ebd.
49. Zit.nach A.J.TOYNBEE, Unaufhaltsam wächst die Stadt,
S.159
50. Zit.nach MUMFORD, a.a.O., S.241
51. Zit.nach SIEDLER, a.a.O., S.52
52. Lt. einem Artikel in der FAZ vom 3.6.1985
53. Menschengerechte Stadt, S.80
54. So zitiert MUMFORD - a.a.O., S.643 - eine Untersuchung
aus dem Jahre 1907, derzufolge sich Pferdefuhrwerke in
New York mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 18,7
km bewegten, währenddessen heute Autos mit einem Tages-
durchschnitt von 10 km/h durch die Straßen kriechen.

55. Derzufolge entfielen auf einen Bewohner schon damals im Durchschnitt etwa 20 qm Industriefläche, 5 - 100 qm Wasserfläche, 10 - 50 qm Bahnen, 5 - 40 qm Parkanlagen, 3 qm Friedhöfe, 5 qm öffentliche und gewerbliche Bauten, 5 qm Sport- und Spielplätze, 10 qm Wege und Straßen, 15 - 100 qm Hof- und Gartenfläche und nur 15 qm Wohnfläche (zit.nach RAINER, a.a.O., S.186)
56. Stadtentwicklungsplan-Wien 1985, S.33 f
57. A.MITSCHERLICH, Thesen zur Stadt der Zukunft, S.138
58. Ders., S.100
59. Ders., S.67
60. Siehe dazu auch EISFELD, Die Stadt der Stadtbewohner, S.23
61. Im "politicum" Nr.20, Mai 1984, S.36
62. EIBL-EIBESFELDT und HASS in Stadt und Lebensqualität, S.49
63. Zit.ebd., S.78
64. MUMFORD, a.a.O., S.134
65. A.MITSCHERLICH, Die Unwirtlichkeit unserer Städte, S.153
66. Siehe dazu auch die Ergebnisse eines Arbeitskreises Städtebau und Architektur unter Vorsitz von Gustav PEICHL im Rahmen der "Projektgruppe Landeshauptstadt NÖ", wiedergegeben in "morgen" II/86, S.45 f
67. S.auch EISFELD, Große Stadt, was nun?, S.163
68. MUMFORD, a.a.O., S.632
69. Ders., S.589
70. Ders., S.792
71. Manes SPERBER in Ein politisches Leben, S.98
72. Erschienen in "Die Zeit", Nr. 49, 2.12.1983, S.55

73. A.MITSCHERLICH, Thesen zur Stadt der Zukunft, S.13
74. JOST, a.a.O., S.61
75. Zit.nach MUMFORD, a.a.O., S.576
76. MUMFORD, a.a.O., S.476
77. Ders., S.137
78. Menschengerechte Stadt, S.107
79. Dass., S.19
80. A.MITSCHERLICH, Die Unwirtlichkeit unserer Städte, S.140f
81. STEWIG, a.a.O., S.274 f
82. S.dazu auch EIBL-EIBESFELDT und HASS, a.a.O., S.77
83. Zit.nach SIEDLER, a.a.O., S.27
84. A.MITSCHERLICH, Die Unwirtlichkeit unserer Städte, S.36
85. KOHR, a.a.O., S.151
86. Zit.nach John NAISBITT, Megatrends, S.216
87. MUMFORD, a.a.O., S.149
88. Ders., S.110
89. TOYNBEE, a.a.O., S.167
90. Karl PFEIL, Die indische Stadt, S.16
91. STEWIG, a.a.O., S.17
92. A.MITSCHERLICH, Die Unwirtlichkeit unserer Städte, S.78
93. Menschengerechte Stadt, S.53
94. Stadtentwicklungsplan-Wien 1985, S.47
95. Schon auf einem internationalen Statistiker-Kongress im Jahre 1887 (also vor genau 100 Jahren) wurde diese Festlegung getroffen. Zit.nach STEWIG, a.a.O., S.18

96. SIEDLER, a.a.O., S.10
97. KONRAD, a.a.O., S.15
98. F.HEER in Das Gespräch, Heft 80, S.22
99. Zit.nach Hofrat Dr. Karl SCHMIDT, Leiter des Landesarbeitsamtes Salzburg, in der "Zukunft" vom April 1984, S.25
100. STEWIG, a.a.O., S.128
101. MUMFORD, a.a.O., S.632
102. STEWIG, a.a.O., S.209 ff
103. Ders., S.210
104. H.SAITZ, Der Verkehr der großen Städte, S.28
105. Selbst diese lexikalische Information - gefunden im Neuen Brockhaus, 4.neu bearbeitete Auflage, 1971, Bd.5, - ist keineswegs sakrosankt; sie kann gleichfalls nur als ein Ansatzpunkt für den Erklärungsversuch der Urbanität angesehen werden.
106. A.MITSCHERLICH, Die Unwirtlichkeit unserer Städte, S.78
107. EIBL-EIBESFELDT und HASS, a.a.O., S.59
108. MUMFORD, a.a.O., S.54
109. Zit.nach RAINER, a.a.O., S.77
110. Wolf-Dieter MARSCH in Das Gespräch, Heft 80, S.26
111. HEER in Das Gespräch, Heft 80, S.19
112. HEER in Die Stadt, Heft 21/1976, S.3
113. SIEDLER, a.a.O., S.79
114. HEER in Die Stadt, S.7
115. Ders., S.9

116. Ders., S.6
117. HEER in Das Gespräch, S.23
118. MUMFORD, a.a.O., S.323
119. Zit.nach Carl J.BURKHARDT, Städtegeist, S.382
120. HEER in Die Stadt, S.5
121. SEBESTYEN, a.a.O., S.4
122. HEER in Das Gespräch, S.21
123. Zit.nach KALTENBRUNNER, a.a.O., S.21
124. A.MITSCHERLICH, Thesen zur Stadt der Zukunft, S.12
125. BENEVOLO, a.a.O., S.626
126. Ders., S.909
127. EISFELD, Stadt der Zukunft, S.22
128. KOHR, a.a.O., S.35 ff
129. Ders., S.86
130. Ders., S.41
131. Ders., S.44
132. Fritz DABBERT, Die Beziehungen zwischen Verkehrssystem und Stadtstruktur in Der Städtetag, 4/1977; zit.nach EISFELD, Große Stadt, was nun?, S.148
133. RAINER, a.a.O., S.198, zit. Prof. GUTTMANN von der Universität Wien, der aus einer Fessel-Studie aus dem Jahr 1974 über die fünf bis sechs Jahre lange Bewohnererfahrung in der Gartenstadt Puchenau/Oö u.a. als Ergebnisschwerpunkt mitteilt, daß Bewohner ebenerdiger Einfamilienhäuser zu 47 %, jener mehrgeschossiger Mehrfamilienhäuser zu 21 % und jene der Vergleichsgruppe Urfahr (also zum überwiegenden Teil Wohnhausanlagen) nur zu 9 % ihr Wochenende üblicherweise innerhalb des Wohnbereiches (Wohnung, Garten, Balkon) oder innerhalb der Siedlung verbringen.

134. MUMFORD, a.a.O., S.602
135. Vgl. EISFELD, Große Stadt, was nun?, S.139
136. Vgl. Menschengerechte Stadt, S.162
137. Vgl. die Informationsschriften zum Wohnpark Sandleiten in Wien-Ottakring, Sept.1986 (zit.nach einer Anzeige in der Kronen-Zeitung vom 20.9.1986, S.39)
138. MUMFORD, a.a.O., S.642
139. Siehe auch Stadtentwicklungsplan-Wien 1985, S.47
140. EIBL-EIBESFELDT und HASS, a.a.O., S.66
141. EISFELD, Große Stadt, was nun?, S.114
142. "Wirtschaftswoche" Nr.31, 25.7.1986, S.103
143. J.P.LACAZE in Die Stadt, S.118
144. Stadtentwicklungsplan-Wien 1985, S.33 f
145. MUMFORD, a.a.O., S.666
146. Ders., S.667 f
147. Stadtentwicklungsplan-Wien 1985, S.48
148. D.Eduard LOHSE, Landesbischof, in seinem Vorwort zur Menschengerechten Stadt, S.10
149. A.MITSCHERLICH, Die Unwirtlichkeit unserer Städte, S.69
150. SIEDLER, a.a.O., S.191
151. Vgl. Prof.Dr. Lucius BURCKHARDT in Die Stadt, S.13 ff
152. Menschengerechte Stadt, S.43
153. Kernsatz (S.61) eines Aufsatzes von EIBL-EIBESFELDT und HASS - a.a.O. -, in dem sie den zitierten Satz zu beweisen suchen
154. Dieselben, S.81

155. TOYNBEE, a.a.O., S.200
156. Menschengerechte Stadt, a.a.O., S.36
157. KOHR, a.a.O., S.12
158. RAINER, a.a.O., S.200
159. MUMFORD, a.a.O., S.670
160. EISFELD zitiert F.DABBERT (s.FN 132) in Große Stadt, was nun?, S.143
161. A. MITSCHERLICH, Thesen zur Stadt der Zukunft, S.68
162. Menschengerechte Stadt, S.96
163. NAISBITT, a.a.O., S.161
164. SPERBER, a.a.O., S.16
165. A.MITSCHERLICH, Thesen zur Stadt der Zukunft, S.3
166. ARISTOTELES, Der Staat der Athener, S.15
167. A.MITSCHERLICH, Thesen zur Stadt der Zukunft, S.76
168. P.KAMPITS in der ÖBZ (österr.Bürgermeisterzeitung), 38.Jahrg./Heft 5, S.87
169. Johannes VOGGENHUBER in einem Interview im "Falter" 2/84, S.8
170. EISFELD, Große Stadt, was nun?, S.72
171. C.J.BURKHARDT, a.a.O., S.406
172. Siehe FN 150
173. EISFELD, Die Stadt der Stadtbewohner, S.40
174. Zit.nach EISFELD, s. FN 173, S.38
175. Dortselbst
176. CDU, Großstadtarbeit-Regiebuch, S.2

177. EISFELD, Große Stadt, was nun?, S.55
178. A.MITSCHERLICH, Thesen zur Stadt der Zukunft, S.65
179. Zit.nach Paul BLAU in Die Stadt, S.III 180. Vgl. Dr. Wolf LINDER in Die Stadt, S.84
181. Vgl. MUMFORD, a.a.O., S.493
182. A.MITSCHERLICH, Die Unwirtlichkeit unserer Städte, S.55
183. MUMFORD, a.a.O., S.609
184. EIBL-EIBESFELDT und HASS, a.a.O., S.71
185. Dieselben, S.72
186. MUMFORD, a.a.O., S.127
187. Leitlinien für eine sozialistische Kommunalpolitik, vom Bundespartei Vorstand der SPÖ am 8.2.1979 zur Kenntnis genommen, S.7
188. Kommunalpolitisches Programm der ÖVP aus 1979
189. EISFELD, Stadt der Zukunft, S.67 f
190. Zit. nach NAISBITT, a.a.O., S.141
191. EISFELD, Große Stadt, was nun?, S.56

ANSTELLE EINES NACHWORTES

1. Christian HENKELMANN in CIVIS 1/86, herausgeb.für den Freundes- und Förderkreis des RCDS, Bonn, S.73
2. L.KOHR, Die überentwickelten Nationen, S.173
3. J. PIEPER, Was heißt Philosophieren?, S.56
4. Jean AMERY in Das Gespräch, Heft 80, S.15
5. D.EISFELD, Große Stadt, was nun?, S.7
6. KOHR, a.a.O., S.154

CDU-Dokumentation 36/1984

CDU; Großstadtarbeit - Regiebuch

DAVID, A.Rosalie; Ägypten, Verlag Kunstkreis, Luzern 1975

DÜRRENMATT, Friedrich; Der Verdacht, Roman; Rowohlt 1970

EIBL-EIBESFELDT, Irenäus u.a.; Stadt und Lebensqualität;
DVA/öBV; Wien 1984

EISFELD, Dieter; Die Stadt der Stadtbewohner; DVA 1973

EISFELD, Dieter; Große Stadt, was nun?; DVA 1978

EISFELD, Dieter; Stadt der Zukunft; DVA 1981

EVANGELISCHE KIRCHEN; Menschengerechte Stadt, Beitrag der
Kammer der Evangelischen Kirchen in Deutschland für soziale
Ordnung; Gütersloher Verlagshaus 1984

FRIEDMANN, Yona; Machbare Utopien; fischer alternativ,
Nov. 1983, (3.Aufl.)

GAMPERL, Gerhard; Stadtökologie - Konzept der JVP-Wien;
Wien 1984

GRIESER, Dietmar; Historische Straßen in Europa; Keyser
1983

KONRAD, György; Über die Großstädte, Beitrag im Wiener Jour-
nal Nr. 61; Oktober 1985

LITERATURVERZEICHNIS

AMERY, Jean; Stadtluft macht frei: Urbanität heute?, Beitrag in Das Gespräch, Heft 80; Jugenddienst-Verlag 1969

ARISTOTELES; Der Staat der Athener; Reclam

ATELIER P+F, Prader, Fehringer, Ott; Idee der Stadt; Manifest 1964

BENEVOLO, Leonardo; Die Geschichte der Stadt; Campus 1984

BIEDENKOPF, Prof. Dr. Kurt; Referat, gehalten am 11.4.1985 in Wien

BLAU, Paul; Anstelle eines Vorwortes, Beitrag in Die Stadt, Mitteilungen des Instituts für Gesellschaftspolitik in Wien; Heft 21/1976

BÖHME, Gernot; Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, Darmstädter Vorlesungen; Suhrkamp 1985

BURKHARDT, Carl J.; Städtegeist, Beitrag in Gestalten & Mächte; Manesse 1961

CAMUS, Albert; Lesebuch - Unter dem Zeichen der Freiheit; Rowohlt 1985

CDU-Dokumentation 25; Konzept der CDU zur Stärkung der kommunalen Selbstverwaltung; 30.8.1984

HALE, John R.; Fürsten, Künstler, Humanisten - Renaissance: Ausbruch der Neuzeit; Rowohlt 1978

HEER, Friedrich; Ein Blick zurück: Die Weltstädte von einst, Beitrag in Das Gespräch, Heft 80; Jugenddienst-Verlag 1969

HEER, Friedrich; Urbanität, heute, Beitrag in Die Stadt; Mitteilungen des Instituts für Gesellschaftspolitik in Wien, Heft 21/1976

JACOB, Frank-Dietrich; Historische Stadtansichten; VEB E.A. Seemann Verlag, Leipzig 1982

JASPERS, Karl; Was ist Philosophie?; DTV 1982

KALTENBRUNNER, Gerd-Klaus (Hrsg.); Adieu, ihr Städte; Herder-Bücherei, Initiativen 19, 1977

KAMPITS, Peter; Zwischen Schein und Wirklichkeit, ÖVV 1984

KENNEDY, Margrit (Hrsg.); Öko-Stadt; fischer alternativ, Bd. 1 und 2, Oktober 1984

KOHR, Leopold; Die überentwickelten Nationen; Verlag Alfred Winter, Salzburg 1983

KUH, Anton; Luftlinien; Löcker-Verlag 1981

LACAZE, Jean Paul; Die neue Stadt Le Vaudreuil, Beitrag in Die Stadt; Mitteilungen des Instituts für Gesellschaftspolitik in Wien, Heft 21/1976

LÜBBE, Hermann (Hrsg.); Wozu Philosophie?; De Gruyter Studienbuch, 1978

Magistrat der Stadt Wien; Die Volkszählung vom Mai 1981 in Wien; Heft 1

MARSCH, Wolf-Dieter; Die Stadt als Ort der Utopie, Beitrag in Das Gespräch, Heft 80; Jugenddienst-Verlag 1969

MAYRÖCKER, Friederike; Wienumschlungen, Beitrag in Westermanns Monatshefte; April 4/1984

MITSCHERLICH, Alexander; Die Unwirtlichkeit unserer Städte; Suhrkamp 1965

MITSCHERLICH, Alexander; Thesen zur Stadt der Zukunft; Suhrkamp 1971

MUMFORD, Lewis; Die Stadt; Band 1 und 2, DTV 1980

NAISBITT, John; Megatrends; Hestia 1984

ÖVP; Neue Wege für Österreich - Kommunalpolitisches Programm der ÖVP; 1979

ORTHBRAND, Eberhard; Geschichte der großen Philosophen; Verlag W. Dausien, Hanau/Main o.J.

PFEIL, Karl; Die indische Stadt; Dissertation, Leipzig 1935

PIEPER, Josef; Was heißt philosophieren? Kösel-Verlag München 1980

PLESSNER, Helmuth; *conditio humana*; Suhrkamp o.J.

POLITICUM Nr. 20: Architektur und Politik; Zeitschrift,
Mai 1984

RAINER, Roland; *Kriterien der wohnlichen Stadt*; Akademische
Druck- und Verlagsanstalt, Graz 1978

REIMITZ, Christian; *Wien-Demokratie-Konzept der JVP-Wien*,
1985

RIHA, Karl; *Stadtleben - ein Lesebuch*; Sammlung Luchterhand
1983

RINGELNATZ, Joachim; *Und auf einmal steht es neben dir*,
Gesammelte Gedichte; Henssel-Verlag, Berlin 1980

SAINT-EXUPERY, Antoine de; *Carnets*; Rowohlt 1980

SAITZ, Hermann H.; *Der Verkehr der großen Städte*; transpress
Ostberlin, 1983

SEIFFERT, Helmut; *Einführung in die Wissenschaftstheorie*;
Band 1 und 2, C.H. Beck 1983

SIEDLER, Wolf Jobst; *Die gemordete Stadt*; Herbig 1978

SPENGLIN, Friedrich; *Steilshoop: Konzept und Erfahrungen*,
Beiträge in Die Stadt - Mitteilungen des Instituts für
Gesellschaftspolitik in Wien; Heft 21/1976

SPERBER, Manes; *Ein politisches Leben*; DVA 1984

SPÖ; Leitlinien für eine sozialistische Kommunalpolitik

Stadtentwicklungsplan-Wien 1985

STEWIG, Reinhard; Die Stadt in Industrie- und Entwicklungsländern; UTB 1983

STERNBERGER, Dolf; Die Stadt als Urbild; Suhrkamp 1985

STÖRIG, Hans Joachim; Weltgeschichte der Philosophie; Kohlhammer 1982

TILL, Rudolf; Wiener Projekte und Utopien; Jugend und Volk 1972

TOYNBEE, Arnold J.; Unaufhaltsam wächst die Stadt; Kohlhammer, Stuttgart 1971

VESTER, Frederic; Vernetztes Denken als Grundlage des Überlebens, Beitrag in Menschwärts; Böhlau-Verlag 1985

WEISCHEDEL, Wilhelm; Die philosophische Hintertreppe; DTV 1983

WOHNBAU; Zeitschrift, Nr. 7-8/85

LEBENS LAUF JOHANNES HAHN

Geboren am 2.12.1957 in Wien, ledig.

Eltern: Josef (Kaufmann) und Maria (Hausfrau) HAHN.

- | | |
|----------------|---|
| 1964 - 68 | Volksschule |
| 1968 - 76 | Mittelschule, Matura 1976 |
| 1976 | Beginn des Jus-Studiums an der Universität Wien, Absolvierung des ersten Studienabschnittes |
| 1982 | Beginn des Studiums der Philosophie, der Publizistik und der Germanistik |
| Oktober 1983 | Mitarbeiter in der Abteilung für Statistik und Dokumentation der Bundeswirtschaftskammer, Arbeitsschwerpunkt Industriestatistik |
| Dezember 1984 | Persönlicher Referent von ÖVP-Generalsekretär Dr. Michael GRAFF |
| September 1986 | Mitarbeiter in der Stabsstelle Generalsekretariat der Vereinigung österreichischer Industrieller |

